

Zeitschrift für
Familien-
forschung

Journal of Family Research

In diesem Heft:

Schwerpunktthema:

**Kinderlosigkeit und Kinderreichtum in Deutschland
Analysen mit Daten des Mikrozensus 2012**

- Kinderlosigkeit in Deutschland: Interaktionen von sozialstrukturellen Faktoren
- Paritätsverteilungen von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum
- Kinderzahl und Migrationshintergrund
- Stärken und Limitierungen des Mikrozensus
- Changes in the division of labor within highly educated couples when the first child is born

Referiert im SSCI

3/2015



ISSN 1437-2940
27. Jahrgang 2015, Heft 3
Verlag Barbara Budrich

Inhalt

Editorial.....	254
<i>Martin Bujard & Detlev Lück</i>	
Kinderlosigkeit und Kinderreichtum: Gründe und Daten für eine paritätsspezifische Fertilitätsforschung Einführung in das Schwerpunktthema	255
<i>Martin Bujard</i>	
Kinderlosigkeit in Deutschland: Wie interagieren Bildung, Wohnort, Migrationshintergrund, Erwerbstätigkeit und Kohorte?.....	270
<i>Jürgen Dorbritz</i>	
Paritätsverteilungen nach Geburtsjahrgängen, Lebensformen und Bildung bei besonderer Beachtung von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum: Eine demografisch- soziologische Analyse	297
<i>Robert Naderi</i>	
Kinderzahl und Migrationshintergrund. Ein Vergleich zwischen Frauen türkischer Herkunft mit oder ohne eigene Wanderungserfahrung sowie Frauen ohne Migrationshintergrund in Westdeutschland.....	322
<i>Martin Bujard, Jürgen Dorbritz, Robert Herter-Eschweiler & Linda Lux</i>	
Das unterschätzte Potenzial hoher Fallzahlen – Stärken und Limitierungen des Mikrozensus am Beispiel von Fertilitätsanalysen	343
Forschungsbeiträge	
<i>Anna Dechant & Hans-Peter Blossfeld</i>	
Changes in the division of labor within highly educated German couples when the first child is born	373

Editorial

Liebe Leserinnen,
liebe Leser,

im Mittelpunkt dieses Heftes stehen *Analysen mit Daten des Mikrozensus 2012 zu Kinderlosigkeit und Kinderreichtum in Deutschland*. Herausgeber des Schwerpunktthemas sind *Martin Bujard* und *Jürgen Dorbritz* vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB), Wiesbaden.

Nach einer Einführung in das Schwerpunktthema (*Bujard/Lüeck*) finden Sie Beiträge

- zur Kinderlosigkeit in Deutschland und deren Interaktionen mit Bildung, Wohnort, Migrationshintergrund, Erwerbstätigkeit und Kohorte (*Bujard*),
- zu den Paritätsverteilungen von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum nach Geburtsjahrgängen, Lebensformen und Bildung (*Dorbritz*),
- zu Kinderzahl und Migrationshintergrund (*Naderi*), sowie
- zum unterschätzten Potenzial der hohen Fallzahlen – Stärken und Limitierungen des Mikrozensus am Beispiel von Fertilitätsanalysen (*Bujard/Dorbritz/Herter-Eschweiler/Lux*)

In einem weiteren Beitrag geht es um Veränderungen in der Arbeitsteilung bei hochqualifizierten deutschen Paaren nach der Geburt des ersten Kindes (*Dechant/Blossfeld*).

Das erste Heft des Jahres 2015 wird sich als Schwerpunkt dem Verhältnis zwischen Recht und Familie widmen.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

Henriette Engelhardt-Wölfler
Geschäftsführende Herausgeberin
Editor-in-chief

Dear Readers,

In this issue, *analyses on both childlessness and large families, which are based on 2012 Micro-census data*, take center stage. *Martin Bujard* and *Jürgen Dorbritz*, Federal Institute for Population Research, Wiesbaden, serve as editors of this special issue.

Following an introduction to the special issue by *Martin Bujard* and *Detlev Lüeck*, these four topics are addressed by the contributors:

- Childlessness in Germany – its interactions with education, place of residence, migration background, occupation, and cohort (*Bujard*)
- Parity distributions of childlessness and large families with regard to birth cohort, family status, and education (*Dorbritz*)
- Number of children and migration background (*Naderi*)
- The unrecognized potential of large N – Strengths and limitations of the Microcensus exemplified by fertility research (*Bujard/Dorbritz/Herter-Eschweiler/Lux*)

In another contribution, *Anna Dechant* and *Hans-Peter Blossfeld* investigate “Changes in the division of labor within highly educated German couples when the first child is born”.

The first issue in 2016 will highlight the interrelations between family law and the family.

We hope that you enjoy reading this issue.

Kurt P. Bierschock
Redakteur
Managing editor

Martin Bujard & Detlev Lück

Kinderlosigkeit und Kinderreichtum: Gründe und Daten für eine paritätsspezifische Fertilitätsforschung

Einführung in das Schwerpunktthema

1. Warum Kinderlosigkeit und Kinderreichtum analysieren?

Beschreibt man den zweiten Geburtenrückgang, der in den meisten modernen Industrienationen seit Mitte der 1960er-Jahre zu beobachten ist (van de Kaa 1987) oder die Entwicklung zur „Lowest-Low-Fertility“ (Kohler et al. 2002), so lässt sich dies am anschaulichsten anhand von Geburtenraten tun. Gleiches gilt für den Vergleich verschiedener Länder, Regionen oder sozialer Gruppen, etwa für die Frage, warum in Deutschland auch international vergleichend heute wenige Kinder zur Welt kommen. Typischerweise stützen sich solche Fertilitätsanalysen auf die zusammengefasste Geburtenziffer (TFR), die in Deutschland zwischen 1965 und 1975 rapide gesunken ist, oder auf die Kohortenfertilität (CFR), die einen allmählicheren und länger andauernden Geburtenrückgang ausweist. In beiden Fällen fasst man das Geburtengeschehen mit einem Durchschnittswert zusammen: mit der Zahl der Kinder, die eine Frau im Laufe ihres Lebens (geschätzt) durchschnittlich zur Welt bringt. Eine solche Geburtenziffer ist sinnvoll, um einen komplexen Sachverhalt übersichtlich darzustellen, und hinreichend, um die quantitativen demografischen Folgen des Geburtengeschehens abschätzen zu können.

Allerdings können sich hinter dem Durchschnittswert unterschiedliche Verteilungen von Paritäten, insbesondere von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum, verbergen. Warum ihre Analyse lohnenswert ist, begründen wir mit folgenden drei Thesen:

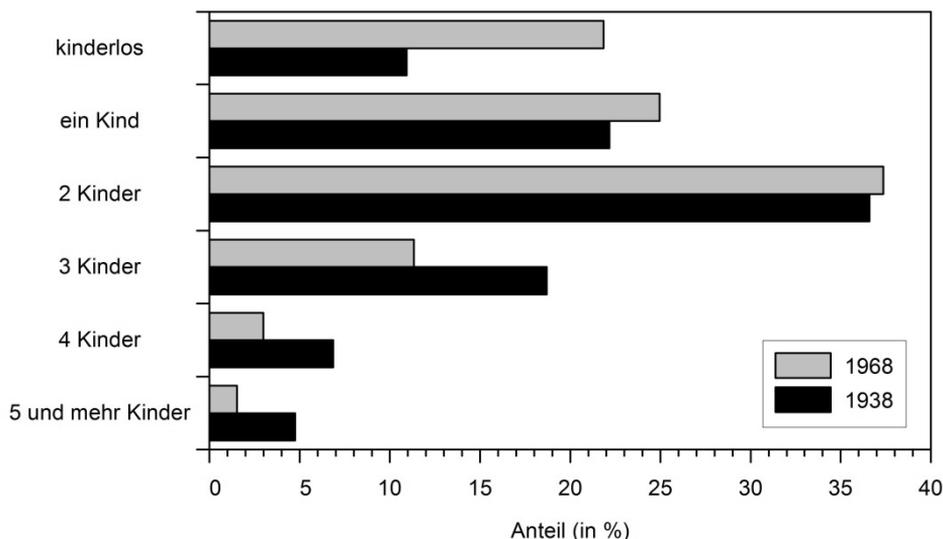
1. Der zweite Geburtenrückgang ist primär durch die beiden Treiber Anstieg von Kinderlosigkeit und Rückgang von Kinderreichtum verursacht.
2. Die Ursachen für Kinderlosigkeit und (das Ausbleiben von) Kinderreichtum unterscheiden sich grundlegend und bedürfen entsprechend unterschiedlicher Erklärungsansätze.
3. Daraus folgt, dass für das Verständnis des zweiten Geburtenrückgangs – und von Veränderungen von Geburtenraten in Industrieländern generell – eine differenzierte Analyse der Phänomene Kinderlosigkeit und Kinderreichtum maßgeblich ist.

Aus diesen Gründen liegt der Fokus der Analysen in diesem Schwerpunktheft auf Kinderlosigkeit (also der Parität 0) sowie auf Kinderreichtum (im Sinne von 3 oder mehr Geburten)¹.

1.1 Kinderlosigkeit und Kinderreichtum als Treiber des zweiten Geburtenrückgangs

In Deutschland lässt sich der zweite Geburtenrückgang vollständig auf eine Veränderung der Anteile Kinderloser und Kinderreicher zurückführen, während sich die Wahrscheinlichkeit, dass auf eine Familiengründung auch noch eine zweite Geburt folgt, nicht reduziert hat. Dies verdeutlicht der Vergleich der Paritäten der Kohorte 1968, die mit 1,49 den langfristigen Tiefpunkt der CFR und des Geburtenrückgangs aufweist (Bujard/Sulak 2015), mit denen des Jahrgangs 1938, bei dem die CFR zuletzt bei 2,1 lag, also dem Wert, der heute für die Bestandserhaltung notwendig wäre. Abbildung 1 zeigt, dass sich die Paritäten 1 und 2 kaum verändert haben, während sich der Anteil kinderloser Frauen von 10,9% auf 21,8% verdoppelt hat. Der Anteil von Kinderreichen hat sich dagegen von 30,3% auf 15,8% fast halbiert. Der Anteil von Frauen mit fünf und mehr Geburten ist sogar von knapp 5% auf 1,5% gesunken. Um den zweiten Geburtenrückgang in Deutschland zu verstehen, sind diese Veränderungen maßgeblich.

Abbildung 1: Paritäten der Frauenjahrgänge 1938 und 1968 in Deutschland



Quelle: Eigene Berechnung und Darstellung nach MZ 2012.

1 Wir definieren Kinderreichtum mit den Paritäten drei und mehr (vgl. Bierschock 2004). Im Unterschied zum Begriff Mehrkindfamilie, die sich über die Anzahl der Kinder in der Lebensform definiert, bezieht sich Kinderreichtum im demografischen Sinne auf die Geburt von drei oder mehr Kindern.

Auch international kommt den beiden Paritäten Kinderlosigkeit und Kinderreichtum zumindest eine herausgehobene Bedeutung zu (Kohler et al. 2002). Insofern hat sich die Geburtenneigung nicht allgemein reduziert, auch bleiben zwei Kinder die mit Abstand häufigste Parität. Vielmehr hat sich zum einen die Wahrscheinlichkeit reduziert, dass Menschen eine Familie gründen, und zum anderen die, dass sie mehr als zwei Kinder bekommen. Für die Lebensrealität der Menschen in Deutschland bedeutet dies, dass ein Leben ohne Kinder Normalität und ein Leben in Mehrkindfamilien (zumindest mit leiblichen Kindern) seltener geworden ist.

1.2 Unterschiedliche Erklärungsansätze von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum

Um die Ursachen dieser Veränderungen der Anteile kinderloser und kinderreicher Frauen besser beurteilen zu können, sind für beide Phänomene unterschiedliche Theorien notwendig, da die Familiengründung und der Übergang zu Kinderreichtum durch völlig unterschiedliche Entscheidungskontexte charakterisiert ist. Eine präzisere Beschreibung des Geburtengeschehens hinsichtlich der Fragen, welche Paritäten sich in welchem Zeitraum verändern bzw. in welchem Ländervergleich den ausschlaggebenden Unterschied ausmachen, stellt eine notwendige Grundlage dar, um zu evaluieren, welche theoretischen Erklärungsansätze sich im entsprechenden Kontext sinnvollerweise heranziehen lassen. Theoretische Ansätze zur Erklärung von Fertilität explizieren zwar häufig nicht, ob sie eher den (ausbleibenden) Übergang zum ersten Kind und die Verbreitung von Kinderlosigkeit oder eher den (ausbleibenden) Übergang zum dritten Kind und die Verbreitung von Kinderreichtum erklären. Ungeachtet dessen bieten die meisten Ansätze aber nur für bestimmte Paritäten plausible Erklärungen an.

Der Anstieg von Kinderlosigkeit lässt sich beispielsweise plausibel damit erklären, dass der zweite demografische Übergang (Lesthaeghe 2010; van de Kaa 1987) oder der Individualisierungsschub (Hoffmann-Nowotny 1988; Beck 1986) vielfältigere, stärker an individueller Selbstverwirklichung orientierte Lebensentwürfe hervorgebracht hat, in denen Kinder nicht notwendigerweise eine Rolle spielen. Auch die gestiegenen Opportunitätskosten von Elternschaft (Becker 1991; Mincer 1963), die Zunahme biografischer Optionen (Birg et al. 1991) oder die rollentheoretischen Überlegungen zur veränderten Rolle der Frau (Scanzoni/McMurry 1972) steuern Argumente zum Verständnis dazu bei, dass Paare gänzlich auf Kinder verzichten.

Der Rückgang von Kinderreichtum lässt sich beispielsweise damit erklären, dass die Gründe, die dafür sprechen, Kinder zu haben, heute seltener ökonomisch-utilitaristisch und häufiger psychologisch-affektiver Natur sind und dass sich dieser „Nutzen“ eines Kindes bereits mit den ersten beiden Kindern einstellt (Nauck 2001; Hoffman/Hoffman 1973). Auch die Substitution von Quantität durch „Qualität“ von Kindern (wie z.B. eine gute Ausbildung), in die Eltern heute investieren (Becker 1991), oder die Orientierung der Menschen an einer Zwei-Kind-Norm (Sobotka/Beaujouan 2014; Dorbritz/Ruckdeschel 2015) liefern in diesem Kontext Argumente.

Zu den wenigen Erklärungen, die für Geburtenrückgänge über alle Paritäten hinweg Plausibilität beanspruchen können, gehört der Aufschub und damit die Verkürzung der Familiengründungs- und Familienerweiterungsphase im Lebenslauf, bedingt durch ver-

längerte Ausbildungszeiten und erschwerte Einstiege in den Arbeitsmarkt. Sie führt zu einer „Rushhour des Lebens“, in der mehrere wichtige Lebensereignisse in einem kurzen biografischen Zeitfenster bewältigt werden müssen (Bertram et al. 2011; Bittman/Wajcman 2000).

Während Kinderlosigkeit und ihre Ursachen innerhalb der aktuellen Fertilitätsforschung ein relevantes Themengebiet darstellen (vgl. Miettinen et al. 2015; Kreyenfeld/Konietzka 2013; Statistisches Bundesamt 2008; Dorbritz 2005), liegen zum Thema Kinderreichtum nur wenige Publikationen und Befunde vor. Häufiger als höhere Paritäten sind „kinderreiche Familien“ bzw. Mehrkindfamilien Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung. Dies ist ein Unterschied, zumal höhere Paritäten aufgrund großer Geburtenabstände oder einer Trennung des Elternpaares nicht unbedingt zu einer großen Kinderzahl im Haushalt führen müssen und zumal Mehrkindfamilien auch ohne höhere Paritäten aufgrund von Stiefelternschaft entstehen können (vgl. z.B. Eggen/Rupp 2006; Bertram 2008). Dabei konzentrieren sich die meisten Arbeiten darauf, die Lebenssituation kinderreicher Familien darzustellen und auf ihre ökonomische Deprivation hinzuweisen (vgl. z.B. Keddi et al. 2010; Iacovou/Berthoud 2006; Rupp/Bierschock 2005). Eine sehr kleine Zahl von Publikationen beschäftigt sich (auch) mit Kinderreichtum in dem hier intendierten demografischen Sinn bzw. mit dem Übergang zum dritten Kind und seinen Determinanten (vgl. z.B. Balbo/Mills 2011; Rille-Pfeiffer et al. 2009; Bruchholz et al. 2002). Dabei zeigt sich, dass eine dritte Geburt wahrscheinlicher wird, wenn die biografisch vorausgehenden Lebensereignisse wie Partnerfindung und Familiengründung in jüngeren Jahren und in kurzen zeitlichen Abständen zueinander erfolgen (Keddi et al. 2010; Bien/Marbach 2007) sowie wenn die Partnerschaft als sehr stabil eingeschätzt wird (Keddi et al. 2010; Rille-Pfeiffer et al. 2009). Darüber hinaus sind vor allem das Beispiel aus der Herkunftsfamilie, also eine große Geschwisterzahl, (Rille-Pfeiffer et al. 2009; Bien/Marbach 2007) sowie die subjektiven Wertevorstellungen und Lebensentwürfe der beiden Partner wichtige Determinanten, insbesondere ein frühzeitig ausgeprägter Wunsch, drei oder mehr Kinder zu haben (Rille-Pfeiffer et al. 2009; Rupp 2006). Auch Paare mit Migrationshintergrund (Eggen/Rupp 2006) und religiöse Menschen (Bien/Marbach 2007) sind häufiger kinderreich.

2. Paritätsspezifische Daten in Deutschland: vor und nach der Reform des Mikrozensus

Um Kinderlosigkeit und Kinderreichtum zu erforschen, bedarf es paritätsspezifischer Daten auf Kohortenebene. Allerdings existierte in Deutschland lange Zeit ein erhebliches Datenproblem, da eine exakte Quantifizierung der Anteile der einzelnen Paritäten bis vor wenigen Jahren nicht möglich war. Das Datenproblem hat sich durch die Einführung der freiwilligen Frage nach Geburten von Kindern in den Mikrozensus (MZ) 2008 und 2012 substanziell verbessert – zumindest bezüglich der paritätsspezifischen Informationen zu 15- bis 75-jährigen Frauen. Der folgende Abschnitt gibt einen Überblick über die Entwicklung der Datenlage in Deutschland, wobei Schätzungen zu Kinderlosigkeit vor 2006, das Mikrozensusgesetz und aktuelle Daten zu Kinderlosigkeit und Kinderreichtum thematisiert werden.

2.1 Schätzungen zu Kinderlosigkeit im MZ vor 2006: Was die Kinderzahl im Haushalt aussagt und was nicht

Während in vielen anderen Ländern schon seit längerer Zeit paritätsspezifische Daten aus der Geburtenstatistik vorliegen, wurden in Deutschland ordnungsspezifische Geburtendaten erst ab dem Jahr 2009 erfasst. Der Jahrgang 1994, der im Jahr 2009 15 Jahre alt wurde, wird der erste sein, für den auf Basis dieser Geburtenstatistik die endgültige Kinderlosigkeit berechnet werden kann. Dies wird erst ab dem Jahr 2039 – nach Abschluss der fertilen Phase mit 45 Jahren – möglich sein. Da sozialwissenschaftliche Erhebungen, bei denen nach den leiblichen Kindern gefragt wird, zu kleine Fallzahlen aufweisen, um Strukturdaten zu Paritäten einzelner Kohorten zu generieren, wurde oft der MZ herangezogen. Allerdings wurde in den MZ von 1972 bis 2007 nicht nach den Geburten einer Frau gefragt, sondern nur nach der Kinderzahl im Haushalt. Die Zahl der Kinder im Haushalt (bzw. in der Familie/Lebensform) ist aus drei Gründen geringer als die endgültige Kinderzahl eines Jahrgangs:

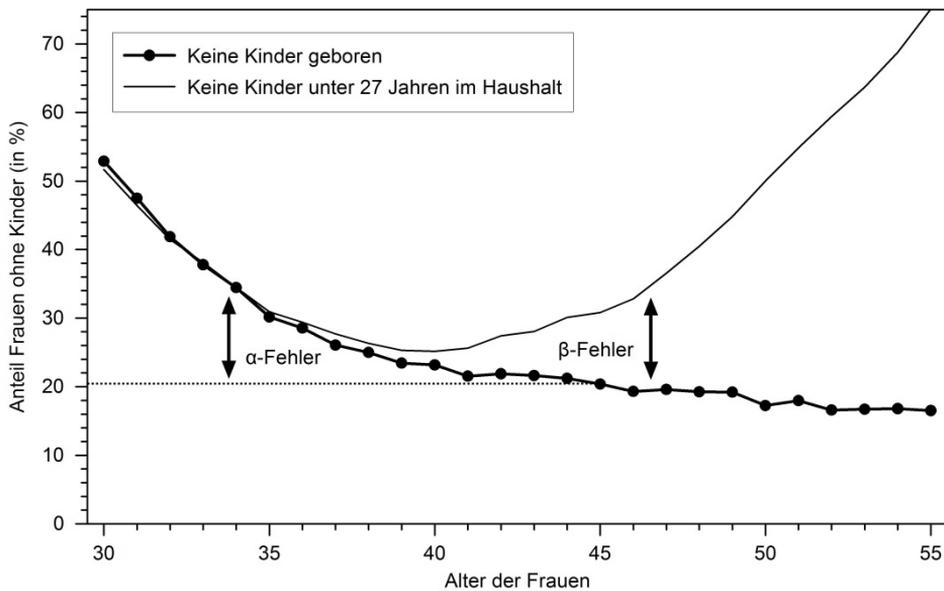
- Erst mit 44 (bzw. 49) Jahren gilt eine Fertilitätsbiografie als abgeschlossen. Zahlen zu den Kindern im Haushalt für beispielsweise 35-jährige Frauen unterschätzen die endgültige Kinderzahl um die Kinder, die nach diesem Alter noch geboren werden (α -Fehler).
- Mit zunehmendem Alter der Frauen verlassen erwachsen gewordene Kinder den gemeinsamen Haushalt. Zahlen zu den Kindern im Haushalt für beispielsweise 45-jährige Frauen unterschätzen die endgültige Kinderzahl um die Kinder, die bereits ausgezogen sind (β -Fehler).
- Ein weiterer Grund für die Unterschätzung besteht darin, dass auch minderjährige Kinder nicht im Haushalt ihrer leiblichen Mutter leben müssen, etwa wenn sie im Internat oder nach Scheidung oder Trennung beim Vater leben (γ -Fehler).

Die Verzerrung durch α - und β -Fehler ist deutlich größer als die durch γ -Fehler. Abbildung 2 zeigt α - und β -Fehler anhand des Vergleichs des Anteils von Frauen ohne Kinder im Haushalt und von kinderlosen Frauen (nach der expliziten Geburtenfrage auf Basis des MZ 2012). Die Fallzahlen für die einzelnen Geburtsjahrgänge von Frauen mit 30-55 Jahren liegen zwischen 3.642 (36 Jahre) und 5.706 (48 Jahre) und damit so hoch, dass die Betrachtung einzelner Jahrgänge bzw. Altersstufen vertretbar ist (Konfidenzintervalle siehe Bujard et al. *in diesem Band*). Die Schere zwischen beiden Linien öffnet sich ab dem Alter der Frau von etwa 40 Jahren, was verdeutlicht, dass die Kinder ab diesem Alter in nennenswertem Umfang aus dem Elternhaus ausziehen und die Zahlen zur Kinderlosigkeit dadurch zunehmend verzerrt werden.

Bei Schätzungen auf Basis der Kinderzahl im Haushalt wurde oft die Altersgruppe der 35- bis 39-Jährigen verwendet, wobei die gestiegene Häufigkeit von Geburten jenseits des 35. Lebensjahres zuletzt zu einer erheblichen Unterschätzung geführt hat (vgl. Statistisches Bundesamt 2006; Wirth/Dümmler 2005). Diese Unterschätzung war besonders für Akademikerinnen hoch: In den Jahren 2003-2007 kamen auf 1000 Akademikerinnen ab 35 Jahren 440-470 Geburten. Nach Einführung des Elterngeldes ist dieser Wert bis 2011 auf fast 600 gestiegen (Bujard/Passet 2013), sodass knapp die Hälfte der Kinder von Akademikerinnen erst nach dem 35. Geburtstag geboren werden. Im Jahr 2012 ist der Anteil von Frauen ohne

Kinder im Haushalt im Alter von 39-41 Jahren am nächsten an der endgültigen Kinderlosigkeit, wobei α - und β -Fehler gleichzeitig wirken. Dieses ideale Alter für den Schätzwert variiert allerdings zwischen Kohorten und Bildungsgruppen. Durch die Kombination mit Daten zur Häufigkeit von ersten Kindern im Alter von unter einem Jahr im Haushalt oder auf Basis anderer Datensätze lässt sich die Überschätzung der tatsächlichen Kinderlosigkeit korrigieren – was allerdings selten angewendet wurde (u.a. Schneider 1996).

Abbildung 2: Vergleich des Anteils von Frauen ohne Kinder aus der Geburtenfrage und des Anteils von Frauen ohne Kinder im Haushalt



Quelle: Eigene Berechnung und Darstellung nach MZ 2012.

Anmerkungen: Basis für die Frage nach den Kindern im Haushalt ist die Lebensformenebene, entsprechend wurde die Variable ef789 verwendet.

Publikationen von Werten zur Kinderzahl im Haushalt für Frauen im Alter von 35-39 oder von 38-41 Jahren haben bei einer fehlerhaften Interpretation dazu geführt, dass die Kinderlosigkeit in Deutschland viele Jahre überschätzt wurde. Völlig überhöhte Schätzungen zur Kinderlosigkeit in der deutschen Demografie (u.a. Birg 2003: 80) wurden sogar international zitiert, beispielsweise eine erwartete dauerhafte Kinderlosigkeit der 1965er-Kohorte von einem Drittel (Kohler et al. 2002: 651) – während sie basierend auf MZ 2012-Daten für Westdeutschland lediglich bei 21,5% liegt. Der Mythos einer Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen der 1960er-Kohorten von 40% (tatsächlich sind es etwa 30%) hat sich lange in der Öffentlichkeit gehalten (z.B. Spiegel 2005; vgl. Statistisches Bundesamt 2006). Allerdings haben im Jahr 2005 mehrere Forschungen auf Basis des SOEP (Schmitt/Winkelmann 2005; Scharein/Unger 2005), des MZ (Wirth/Dümmmler 2005; Scharein/Unger 2005) und basierend auf zwei Simulationsmodellen (Sobotka 2005) weitaus realistischere Schätzungen zutage gefördert. Exakte Daten zum Anteil von kinderlosen und kinderreichen Frauen wurden jedoch erst durch die Einführung der Geburtenfrage seit dem MZ 2008 möglich.

2.2 *Das Mikrozensusgesetz, die neue Geburtenfrage und der familienpolitische Kontext*

Im Mikrozensusgesetz 2005 wurde durch das „Gesetz zur Änderung des Mikrozensusgesetzes 2005“ vom 30.10.2007 in § 4 Abs. 5 beschlossen, dass „Frauen im Alter von 15 bis 75 Jahren“ nach der „Zahl der lebend geborenen Kinder“ befragt werden.

„In der öffentlichen Debatte zur demographischen Entwicklung gewinnen die Themen „niedrige Geburtenrate“ und „zunehmende Kinderlosigkeit“ an Bedeutung. Diese Diskussion erfordert eine gesicherte Datenlage, die derzeit nicht vorhanden ist. Die Frage nach der Zahl der Kinder einer Frau ist nicht Bestandteil des Fragenkatalogs beim jährlich stattfindenden Mikrozensus.“ (Deutscher Bundestag 2007: 2)

Der Gesetzgeber hat das damalige Datendefizit zu Beginn der Begründung der Gesetzentwürfe am 8. Mai 2007 klar beschrieben. Gleichzeitig lag ein erhebliches inhaltliches politisches Interesse vor:

„Aussagen zum Anteil der kinderlosen Frauen lassen sich nur treffen, indem Frauen nach der Zahl der geborenen Kinder befragt werden. (...) In Verbindung mit weiteren Angaben, z.B. zur Ausbildung und zur Erwerbstätigkeit, lassen sich Ansatzpunkte für familienpolitische Maßnahmen bzw. die Wirkung von Maßnahmen etwa zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf erkennen.“ (Deutscher Bundestag 2007: 13).

Diese Begründung ist im Kontext des familienpolitischen Paradigmenwechsels unter Familienministerin Renate Schmidt zu sehen, die die Steigerung der Geburtenrate explizit als Ziel der Familienpolitik kommuniziert hat und den Kita-Ausbau und das Elterngeld auch (aber nicht nur) damit begründete (Rürup/Schmidt 2003). Insbesondere die Kinderlosigkeit von Akademikerinnen, die oft mit überhöhten 40% in den Medien genannt wurde, war eine zentrale Motivation sowohl für das MZ-Gesetz als auch für die Einführung des Elterngelds.

Das Gesetz zur Änderung des Mikrozensusgesetzes 2005 legt fest, dass beginnend ab 2008 alle vier Jahre nach dem „ob“ und der Anzahl von Kindern gefragt wird. Da diese Fragen als sehr persönlich angesehen werden, ist die Beantwortung im Unterschied zu anderen Fragen des MZ freiwillig. Die exakten Fragen lauten: „Haben Sie Kinder geboren?“ und falls die Antwort „ja“ lautet: „Wie viele Kinder haben Sie insgesamt geboren?“ Bemerkenswert und kaum begründbar ist, dass Männer nicht nach der Zahl ihrer leiblichen Kinder gefragt werden.

2.3 *Kinderlosigkeit und Kinderreichtum im MZ 2012*

Durch die Einführung der Geburtenfrage hat sich die Datenlage erheblich verbessert. Kreyenfeld und Konietzka (2013: 29) stellen fest, dass „(...) die imputierten Daten des Mikrozensus 2008 die derzeit verlässlichsten Strukturdaten zur Kinderlosigkeit in Deutschland dar(stellen)“. Durch den MZ 2012 hat sich die Qualität der Daten nochmals verbessert, da die Geburtenfrage im Fragebogen besser platziert wurde, so dass sich der Anteil der Antwortverweigerer von 9,6% auf 8,4% reduziert hat. Nach Imputation liegt lediglich für 3,7% keine Angabe zur Kinderzahl vor.

Tabelle 1 gibt einen Überblick über die Paritäten 0 bis 5+ für die Frauen der Kohorten 1937-1971. Da Frauen des Jahrgangs 1971 bei der Befragung 40 oder 41 Jahre alt waren,

können sich die endgültigen Kinderzahlen der jüngsten Geburtsjahrgänge noch minimal verändern. Die Werte für die Kohorten 1937-1966 können als endgültig bezeichnet werden.

Tabelle 1: Paritäten der Geburtsjahrgänge 1937-1971 von Frauen in Deutschland

Geburtsjahrgang	0 Kinder	1 Kind	2 Kinder	3 Kinder	4 Kinder	5+ Kinder
1937	10,4	23,2	35,2	18,8	7,4	4,9
1938	11,0	22,2	36,6	18,7	6,9	4,7
1939	11,2	22,2	37,8	17,4	6,8	4,5
1940	12,2	23,3	37,9	17,1	6,1	3,4
1941	11,6	23,9	38,4	17,1	5,5	3,4
1942	12,7	24,2	38,8	16,3	5,3	2,6
1943	11,5	24,6	42,2	14,9	4,3	2,5
1944	11,0	26,2	41,6	14,8	4,3	2,1
1945	12,0	28,5	39,4	14,2	3,9	2,0
1946	12,3	25,9	40,9	14,9	4,0	2,0
1947	12,8	28,2	39,4	13,6	4,0	2,0
1948	13,5	27,3	38,8	14,9	3,8	1,8
1949	13,6	27,1	40,1	13,5	3,6	2,1
1950	13,7	27,8	39,8	13,5	3,4	1,8
1951	15,0	26,8	41,4	11,8	3,4	1,6
1952	14,1	27,2	40,8	13,1	3,2	1,6
1953	15,0	25,3	42,5	12,2	3,3	1,7
1954	15,7	25,9	40,3	12,4	3,7	2,0
1955	15,6	25,5	39,7	13,9	3,6	1,6
1956	16,3	25,1	39,9	13,1	3,8	1,9
1957	17,2	24,3	40,9	12,6	3,5	1,5
1958	16,8	23,9	40,7	13,4	3,3	1,8
1959	16,8	24,0	40,4	13,9	3,3	1,7
1960	17,9	22,5	41,3	13,0	3,4	1,9
1961	17,9	25,0	39,9	12,3	3,2	1,7
1962	18,6	24,8	38,5	13,5	3,1	1,5
1963	18,8	24,1	39,6	12,9	3,1	1,6
1964	20,0	24,8	38,3	11,8	3,7	1,4
1965	20,3	24,8	38,0	12,4	3,2	1,2
1966	19,6	26,1	37,1	12,5	3,5	1,3
1967	20,4	25,5	38,2	11,9	2,6	1,4
1968	21,4	24,9	37,7	11,5	3,0	1,5
1969	22,1	23,4	37,3	12,6	3,2	1,4
1970	20,6	25,0	37,7	12,0	3,4	1,4
1971	21,9	25,2	38,1	10,7	3,1	1,0
1940-49	12,3	25,8	39,7	15,2	4,5	2,5
1950-59	15,7	25,5	40,6	13,0	3,5	1,7
1960-69	19,7	24,6	38,6	12,4	3,2	1,5

Quelle: Mikrozensus 2012, zensusbasierte Gewichtung, eigene Berechnung. Anteile in %.

Ein Berechnungshinweis ist notwendig: Es gibt Befragte, die die Frage, ob sie Kinder geboren haben, mit ja, und die anschließende Frage nach der Kinderzahl nicht beantwortet haben (Antwortverweigerinnen der zweiten Sequenz). Diese Frauen als Missings ganz auszuschließen wäre problematisch, da dadurch die Kinderlosigkeit überschätzt wäre. Die Angabe „Kind(er) ja, Kinderzahl unbekannt“ wäre zwar korrekt, man hätte jedoch keine

Paritätenverteilung, die in der Summe 100% ergibt. Folglich wurde der Anteil der Mütter, die zur Kinderzahl nicht geantwortet haben, proportional auf die Paritäten aller nicht kinderlosen Frauen verteilt und diesen hinzugerechnet.

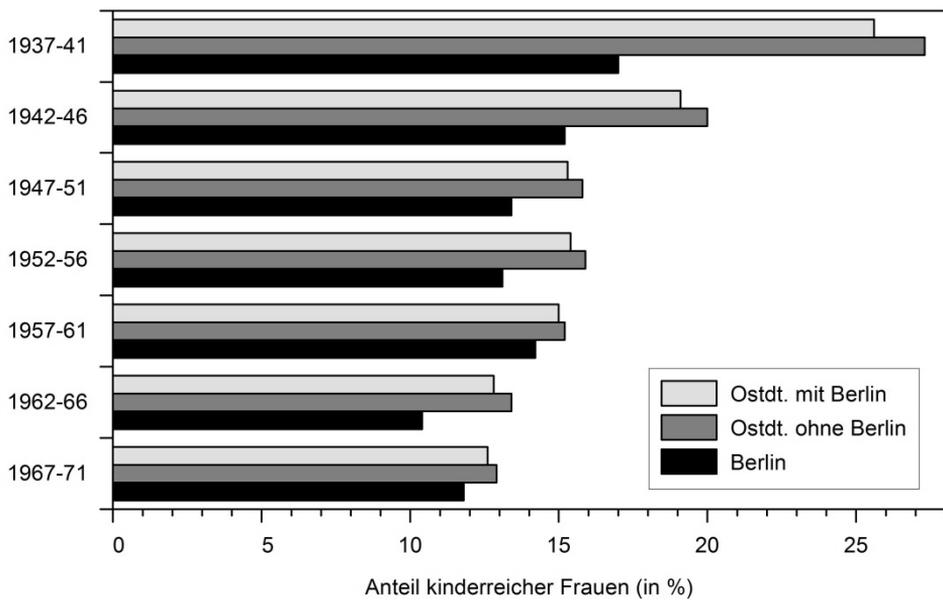
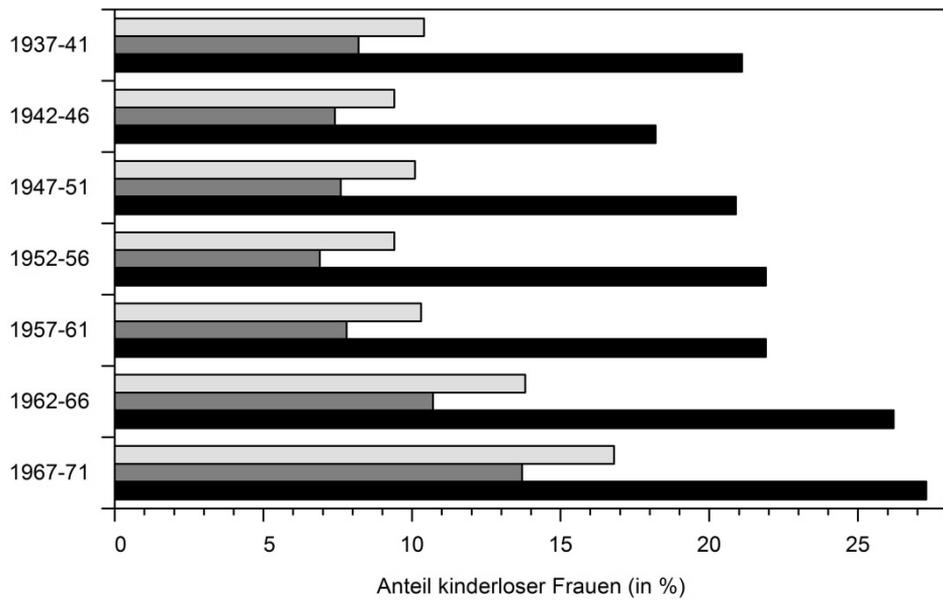
Die Werte sind mit dem Standardhochrechnungsfaktor auf Basis des Zensus gewichtet. Dieser wurde im Forschungsdatenzentrum im September 2015 den Nutzern des MZ 2012 zur Verfügung gestellt. Zuvor wurde mit dem Standardhochrechnungsfaktor der Fortschreibung der Bevölkerungsstatistik gewichtet. Die Unterschiede zwischen beiden Gewichten sind sichtbar; sie wirken sich bei der Kinderlosigkeit der einzelnen Frauenjahrgänge häufig auf die erste Nachkommastelle aus. Mit der zensusbasierten Gewichtung ist die Kinderlosigkeit der Kohorten 1937-1963 um 0,01 bis 0,17 Prozentpunkte höher. Ab Jahrgang 1964 ist sie niedriger und die Differenz steigt auf 0,69 an: Beim Jahrgang 1971 beträgt die Kinderlosigkeit bei der alten Gewichtung 22,6% und mit der zensusbasierten nur 21,9%.

Diese Strukturdaten zeigen, dass die Kinderlosigkeit von rund 11% bei den Ende der 1930er-Jahre geborenen Frauen auf rund 22% bei den um 1970 geborenen Frauen angestiegen ist. Der Anteil kinderreicher Frauen ist zunächst von 31% im Jahrgang 1937 auf rund 20% unter den Ende der 1940er-Jahre Geborenen und dann weiter auf 15% in der Kohorte 1971 gefallen.

Die Werte unterscheiden sich zwischen West- und Ostdeutschland, v.a. ist in Ostdeutschland die Kinderlosigkeit niedriger (Paritätsanteile nach West und Ost differenziert: siehe Anhang). Bei paritätsspezifischen Werten wird in der Literatur die Abgrenzung von Ostdeutschland unterschiedlich gehandhabt, da Berlin mal zu Ostdeutschland gerechnet und mal ausgeklammert wird. Für das Ausklammern spricht, dass Westberlin nicht von einer DDR-Prägung betroffen ist. Dagegen spricht das Ziel, sich 25 Jahre nach der Wiedervereinigung mehr an der geografischen Region und weniger an der lange zurückliegenden politischen Vergangenheit zu orientieren. Für eine Berücksichtigung Berlins spricht auch, dass sonst die mit Abstand größte deutsche Stadt gänzlich aus den Analysen ausgeklammert wäre, was aufgrund der höheren Kinderlosigkeit in Großstädten die Werte verzerren würde. Die Entscheidung zum Umgang mit Berlin hat erhebliche Konsequenzen bezüglich der Kinderlosenanteile (Abb. 3). Beispielsweise liegt bei den Frauenjahrgängen 1967-71 die Kinderlosigkeit in Ostdeutschland mit Berlin bei 16,8% und ohne Berlin bei 13,7%.

Innerhalb Deutschlands variieren Kinderlosigkeit und Kinderreichtum erheblich zwischen soziostrukturellen und -ökonomischen Gruppen, wie erste Analysen mit den MZ 2008 und 2012 (Kreyenfeld/Konietzka 2013; Statistisches Bundesamt 2013) aufzeigen. Dennoch bestehen aktuell noch deutliche Forschungslücken, zumal die verbesserten Daten bislang selten im Hinblick auf Kinderreichtum und nur bedingt systematisch im Hinblick auf Kinderlosigkeit analysiert wurden. Das vorliegende Schwerpunktthema verfolgt das Ziel, die neuen Daten des MZ 2012 zu nutzen, um Forschungslücken zu Kinderlosigkeit und zu Kinderreichtum zu schließen.

Abbildung 3: Paritäten der Geburtsjahrgänge 1937-71: Ostdeutschland mit und ohne Berlin



Quelle: Mikrozensus 2012, zensusbasierte Gewichtung, eigene Berechnung.

3. Die Beiträge dieses Schwerpunktthemas

Der Beitrag von *Martin Bujard* untersucht das Zusammenspiel der Faktoren, die – folgt man der einschlägigen Literatur – mit Kinderlosigkeit zusammenhängen: Bildung, Wohnort, Migrationshintergrund, Erwerbstätigkeit, Lebensform, Einkommen und Kohorte. Dabei werden zwei unterschiedliche methodische Wege kombiniert: Dendrogrammanalysen, die gruppenspezifische Unterschiede bei den Kombinationen der Faktoren aufzeigen, und multinomiale Regressionen. Dabei wird gezeigt, dass sich einige Faktoren in ihrem Einfluss auf eine höhere Kinderlosigkeit ergänzen, während andere Faktoren in multivariaten Modellen wegfallen oder in bestimmten Gruppen keinen Effekt mehr aufweisen. Insbesondere bei zeitlichen Trends zeigen sich erhebliche Unterschiede.

Der Beitrag von *Jürgen Dorbritz* betrachtet die Variablen, die mit Kinderlosigkeit, Kinderreichtum und der durchschnittlichen Kinderzahl assoziiert sind. Dabei werden Analysen des MZ 2012 mit solchen des Familienleitbildsurveys 2012 kombiniert, um soziostrukturelle und kulturelle Erklärungen zu betrachten. Anhand des MZ werden Lebensformen, Bildung und Ost-West-Unterschiede kombiniert für die Kohorten 1964-1968 betrachtet. Mit deskriptiven Analysen des Familienleitbildsurveys werden Einstellungsindikatoren untersucht. Insbesondere die Akzeptanz von Kinderlosigkeit, die persönliche Bedeutung von Kindern, die ökonomischen Nachteile von Kindern und die Stigmatisierung kinderreicher Familien zeigen sich als einflussreiche Leitbilder.

Der Beitrag von *Robert Naderi* analysiert Kinderlosigkeit und Kinderreichtum bei Frauen mit Migrationshintergrund. Dabei liegt der Fokus auf Frauen türkischer Herkunft in Westdeutschland im Alter von 35 bis 49 Jahren – auch im Vergleich zu Frauen ohne Migrationshintergrund. Zentral ist dabei die Differenzierung, welchen Einfluss eine eigene Wanderungserfahrung, die Aufenthaltsdauer und der Migrationshintergrund des Partners auf die Kinderzahl haben. Diesen Fragen wird mit Beschreibungen und multinomialen Regressionen nachgegangen, wobei gezeigt wird, dass der Bildungsgrad und der Sozialisationsort – also das Aufwachsen in Deutschland in spezifischen Altersgruppen – eine wichtige Rolle spielen.

Der letzte Beitrag dieses Schwerpunktthemas von *Martin Bujard*, *Jürgen Dorbritz*, *Robert Herter-Eschweiler* und *Linda Lux* hat einen methodischen Schwerpunkt. Da alle Beiträge in diesem Schwerpunkt den MZ 2012 als Datengrundlage haben, werden erhebungsspezifische Aspekte und Imputationen sowie grundsätzlich die Stärken und Limitierungen des MZ am Beispiel von Fertilitätsanalysen diskutiert. Dabei wird anhand von Vergleichen mit anderen sozialwissenschaftlichen Datensätzen und Konfidenzintervallen versucht, die Bedeutung von hohen Fallzahlen für die Präzision der Befunde und das Potenzial an tiefenscharfen Differenzierungen herauszuarbeiten. Der Beitrag skizziert am Ende beispielhaft drei Forschungsdesigns, die eine differenzierte Erfassung der drei Dimensionen Sozialstruktur, Paritäten und Zeit bzw. Kohorten ermöglichen.

Literatur

- Balbo, N. & Mills, M. (2011). The effects of social capital and social pressure on the intention to have a second or third child in France, Germany, and Bulgaria, 2004-05. *Population Studies*, 65, 3, S. 335-351.
- Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Becker, G. S. (1991). *A treatise on the family. Enlarged edition*. Cambridge: Harvard University Press.
- Bertram, H. (2008). *Die Mehrkinderfamilie in Deutschland. Expertise für das Kompetenzzentrum für familienbezogene Leistungen im Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend*. Berlin: BMFSFJ.
- Bertram, H., Bujard, M. & Rösler, W. (2011). Rushhour des Lebens: Geburtenaufschub, Einkommensverläufe und familienpolitische Perspektiven. *Journal für Reproduktionsmedizin und Endokrinologie*, 8, 2, S. 91-99.
- Bien, W. & Marbach, J. (2007). *Mehrkindfamilien. Erkenntnisse aus den Daten des Familiensurvey – Wellen 1988, 1994 und 2004*. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Bierschock, K. P. (2004). *Kinderreiche Familien – ein Überblick*. <http://www.familienhandbuch.de/familienleben/familienformen/zwillinge/kinderreichefamilieneinueberblick.php> [Stand: 2015-11-15].
- Birg, H. (2003). *Die demographische Zeitenwende*. München: Beck.
- Birg, H., Flöthmann, E.-J. & Reiter, I. (1991). *Biographische Theorie der demographischen Reproduktion*. Frankfurt am Main: Campus.
- Bittman, M. & Wajcman, J. (2000). The rush hour: The character of leisure time and gender equity. *Social Forces*, 79, 1, S. 165-189.
- Bruchholz, R., Fügemann, C. & Minsel, W.-R. (2002). Der Übergang zur Drei-Kind-Familie. Eine Befragung von Müttern zu Motivation, Veränderungen, Anforderungen und Bewältigung. *systema*, 16, 1, S. 24-49.
- Bujard, M. & Passet, J. (2013). Wirkungen des Elterngelds auf Einkommen und Fertilität. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 25, 2, S. 212-237.
- Bujard, M. & Sulak, H. (2015). Mehr Kinderlose oder weniger Kinderreiche? (Manuskript in Review).
- Dorbritz, J. (2005). Kinderlosigkeit in Deutschland und Europa – Daten, Trends und Einstellungen. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 30, 4, S. 359-408.
- Dorbritz, J. & Ruckdeschel, K. (2015). Heirat, Haus, Kinder? Leitbilder der Familiengründung und Familienerweiterung. In: Schneider, N. F., Diabaté, S. & Ruckdeschel, K. (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland*. Opladen, Berlin & Toronto: Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band 48), S. 133-154.
- Eggen, B. & Rupp, M. (Hrsg.) (2006). *Kinderreiche Familien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hoffman, L. W. & Hoffman, M. L. (1973). The value of children to parents. In: Fawcett, J. T. (Hrsg.), *Psychological Perspectives on Population*. New York: Basic Books, S. 19-76.
- Hoffmann-Nowotny, H.-J. (1988). Ehe und Familie in der modernen Gesellschaft. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 1988, 13, S. 3-13.
- Iacovou, M. & Berthoud, R. (2006). *The economic position of large families*. London: Department for Work and Pensions, HMSO (Research Report Nr. 358).
- Keddi, B., Zerle, C. & Lange, A. (2010). *Der Alltag von Mehrkinderfamilien – Ressourcen und Bedarfe*. München: Deutsches Jugendinstitut. http://www.dji.de/bibs/Bericht_Mehrkinderfamilien_21-01-2010.pdf, 09.03.2015.
- Kohler, H.-P., Billari, F. & Ortega, J. (2002). The emergence of lowest-low fertility in Europe during the 1990s. *Population and Development Review*, 28, S. 641-680.
- Kreyenfeld, M. & Konietzka, D. (2013). Kinderlosigkeit in Deutschland. In: Kreyenfeld, M. & Konietzka, D. (Hrsg.), *Ein Leben ohne Kinder*. Wiesbaden: Springer VS, S. 13-44.
- Lesthaeghe, R. (2010). The unfolding story of the second demographic transition. *Population and Development Review*, 36, S. 211-251.
- Miettinen, A., Rotkirch, A., Szalma, I., Donno, A. & Tanturri, M. L. (2015). *Increasing childlessness in Europe: Time trends and country differences*. Families and Societies Working Paper 33.
- Mincer, J. (1963). Market prices, opportunity costs, and income effects. In: Christ, C. F. et al. (Hrsg.), *Measurement in economics*. Stanford: University Press, S. 67-82.
- Nauck, B. (2001). Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of Children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 53, 3, S. 407-435.

- Rille-Pfeiffer, C., Kaindl, M., Klepp, D. & Fröhlich, E. (2009). *Der Übergang zur Dreikind-Familie. Eine qualitative Untersuchung von Paaren mit zwei und drei Kindern*. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung.
- Rupp, M. (2006). Die Lebenssituation kinderreicher Familien und sozialpolitische Herausforderungen. In: Althammer, J. & Klammer, U. (Hrsg.), *Ehe und Familie in der Steuerrechts- und Sozialordnung*. Tübingen: Mohr-Siebeck, S. 155-178.
- Rupp, M. & Bierschock, K. P. (2005). Kinderreich und arm zugleich? *Zeitschrift für Familienforschung*, 17, 2, S. 153-166.
- Rürup, B. & Schmidt, R. (2003). *Nachhaltige Familienpolitik im Interesse einer aktiven Bevölkerungspolitik*. Berlin: BMFSFJ.
- Scanzoni, J. H. & McMurry, M. (1972). Continuities in the explanation of fertility control. *Journal of Marriage and the Family*, 34, 2, S. 315-322.
- Scharein, M. & Unger, R. (2005). Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen? *BiB-Mitteilungen*, 26, 2, S. 6-13.
- Schmitt, C. & Winkelmann, U. (2005). Wer bleibt kinderlos? *Feministische Studien*, 23, S. 9-23.
- Schneider, N. F. (1996). Bewußt kinderlose Ehen. *Zeitschrift für Frauenforschung*, 14, S. 128-137.
- Sobotka, T. (2005). *Childless societies? Trends and projections of childlessness in Europe and the United States*. Paper presented at the 2005 Population Association of America (PAA) Meeting, Philadelphia.
- Sobotka, T. & Beaujouan, É. (2014). Two is best? The persistence of a two-child family ideal in Europe. *Population and Development Review*, 40, 3, S. 391-419.
- SPIEGEL (2005). Über 40 Prozent kinderlos: „Akademikerinnen finden oft keinen Partner“. Spiegel, 07.09.2005.
- Statistisches Bundesamt (2006). *Kinderlosigkeit von Akademikerinnen im Spiegel des Mikrozensus*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Statistisches Bundesamt (2008). *Geburten und Kinderlosigkeit in Deutschland*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Statistisches Bundesamt (2013). *Geburtentrends und Familiensituation in Deutschland*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Van de Kaa, D. J. (1987). Europe's second demographic transition. *Population Bulletin*, 42. Washington DC: Population Reference Bureau.
- Wirth H. & Dümmler, K. (2005). Der Einfluss der Qualifikation auf die Kinderlosigkeit von Frauen zwischen 1970 und 2001 in Westdeutschland. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 30, 2-3, S. 313-336.

Anschriften der Autoren/Addresses of the authors:

Dr. Martin Bujard
Dr. Detlev Lück
Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB)/
Federal Institute for Population Research
Friedrich-Ebert-Allee 4
65185 Wiesbaden
Deutschland/Germany

E-Mail: martin.bujard@bib.bund.de
detlev.lueck@bib.bund.de

Anhang I: Paritäten der Geburtsjahrgänge 1937-1971 von Frauen in Westdeutschland

Geburtsjahrgang	0 Kinder	1 Kind	2 Kinder	3 und mehr Kinder
1937	10,4	22,1	35,0	32,5
1938	11,3	21,0	36,1	31,6
1939	11,5	20,9	38,0	29,6
1940	12,8	21,6	38,3	27,3
1941	11,8	22,9	39,0	26,3
1942	13,5	23,2	38,2	25,1
1943	12,1	23,7	41,8	22,5
1944	12,1	24,9	41,1	21,8
1945	12,2	27,7	38,8	21,3
1946	13,1	25,2	40,3	21,5
1947	13,5	27,2	38,7	20,6
1948	14,3	27,2	37,6	20,9
1949	14,7	26,7	38,6	20,1
1950	15,0	26,7	38,3	20,0
1951	16,2	26,4	39,2	18,1
1952	15,9	26,5	38,6	19,0
1953	16,7	24,4	41,1	17,7
1954	17,4	25,4	38,2	19,0
1955	17,3	25,0	37,8	19,8
1956	18,1	24,7	37,7	19,6
1957	19,2	23,6	39,0	18,2
1958	18,6	23,2	38,6	19,6
1959	18,5	23,6	38,7	19,3
1960	19,7	21,2	39,8	19,3
1961	19,8	23,3	38,5	18,4
1962	20,4	22,6	37,1	19,8
1963	20,4	21,7	39,0	18,9
1964	21,3	22,6	38,3	17,8
1965	21,5	22,8	37,8	18,0
1966	20,7	24,2	37,2	18,0
1967	21,4	23,2	38,5	16,9
1968	22,7	22,7	37,7	16,9
1969	23,1	21,1	38,3	17,6
1970	21,5	23,0	37,7	17,8
1971	22,6	23,1	38,8	15,5
1940-49	13,0	24,9	39,2	22,9
1950-59	17,4	24,9	38,7	19,0
1960-69	21,1	22,6	38,2	18,1

Quelle: Mikrozensus 2012, zensusbasierte Gewichtung, eigene Berechnung. Anteile in %.

Anhang 2: Paritäten der Geburtsjahrgänge 1937-1971 von Frauen in Ostdeutschland

Geburtsjahrgang	0 Kinder	1 Kind	2 Kinder	3 und mehr Kinder
1937	10,4	26,8	35,9	27,0
1938	9,8	26,2	38,1	25,9
1939	10,3	26,8	37,0	25,9
1940	10,3	28,9	36,5	24,4
1941	11,1	27,4	36,7	24,9
1942	10,0	27,7	40,8	21,5
1943	9,7	27,6	43,2	19,5
1944	7,7	30,1	42,9	19,2
1945	11,0	31,2	41,7	16,1
1946	8,9	29,3	43,7	18,1
1947	10,3	31,7	42,1	16,0
1948	10,0	27,5	43,9	18,6
1949	9,7	28,5	45,7	16,1
1950	9,6	31,3	44,6	14,5
1951	11,0	27,9	48,5	12,6
1952	8,3	29,4	48,1	14,2
1953	9,2	28,3	47,1	15,4
1954	9,6	27,9	47,6	15,0
1955	9,8	27,3	46,0	16,8
1956	10,0	26,5	47,8	15,7
1957	9,7	26,8	48,0	15,5
1958	9,8	26,8	48,9	14,5
1959	10,4	25,5	46,7	17,4
1960	10,5	27,5	47,1	14,9
1961	10,8	31,1	45,0	13,0
1962	11,8	32,5	43,9	11,8
1963	12,5	33,2	41,8	12,5
1964	14,5	33,9	38,4	13,2
1965	15,5	33,0	39,2	12,3
1966	14,7	34,4	36,8	14,1
1967	15,8	36,0	37,0	11,3
1968	15,3	34,9	37,7	12,1
1969	17,7	33,9	33,0	15,3
1970	16,6	33,3	37,6	12,5
1971	18,8	33,8	35,2	12,2
1940-49	9,9	28,8	41,4	19,9
1950-59	9,7	27,7	47,3	15,2
1960-69	13,8	33,0	40,2	13,0

Quelle: Mikrozensus 2012, zensusbasierte Gewichtung, eigene Berechnung. Anteile in %.

Martin Bujard

Kinderlosigkeit in Deutschland: Wie interagieren Bildung, Wohnort, Migrationshintergrund, Erwerbstätigkeit und Kohorte?

Childlessness in Germany: How do education, place of residence, migration background, occupation and cohort interact?

Zusammenfassung:

Kinderlosigkeit ist ein Phänomen, das in Deutschland besonders ausgeprägt ist. Bisherige Studien zeigen gruppenspezifische Unterschiede, jedoch ist das Zusammenspiel der Faktoren noch wenig erforscht. Diese Forschungslücke versucht der vorliegende Beitrag auf Basis von Dendrogrammanalysen und logistischen Regressionsanalysen mit Daten des Mikrozensus 2012 für Frauen der Jahrgänge 1950-1969 zu schließen.

Die multivariaten Befunde zeigen, dass urbaner Wohnort, hoher Bildungsabschluss, kein Migrationshintergrund, keine Ehe und Vollzeiterwerbstätigkeit die Wahrscheinlichkeit von Kinderlosigkeit erheblich erhöhen und sich wechselseitig verstärken, während die Effekte pekuniärer Faktoren wegfallen. Drei Gruppendifferenzierungen sind bemerkenswert: Die geringe Kinderlosigkeit bei niedriger Bildung beruht überwiegend auf dem Effekt von Frauen mit Migrationshintergrund. Der Urbanisierungseffekt betrifft nur Frauen ohne Migrationshintergrund. Der ansteigende Trend von Kinderlosigkeit ist bei Akademikerinnen gestoppt – auf hohem Niveau: Eine Akademikerin in einer westdeutschen Großstadt ohne Migrationshintergrund ist zu 38% kinderlos, wenn sie Vollzeit arbeitet zu 51%. In Westdeutschland schreitet die Polarisierung zwischen Mutterschaft und Karriere weiter voran: Mutterschaft hat oft die Konsequenz einer dauerhaft geringen Teilhabe am Arbeitsmarkt. Umgekehrt führen die gewachsenen Optionen bezüglich Beruf, Partnerwahl und Freizeit häufig zu Kinderlosigkeit.

Abstract:

Childlessness is a widespread phenomenon in Germany. Previous studies show considerable variation in different population groups; the interaction of different factors is, however, largely unexplored. This article aims to fill this research gap by both dendrogram analyses and by estimating logistic regression analyses for women in the cohorts 1950-1969 based on Microcensus data from 2012.

Multivariate results reveal that an urban place of residence, high education, no migration background, no marriage, and full-time employment largely increase the probability of childlessness. These factors cumulatively interact with each other, while the effects of pecuniary variables rather decrease. Three group-specific differentiations are remarkable: The low childlessness rate of women with low education is predominantly based on the effect of migrants. The effect of urbanisation does not apply to women with a migration background. The trend of increasing childlessness among highly educated women has stopped – at a high level: The childlessness rate of highly educated women without migration background in western German cities amounts to 38%, with a full time occupation it even rises to 51%. For western Germany, this paper shows an increasing polarisation between motherhood and career: For many women, motherhood is accompanied by a permanently reduced participation in the labour market. Conversely, the growing new opportunities regarding occupation, relationships and leisure often end in permanent childlessness.

Schlagwörter: Kinderlosigkeit, Fertilität, Urbanisierung, Akademiker, Migration, Frauenerwerbstätigkeit, Mikrozensus

Key words: childlessness, fertility, urbanisation, highly educated women, migration, female labour force participation, Microcensus

1. Einleitung

Das Phänomen endgültiger Kinderlosigkeit¹ ist in Deutschland – v.a. in Westdeutschland – im internationalen Vergleich besonders verbreitet (Kreyenfeld/Konietzka 2013; OECD 2015). Bei den 1963-1967 geborenen Frauen sind 20% kinderlos, bei den Jahrgängen 1968-1972 lag der Wert im Jahr 2012, also mit 40-44 Jahren, bereits bei 22% (Statistisches Bundesamt 2013: 32). Der Trend einer ansteigenden Kinderlosigkeit besteht seit den 1930er-Kohorten, bei denen die Kinderlosigkeit nur bei rund 11% liegt. Der heutige hohe Anteil kinderloser Frauen ist aus zwei Gründen hochrelevant:

Erstens ist der Anstieg der Kinderlosigkeit neben dem Rückgang kinderreicher Familien ein zentraler Treiber des Geburtenrückgangs (van de Kaa 1987). Die Folgen des Geburtentiefs in Deutschland, bei dem die zusammengefasste Geburtenrate seit 1975 zwischen 1,24 und 1,45 liegt, betreffen viele Politikfelder und sind vehement. Auch wenn einige langfristige Folgen ambivalent sind und politische Gestaltungsspielräume bestehen, lässt sich konstatieren, dass die Folgen in der Summe, insbesondere für die sozialen Sicherungssysteme, negativ sind (Bujard 2015).

Zweitens weist die hohe Diskrepanz zwischen dem geringen Anteil (bereits früh im Lebensverlauf) gewollter Kinderlosigkeit und der endgültigen Kinderlosigkeit darauf hin, dass viele Frauen einen ursprünglichen Kinderwunsch nicht umgesetzt haben. Der Anteil von Frauen, die keine Kinder möchten, beträgt nach Daten von Familienleitbilder 2012 und Eurobarometer 2011 8-9% (Dorbritz/Diabaté 2015; Miettinen et al. 2015; bezogen auf 20-39 und 18-40 Jahre), also weniger als die Hälfte des tatsächlichen Kinderlosenanteils. Da spezielle Gruppen wie westdeutsche Akademikerinnen, deren Kinderlosigkeit bei rund 30% (Statistisches Bundesamt 2013) liegt, besonders betroffen sind, liegt es nahe, dass gesellschaftliche, politische und ökonomische Strukturen eine Rolle für die Verbreitung von Kinderlosigkeit spielen. Dies ist auch aus der Perspektive des Erreichens selbst gewählter, elementarer Lebensziele im Sinne von Verwirklichungschancen und Lebensqualität (Sen 1993) zu interpretieren.

Der Forschungsstand zur Kinderlosigkeit wird gegenwärtig als „untererforscht“ (Dorbritz et al. 2015; Miettinen et al. 2015) eingestuft, was auch an einer bis vor wenigen Jahren ungesicherten Datenlage (Deutscher Bundestag 2007) liegt. Basierend auf bivariaten Analysen weisen Studien darauf hin, dass das Ausmaß von Kinderlosigkeit in einzelnen Bevölkerungsgruppen sehr unterschiedlich verteilt ist. Demnach ist Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen, in Westdeutschland, bei hohem Einkommen und in Städten (u.a. Boehnke 2013; Dorbritz/Ruckdeschel 2013; Statistisches Bundesamt 2013) stärker ver-

1 In diesem Artikel wird Kinderlosigkeit als endgültige (oder dauerhafte) Kinderlosigkeit interpretiert. Diese unterscheidet sich von der temporären und ist dann gegeben, wenn Frauen das fertile Alter überschritten haben. Dieses wird bei der Berechnung von Geburtenraten wie der Cohort Total Fertility Rate mit 45, 49 oder 50 Jahren definiert.

breitet. Dass die Kinderzahl niedriger bzw. die Kinderlosigkeit bei Frauen höher ist, wenn sie nicht verheiratet sind, ein höheres Bildungsniveau haben und in Städten wohnen, hat Wolf bereits vor einem Jahrhundert feststellen können (Wolf 1912) und dies ist seitdem ein konstantes Phänomen (vgl. Mackenroth 1953: 225ff.; für Bildung: Statistisches Bundesamt 2013: 36). Allerdings ist das Wissen über systematische Zusammenhänge zwischen diversen soziodemografischen und -ökonomischen Faktoren in ihrer Wirkung auf Kinderlosigkeit, aber auch über Interaktionen und Wechselwirkungen sehr begrenzt. Wenn man die Variable Bildungsabschluss nimmt, stellt sich beispielsweise die Frage, inwieweit sich Probleme bei der Partnerfindung im Kontext von städtischem Wohnort, Bildungshomogamie und Vollzeitarbeit hinter dem Effekt der hohen Akademikerkinderlosigkeit verbergen. Dazu bedarf es Forschungsarbeiten, die mit multivariaten Methoden die Effekte einzelner Faktoren von Kinderlosigkeit und ihre Interaktion analysieren. Der vorliegende Artikel versucht, diese Forschungslücke zu schließen.

Auf Basis neuer Daten zur Kinderlosigkeit des Mikrozensus 2012 wird deshalb folgenden Fragen nachgegangen:

- Welche soziodemografischen und -ökonomischen Merkmale haben kinderlose Frauen in West- und Ostdeutschland?
- Wie interagieren die unterschiedlichen Faktoren von Kinderlosigkeit?
- Zeigt sich der Trend einer steigenden Kinderlosigkeit in allen Bevölkerungsgruppen?
- Welche Hinweise auf Ursachen von Kinderlosigkeit lassen sich ableiten?

Die Beantwortung dieser Fragen lässt auch allgemeine Rückschlüsse zu, warum die Kinderlosigkeit in Deutschland so hoch ist und ob sie weiterhin ansteigen wird. Es wird überprüft, inwieweit in Westdeutschland die Polarisierung weiter voranschreitet – zwischen beruflich stark engagierten kinderlosen Frauen und Müttern, deren Einkommen und Erwerbsbeteiligung auch Jahrzehnte nach der Geburt von Kindern deutlich reduziert ist. Eine derartige Polarisierung (vgl. Strohmeier 1993; Peuckert 2012) lässt sich zwar zum Teil auch mit unterschiedlichen Lebensstilpräferenzen erklären (Hakim 2000), steht jedoch im Widerspruch zu den Wünschen von Frauen an der Teilhabe in beiden Sphären Familie und Beruf (Beck-Gernsheim 2006; Gründler et al. 2013).

Ziel des Beitrags ist es, einen umfassenden Überblick über die gruppenspezifische Verbreitung von Kinderlosigkeit und über das Zusammenspiel unterschiedlicher Faktoren zu generieren. Die empirischen Analysen beziehen sich auf Frauen der Kohorten 1950-1969, die ihre Fertilitätsbiografien weitestgehend abgeschlossen haben. Es werden Denrogrammanalysen angefertigt und binominale logistische Regressionsanalysen berechnet, die die Effekte von Region, Kohorte, Bildung, Urbanisierungsgrad, Lebensform, Migrationshintergrund, Haushaltseinkommen, Partnermerkmalen, Erwerbstätigkeit etc. analysieren. Zusätzlich werden Interaktionseffekte berechnet, um Mechanismen des Zusammenspiels von Bildung, Gemeindegröße und Erwerbstätigkeit zu ergründen.

2. Forschungsstand und Theorie

2.1 Forschungsstand zur Kinderlosigkeit in Deutschland

Die Kenntnisse zur Verbreitung von Kinderlosigkeit insgesamt und zu gruppenspezifischen Differenzierungen waren aus Datengründen bis zur Änderung des Mikrozensusgesetzes in 2005 und 2007 erheblich eingeschränkt. Die ungesicherte Datenlage wurde sogar im Gesetzestext expliziert (Deutscher Bundestag 2007) und hat dazu geführt, dass bei den Mikrozensen ab 2008 alle vier Jahre Frauen die Frage nach der Anzahl aller von ihnen geborenen Kinder gestellt wird. Zuvor existierten Schätzungen, basierend auf Erstgeburten in Ehen aus der Geburtenstatistik oder den Mikrozensen, bei denen die Kinderzahl im Haushalt herangezogen werden musste, die die Kinder nicht mitrechnet, die den elterlichen Haushalt bereits verlassen haben. (Zum Überblick siehe Bujard et al. *in diesem Band*.) Im Folgenden wird die Kinderlosigkeit von Frauen betrachtet. Bei der von Männern gibt es vergleichsweise wenige Studien (Ausnahmen siehe: Schmitt/Winkelmann 2005; Oppermann 2014), auch weil die Datenlage schwierig ist: Im Mikrozensus wurden Männer nicht nach ihren Kindern befragt.

Bisherige Studien zeigen, dass in Deutschland der Trend einer steigenden Kinderlosigkeit ungebrochen ist. In den jüngeren Kohorten 1968-72 ist die Kinderlosigkeit insgesamt auf 22% gestiegen (Statistisches Bundesamt 2013), während der Anstieg bei den Akademikerinnen zunächst gestoppt scheint (Bujard 2012; Statistisches Bundesamt 2013).

Dass die Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen höher ist als in den anderen Bildungsgruppen, in Westdeutschland höher als in Ostdeutschland und in Städten höher als in ländlichen Kreisen wird häufig thematisiert und anhand unterschiedlicher Datensätze gezeigt (u.a. Dorbritz/Ruckdeschel 2013; Kreyenfeld 2010; Kreyenfeld et al. 2009; Kreyenfeld/Konietzka 2013; Scharein/Unger 2005; Schmitt/Winkelmann 2005; Statistisches Bundesamt 2013). Die hohe Kinderlosigkeit von Akademikerinnen ist zwar kein neues Phänomen (Wirth/Dümmler 2004), allerdings ist ihr Bevölkerungsanteil in den letzten Jahrzehnten gestiegen. Auswertungen des Mikrozensus 2012 zeigen, dass bei den 1963er- bis 1967er-Kohorten die Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen bei 30% liegt, während es bei der Gesamtbevölkerung „nur“ rund 20% sind (Statistisches Bundesamt 2013). Basierend auf verschiedenen Datensätzen vergleicht Boehnke (2013) die unterschiedliche Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen zwischen Ost- und Westdeutschland. Die niedrigere Kinderlosigkeit im Osten führt sie auf einen „höheren strukturellen Defamilialismus“ bei „gleichzeitig höherem kulturellem Familialismus“ zurück (ibd.: 97). Neben dem Bildungsstatus wird die Kinderlosigkeit auch von den Bildungsfeldern und deren geschlechtlicher Prägung moderiert (Oppermann 2014). Einige Studien weisen zudem auf die geringere Kinderlosigkeit bei Frauen mit Migrationshintergrund hin, insbesondere bei in Deutschland lebenden Türiinnen (Dorbritz/Ruckdeschel 2013), aber auch generell bei Frauen ohne deutsche Staatsangehörigkeit (Kreyenfeld 2010).

Mehrere Studien untersuchen den Zusammenhang zwischen Kinderlosigkeit und Lebensform bzw. Erwerbstätigkeit, auch im Kontext anderer Faktoren. Die endgültige Kinderlosigkeit bei fehlendem Partner ist – nicht überraschend – weitaus höher, insbesondere bei Altersgruppen am Ende der fertilen Phase (u.a. Peuckert 2012: 269). Hinter der Part-

nerlosigkeits-These steht nicht nur, dass der Anteil von Frauen ohne Partner gestiegen ist, sondern auch, dass Beziehungen „immer öfter und nach immer kürzerer Dauer getrennt werden, ohne dass zuvor ein gemeinsames Kind geboren wurde“ (Eckhard 2010: 227). Aber auch die Kinderlosigkeit innerhalb von Ehen ist in Deutschland vergleichsweise hoch (Sobotka/Testa 2008: 197). Die Ausprägungen von bestimmten Lebensformen hängen auch mit Bildung zusammen, da Akademikerinnen häufiger ledig bleiben (Wirth/Dümmler 2004). Allerdings zeigt sich bei ihnen auch im Paarkontext eine höhere Kinderlosigkeit (Wirth 2013). Basierend auf dem Mikrozensus 2008 zeigen Dorbritz und Ruckdeschel (2013) auf, dass Kinderlosigkeit bei einer Erwerbskombination, bei der Mann und Frau Vollzeit arbeiten, besonders hoch ist – jedoch nur in Westdeutschland. Der Einfluss von größerer ökonomischer Unsicherheit auf den Übergang zum ersten Kind hängt ebenfalls vom Bildungsstatus ab: Akademikerinnen schieben den Kinderwunsch eher auf, während Frauen mit niedrigerem Bildungsabschluss sich dann eher für Kinder entscheiden (Kreyenfeld 2010).

Einstellungen und Motive zur Familiengründung spielen eine wichtige Rolle, wobei sowohl solche identifiziert wurden, die pro Familiengründung gerichtet sind, als auch solche, die eher Kinderlosigkeit begünstigen. Kinderlosigkeit ist in Deutschland gesellschaftlich akzeptiert. Nach Dorbritz und Diabaté (2015) wird sie von 58,6% als etwas „ganz normales“ eingeschätzt, während sie nur 28,5% für egoistisch halten. Analysen zu den Motiven von Paaren, die sich bewusst früh im Lebensverlauf gegen Kinder entschieden haben, sind für Deutschland relativ selten. Basierend auf dem Bamberger Ehepaar-Panel zeigt Schneider (1996), dass ein „erwachsenenzentrierter Lebensstil“, der Unabhängigkeit und Flexibilität betont, eine höhere Erklärungskraft aufzeigt als eine Berufs- und Karriereorientierung. Ruckdeschel (2007) folgert, dass die subjektive Bedeutung von Familie und Partnerschaft den stärksten Effekt auf den Kinderwunsch von Kinderlosen hat und der Konflikt mit anderen Lebenszielen wie Selbstverwirklichung und egalitärer Partnerschaft ihn reduziert. Während bei der direkten Befragung nach Gründen für Kinderlosigkeit oft das Einkommen genannt wird, zeigt die Wertedimension Wohlstand keinen Zusammenhang (ibd.). Basierend auf IPPAS-Daten für 13 europäische Länder zeigen Sobotka und Testa (2008), dass Frauen ohne Kinderwunsch am häufigsten Zukunftssorgen als Grund angeben. Weitere oft genannte Gründe sind die Beibehaltung des Lebensstandards, hedonistische Motive und Partnerlosigkeit, während der Beruf erst an siebter Stelle genannt wird. Dorbritz und Diabaté (2015) identifizieren zwei Leitbilder, die Kinderlosigkeit begünstigen: ein autonomiebetontes und das der risikovermeidenden Elternschaft.

Kinderlosigkeit ist zu einem bestimmten Teil auch auf biologische Gründe zurückzuführen. Jedoch ist die Differenzierung zwischen gewollter und ungewollter Kinderlosigkeit komplizierter, da diese Kategorien im Lebensverlauf veränderbar sind (vgl. Kreyenfeld/Konietzka 2013; Sobotka/Testa 2008; Veevers 1980). Zum einen gibt es Frauen, die (oder deren Partner) bereits früh im Lebensverlauf biologisch unfruchtbar sind; zum anderen gibt es kinderlose Frauen, deren Unfruchtbarkeit sich durch einen *zu* häufigen bzw. im Lebensverlauf zu langen Aufschub des Kinderwunsches ergeben hat. Der Übergang zwischen diesen Gruppen ist graduell und schwer messbar, da Infertilität anhand des 12-Monats-Kriteriums definiert wird. Te Velde et al. (2012) zeigen, dass das Aufschieben der Erstgeburt seit den 1970er-Jahren den Anteil ungewollt kinderloser Frauen in einigen europäischen Ländern verdoppelt hat. In Westdeutschland ist demnach der Anteil von

3,7% 1985 auf 6,4% 2007 gestiegen. Bei der Kohorte 1971-73 haben im Alter von 35-39 Jahren etwa 8% angegeben, dass Kinder zu zeugen körperlich wahrscheinlich oder sicher nicht möglich ist (Trappe 2013: 345). Wichtig für die Ursachenzuschreibung von Kinderlosigkeit ist, dass eine kleine Gruppe von unter 4% bereits früh im Lebensverlauf infertil ist. Bei Frauen, bei denen der perpetuierende Aufschub des Kinderwunsches im Kontext der Partnerwahl sowie von Ausbildung, Beruf, Vereinbarkeitsbedingungen, sozialen Erwartungen und Wohnort zu einer Unfruchtbarkeit im Alter von über 35 Jahren geführt hat, sind die Ursachen in den Kontextbedingungen dieses Aufschubs zu suchen.

Zusammenfassend ist zu konstatieren, dass die Verbreitung von Kinderlosigkeit bezüglich *singulärer* Merkmale relativ gut erforscht ist, teilweise auch bei der Kombination zweier Merkmale. Allerdings besteht eine Forschungslücke bezüglich des *Zusammenspiels* dieser Faktoren. Dies wurde für den Übergang zum ersten Kind zwar analysiert (Kreyenfeld 2010; Kreyenfeld et al. 2009), nicht jedoch für die Faktoren von endgültiger Kinderlosigkeit bei Frauen, die ihre Fertilitätsphase abgeschlossen haben. Das Wissen ist noch begrenzt, inwieweit der Zusammenhang einzelner Merkmale mit Kinderlosigkeit tatsächlich auf diese zurückzuführen ist oder auf Drittvariablen basiert. Dies gilt insbesondere für Urbanisierungsgrad und Bildungsabschluss, aber auch für Migrationshintergrund und Einkommen. Dazu besteht eine Forschungslücke hinsichtlich gruppenspezifischer Unterschiede, die über die zweite und dritte Ebene von Merkmalskombinationen hinausgehen. Auch ist wenig darüber bekannt, ob der Gesamttrend einer zunehmenden Kinderlosigkeit für alle oder nur für bestimmte Gruppen existiert.

2.2. Theoretische Grundlagen und Hypothesen

Die Ursachen für Kinderlosigkeit überschneiden sich zwar teilweise mit denen zur Geburtenzahl insgesamt, jedoch ist es plausibel, spezifische Gründe für den ausbleibenden Übergang zum ersten Kind anzunehmen (Überblick siehe: Bulcroft/Teachman 2004; Tantarri et al. 2015). Im Folgenden werden fünf potenzielle Erklärungsansätze zu Kinderlosigkeit diskutiert, wobei diese interdependent sind.

Frauenemanzipation und Bildungsexpansion

Durch die Bildungsexpansion bei Frauen, ihre stärkere berufliche Partizipation in Verbindung mit einer generellen Emanzipationsbewegung haben sich für Frauen neue Sphären außerhalb von Familie und Mutterschaft eröffnet (Beck-Gernsheim 2006). Dadurch war Mutterschaft nicht mehr das selbstverständliche, alles dominierende Lebensziel (vgl. Veevers 1980); stattdessen wurde für immer mehr Frauen eine Abstimmung der Sphären Familie und Beruf notwendig. Nach Hakim (2000) unterscheiden sich Frauen zwischen hausorientierten, berufsorientierten und adaptiven. Letztere möchten Beruf und Familie kombinieren und sind mit Abstand die größte Gruppe. Da die berufliche Etablierung speziell bei Akademikerinnen zu einem späteren Zeitpunkt im Lebenslauf erfolgt, hat sich die Familiengründung auf eine kürzere Phase beschränkt, wodurch eine Rushhour des Lebens (Bertram 2006), genauer formuliert: eine Rushhour der Lebensentscheidungen, entstanden ist, die zu unintendierter Kinderlosigkeit führen kann.

H-1: Je höher die schulische und berufliche Bildung, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit von Kinderlosigkeit. Der Bildungsgradient ist in Westdeutschland linear.

Lebenslaufansatz: Biografische Optionen und Aufschub des Geburtsalters

Nicht nur die beruflichen Möglichkeiten haben zugenommen, sondern auch die Optionen bezüglich Freizeit, Partnerschaft und Mobilität. Die Entscheidung für Kinder bedeutet eine irreversible Festlegung, die die Optionsvielfalt einschränkt – in der Rational Choice-Terminologie sind die biografischen Opportunitätskosten hoch (Birg et al. 1991). Ein Aufschub des Kinderwunsches mit 20, 25 oder 30 Jahren lässt dabei alle Optionen offen: sowohl von Elternschaft als auch von Beruf, Freizeit, Partnerschaft und Mobilität. Allerdings kumulieren sich Aufschubentscheidungen im Lebensverlauf. Durch einen perpetuierenden Aufschub können Frauen an Grenzen des biologischen Zeitfensters stoßen, was oft in ursprünglich nicht intendierter Kinderlosigkeit resultiert (Burkart 1994). Im Verlauf von Aufschubentscheidungen entsteht auch eine Pfadabhängigkeit und nicht selten ein nachlassender Kinderwunsch noch im fertilen Alter ab 30 Jahren (vgl. Ruckdeschel 2007; Sobotka/Testa 2008). Die biografischen Optionen, die zu einem Geburtenaufschub führen können, steigen in urbaneren Wohnorten an (Birg et al. 1991) – v.a. bezüglich Freizeit und Partnermarkt. Die Hypothese lautet:

H-2: Je größer die Gemeinde des Wohnorts, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit von Kinderlosigkeit.

Zwischen Bildung, die eine Zunahme von beruflichen Optionen impliziert, und den biografischen Optionen in größeren Städten, in denen auch der Anteil an Akademikerinnen höher ist, existieren Überschneidungen und wechselseitige Verstärkungen. Die Hypothesen beziehen sich auf genuine Effekte, also dass H-1 auch unabhängig von der Gemeindegroße gilt und H-2 auch unabhängig vom jeweiligen Akademikerinnenanteil.

Kultureller Wandel: Akzeptanz kinderloser Lebensformen und paradoxe Erwartungen an Mütter

Im Zuge des zweiten demografischen Übergangs sind Ausbreitung und kulturelle Akzeptanz von nichttraditionellen Lebensformen zu beobachten. Dies betrifft nichteheliche Lebensgemeinschaften (NEL), gleichgeschlechtliche Lebensformen (GGL), Singles und kinderlose Biografien (van de Kaa 1987; Dorbritz/Diabaté 2015). Der normative Druck, Kinder haben zu müssen, hat sich dadurch reduziert – besonders in kirchlich ungebundenen und urbanen Milieus. Gleichzeitig sind die Erwartungen an Eltern zunehmend gestiegen, v.a. das Fördergebot und das „Gebot der Mutternähe“ (Ruckdeschel 2015). Die hier untersuchten Kohorten sind in Westdeutschland von einem Umfeld konservativer Familientraditionen und Ablehnung von Kleinkindbetreuung geprägt, die eine Inkohärenz zu den egalitäreren Lebensplänen darstellen (McDonald 2000). Die gesellschaftlichen Erwartungen an Mütter sind ambivalent und vielfältig: Es wird zunehmend eine Berufstätigkeit und ökonomische Selbständigkeit erwartet, gleichzeitig die Anwesenheit nachmittags zuhause (Gründler et al. 2013). Dadurch existiert eine Anerkennungs-Paradoxie: Bei

einer Entscheidung für Kinder wird „frau“ möglicherweise stärker bezüglich ihrer Lebensweise kritisiert als wenn sie kinderlos bleibt. Da sich die paradoxen Erwartungen mit den Daten nicht untersuchen lassen, beschränken sich die Hypothesen auf die Akzeptanz nichttraditioneller Lebensformen und den kulturell bedingten direkten Effekt:

H-3: Bei Frauen in NEL ist die Wahrscheinlichkeit von Kinderlosigkeit höher.

H-4: Basierend auf der Bildungsexpansionsthese (Kompositionseffekt) und der Kulturthese (direkter Effekt): Die Kinderlosigkeit steigt im Zeitverlauf von Kohorte zu Kohorte an, was sowohl auf einen Kompositionseffekt als auch auf einen Quantumeffekt zurückzuführen ist.

Familienpolitische Rahmenbedingungen

Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie wird neben der betrieblichen Ebene v.a. durch familienpolitische Rahmenbedingungen geprägt. Während die Berufsaspiration von Frauen, Verhütungsmittel und die Toleranz gegenüber nichttraditionellen Lebensformen in allen Industrieländern diffundiert sind, unterscheidet sich die familienpolitische Akkommodation im Ländervergleich erheblich (Bujard 2011). Eine für die Fertilität entscheidende Maßnahme sind Kinderbetreuungseinrichtungen, jedoch sind ein ganzheitlicher Policy-Mix (inkl. Ganztagschulen etc.), Verlässlichkeit und langfristige Kommunikation notwendig, damit potenzielle Eltern eine verlässliche Vereinbarkeit von Beruf und Familie wahrnehmen. Die Gender-Equity-Theorie diagnostiziert Widersprüche zwischen individuell-orientierten Institutionen des Arbeitsmarktes und des Bildungssystems und familienorientierten Institutionen wie Sozialversicherungen und Familienpolitik (McDonald 2000). Demnach stoßen egalitär ausgebildete Frauen auf sozialstaatliche Institutionen, die am Ernährermodell ausgerichtet sind. Bei Gender-Inkonsistenz bzw. unzureichender familienpolitischer Akkommodation wurde die steigende Zahl beruflich orientierter oder adaptiver Frauen (Hakim 2000) implizit vor die Wahl zwischen beruflicher Karriere oder Familie gestellt. Da die ostdeutschen Frauen der untersuchten Kohorten im Unterschied zu den westdeutschen umfassende Kinderbetreuungs- und Ganztagschulinfrastruktur vorgefunden haben, lässt sich aus diesem Ansatz zumindest für den Ost-West-Vergleich der Arbeitszeitmuster eine Hypothese formulieren.

H-5: In Westdeutschland ist die Wahrscheinlichkeit von Kinderlosigkeit bei Frauen mit Teilzeitarbeit geringer und mit Vollzeitarbeit höher. In Ostdeutschland ist der Zusammenhang schwach.

Ökonomische Faktoren und Arbeitsmarkt

Die Kosten von Kindern betreffen direkte Kosten und Opportunitätskosten (Becker 1991; Mincer 1963). Die Opportunitätskosten steigen mit dem Ausbildungsgrad an und dynamisieren sich in wissensbasierten Arbeitsmärkten im Lebensverlauf: Familienbedingte Unterbrechungen und Teilzeitarbeit implizieren nicht nur Opportunitätskosten in der jeweiligen Phase, sondern summieren sich langfristig im Lebensverlauf, wenn man die dadurch

nicht entstandenen Karriere- und Gehaltsschritte mitberücksichtigt. Diese Opportunitätskosten sind umso höher, je schwieriger die Vereinbarkeit von Beruf und Familie hinsichtlich familienpolitischer Infrastruktur sowie familienfreundlichen Arbeitszeit- und Karrieremodellen ist. Arbeitsmarktinstitutionen spielen hier eine entscheidende Rolle (Adserà 2004): Längere familienbedingte Erwerbsunterbrechungen führen dem ökonomischen Ansatz zufolge nicht nur zu höheren langfristigen Opportunitätskosten, sondern auch zu einer Exklusion von Karrierepfaden. Dazu implizieren Kinder Kosten (Becker 1991), was sich beim Haushaltsnettoeinkommen durch den um den Kinderfaktor erhöhten Nenner negativ auswirkt.

H-6: Je höher das Haushaltsnettoeinkommen, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit von Kinderlosigkeit.

3. Daten, Forschungsdesign und Methoden

3.1. Daten

Datengrundlage der Analysen ist der Mikrozensus 2012. Die Mikrozensusen 2008 und 2012 sind die ersten Datenquellen, die eine exakte Quantifizierung der Kinderlosigkeit und die Analyse der damit verbundenen Faktoren ermöglichen. Seit 2008 wird alle vier Jahre bei den Mikrozensusbefragungen, bei denen grundsätzlich eine Antwortverpflichtung besteht, für Frauen im Alter zwischen 15 und 75 Jahren die freiwillige Frage gestellt: „Haben Sie eigene Kinder geboren?“ Der Mikrozensus 2008 weist bei der Erhebung der Geburten noch methodische Probleme im Kontext der Platzierung der Geburtenfrage im Fragebogen auf. Sie war 2008 am Ende des Fragebogens und außerhalb von kontextähnlichen Fragen platziert. Dies wurde beim 2012er-Mikrozensus behoben, so dass sich die Höhe der Antwortverweigerer von 11,5% auf 8,4% reduziert hat.

Der Anteil kinderloser Frauen der Kohorte 1950 liegt beim 2008er-Mikrozensus bei 12,7% und beim 2012er-Mikrozensus bei 13,6%. Gründe für diese Differenz sind der Stichprobenfehler, Veränderungen der Bevölkerungsstruktur aufgrund von Migration und Sterblichkeit sowie die geringere Rate der Antwortverweigerer im Jahre 2012. Die 2012er-Werte können als valider eingeschätzt werden, v.a. aber ermöglichen sie Informationen zur Kinderlosigkeit jüngerer Jahrgänge. Es werden die Kohorten 1950-1969 analysiert. Die Berücksichtigung des 1969er-Jahrgangs als jüngste Kohorte entspricht einer Zensierung im Alter von 43 Jahren. Aufgrund der sehr geringen Zahl von Geburten bei über 43-Jährigen und da diese dann häufiger auch nicht das erste, sondern ein zweites oder weiteres Kind sind, ist der Anteil von Erstgeburten in diesem Alter sehr gering (vgl. Statistisches Bundesamt 2013: 20). Daher ist die Interpretation von Kinderlosigkeit als endgültige bei der analysierten Stichprobe vertretbar.

Da die Fallzahlen des Mikrozensus sehr hoch sind, liegen insgesamt 100.235 Fälle für die ausgewählten Kohorten vor. Für Frauen der Kohorten 1950-59 sind es 45.752 Fälle, wovon 7.184 also 15,7% kinderlos sind. Hochgerechnet entspricht dies einer Population von 5,314 Mio. Frauen und – infolge der Gewichtung des Hochrechnungsfaktors – einer

minimal niedrigeren Kinderlosenquote von 15,4%. Bei den Kohorten 1960-69 werden 54.483 Fälle berücksichtigt, was einer Frauenpopulation von 6,479 Mio. entspricht. Auch hier reduziert sich die Kinderlosigkeit von 19,8% durch den Hochrechnungsfaktor auf 19,6%.

Für die bivariaten Analysen werden alle 100.235 Fälle verwendet. Bei den logistischen Regressionen und Dendrogrammanalysen werden einige wenige Fälle aufgrund fehlender Angaben zum Bildungsstand ausgeklammert, so dass die analysierte Stichprobe 100.123 Fälle beinhaltet. Die genannten Fallzahlen (N) sind nicht hochgerechnet, sondern dienen der Einschätzung der Analysemöglichkeiten für Differenzierungen und Regressionsmodelle. Bei den Befunden sind die hochgerechneten Werte auf Basis der Fortschreibung der Bevölkerungsstatistik (Stand Juni 2015) angegeben.

3.2. Forschungsdesign und Methoden

Das Forschungsdesign ist mehrstufig: Nach einem bivariaten Überblick wird die Kinderlosigkeit für verschiedene Merkmalskombinationen berechnet und anhand eines Dendrogramms dargestellt. Die hohe Fallzahl des Mikrozensus ermöglicht die Berechnung von Kinderlosigkeit nach Subgruppen bis zur fünften Unterebene. Dadurch ergeben sich für die Kombination der Gruppen West- und Ostdeutschland; Großstadt, städtischer und ländlicher Kreis; niedrige, mittlere und hohe Bildung; mit und ohne Migrationshintergrund (aufgrund der Fallzahlen nur für Westdeutschland) sowie vier Fünf-Jahres-Kohorten insgesamt 152 verschiedene Subgruppen. Da Fallzahlen unterhalb von 100 nicht aussagekräftig sind, wird die Kinderlosigkeit nur für 139 Subgruppen quantifiziert.

Für die multivariate Analyse werden binominale logistische Regressionsanalysen angewendet. Als abhängige Variable fungiert der Kinderlosigkeitsdummy. Folgende unabhängige Variablen werden verwendet (Ausprägungskategorien in Klammern):

- Region (West- und Ostdeutschland, wobei Berlin zu Ostdeutschland gezählt wird)²,
- Kohorte (1950-54, 1955-59, 1960-64 und 1965-69),
- Kreistyp (kreisfreie Großstädte, städtische Kreise, ländliche Kreise mit Verdichtungsansätzen und dünn besiedelte ländliche Kreise),
- Migrationshintergrund (keinen, Ausländer aus EU-Staaten, Ausländer aus Nicht-EU-Staaten sowie Spätaussiedler und andere),
- Bildung und Berufsabschluss (hoch entspricht ISCED 5A und 6, mittel entspricht ISCED 3, 4 und 5B und niedrig entspricht ISCED 1 und 2),
- überwiegendes Einkommen (eigene Erwerbstätigkeit, Einkünfte Eltern oder Partner, Sozialhilfe oder Hartz IV und Sonstige),
- Haushaltsnettoeinkommen pro Kopf (0-899 €, 900-1999 €, 2.000-4.999 €, mehr als 5.000 € und ohne Angabe inkl. Landwirte),

2 Berlin zu Ostdeutschland zu zählen, ist nicht unproblematisch. Eine Ausklammerung Berlins (vgl. Statistisches Bundesamt 2013) wäre ein Nachteil, da dies die mit Abstand größte Stadt ist und die Urbanisierungsthese untersucht werden soll. Durch das hier gewählte Vorgehen ist zwar eine gewisse Verzerrung durch die höhere Kinderlosigkeit Westberliner Frauen zu erwarten, jedoch lässt sich Berlin durch die Merkmalskombination Großstadt und Ostdeutschland in den Dendrogrammanalysen leicht identifizieren.

- Lebensform (Ehepaar, NEL, GGL und alleinstehend/-erziehend),
- Zusammenleben mit über 65-jährigen Personen im Haushalt (keine, 1 und 2-4) und
- Erwerbstätigkeit und Arbeitszeit (keine Erwerbstätigkeit oder arbeitslos; Teilzeit 1-20 Stunden; Teilzeit 21-35 Stunden und Vollzeit).

Die am Ende genannten Faktoren, v.a. Lebensform und Erwerbstätigkeit, fungieren als Kontrollvariablen, da sie eher Folge als Ursache von Elternschaft bzw. Kinderlosigkeit sind. Die Variable des gemeinsamen Haushalts mit über 65-Jährigen kann auf eine fehlende Loslösung vom Elternhaushalt, aber auch auf Belastungen durch Pflege hinweisen.

Die Verteilung der Fälle auf die Kategorien ist unterschiedlich: Bei den Kohorten, den Kreistypen oder bei der kombinierten Kategorie aus Erwerbstätigkeit und Arbeitszeit haben die Kategorien ähnlich viele Fälle. Dagegen sind bei den Merkmalen ausländischer Migrationshintergrund, GGL oder Haushaltsnettoeinkommen von 5.000 € und mehr die Fallzahlen deutlich geringer als in den jeweiligen Vergleichskategorien. Bei letzteren kann es sein, dass große Gruppenunterschiede in der Kinderlosigkeit und in den Odd Ratios für das Gesamtmodell nur einen geringen Effekt (auf das Nagelkerkes R^2) ausmachen.

Das Forschungsdesign bei den logistischen Regressionen kombiniert die klassische Darstellung von Modellen mit sukzessiver Inklusion einzelner Variablen, den West-/Ost-Vergleich, die Untersuchung der minimalen und maximalen Effektstärken der einzelnen Variablen und die Analyse von Interaktionseffekten.

4. Ergebnisse

4.1. Bivariate Analysen: ein Überblick zur Verbreitung von Kinderlosigkeit

Zunächst werden bivariate Befunde zur Kinderlosigkeit dargestellt, die einen umfassenden Überblick zur Verbreitung von endgültiger Kinderlosigkeit nach einzelnen Merkmalen geben. Tabelle 1 zeigt die Kinderlosenanteile für einzelne Variablen differenziert nach West- und Ostdeutschland sowie nach den 1950er- und 1960er-Kohorten.

Nach Ost-West sowie zwischen den Kohorten existieren stabile und erhebliche Differenzen: Während die Kinderlosigkeit bei allen hier analysierten Frauen bei 17,7% liegt, ist sie in den 1960er-Kohorten gut vier Prozentpunkte höher als in den 1950ern (19,6 zu 15,4) und in Westdeutschland über sieben Prozentpunkte höher (19,3 zu 11,8) als in Ostdeutschland. Bemerkenswert sind die erheblichen Ost-West-Unterschiede bei Vollzeitbeschäftigung, NEL und den Bildungsgradienten.

Tabelle 1: Anteil kinderloser Frauen nach soziodemografischen Gruppen

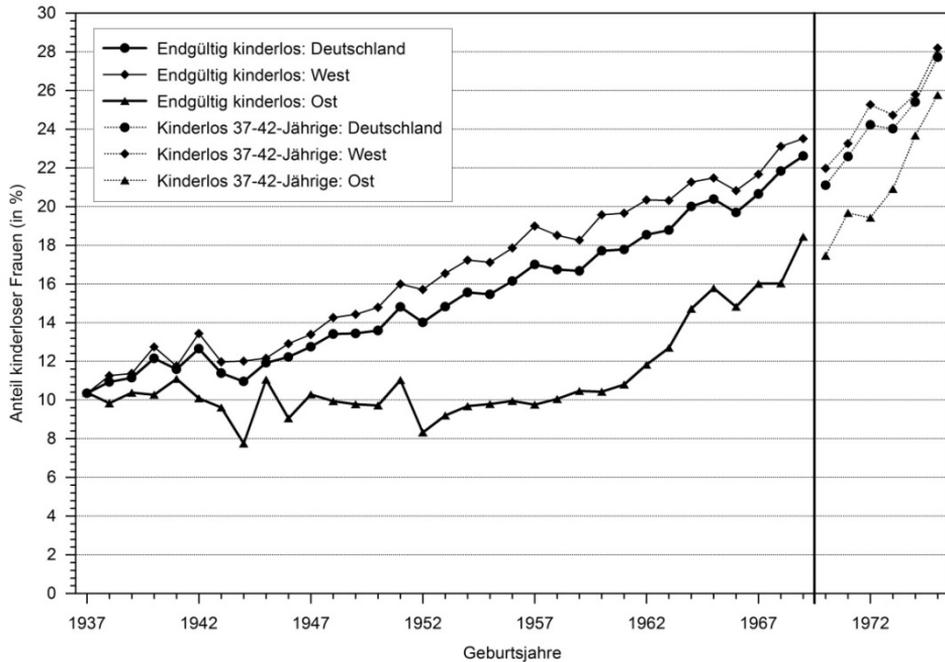
Anteil kinderloser Frauen	Westdeutschland		Ostdeutschland		Gesamt	
	1950-59	1960-69	1950-59	1960-69	1950-59	1960-69
Gesamt	17,1	21,0	9,6	13,8	15,4	19,6
(N)	(35.383)	(43.718)	(10.369)	(10.765)	(45.752)	(54.483)
Region						
Kreisfreie Großstädte	22,6	27,7	16,3	22,0	21,0	26,3
Städtische Kreise	16,3	19,5	5,8	8,2	15,8	19,1
Ländliche Kreise mit Verdichtung	14,1	17,3	6,7	10,9	11,7	15,5
Dünn besiedelte ländliche Kreise	12,2	17,4	6,8	8,9	9,7	13,8
Migration und Staatsbürgerschaft						
Nicht in BRD (oder DDR) geboren	9,6	11,1	13,3	12,9	9,9	11,3
Nur deutsche Staatsangehörigkeit	17,9	22,1	9,4	13,8	15,9	20,4
Deutsche und ausl. Staatsangehörigkeit	6,6	12,6	–	16,1	6,8	12,9
Nur ausländische Staatsangehörigkeit	10,4	12,8	14,6	14,0	10,8	12,9
Ausländer aus EU-Staaten	12,4	16,0	21,4	21,3	12,9	16,4
Ausländer aus Nicht-EU-Staaten	8,8	10,7	12,0	11,7	9,2	10,8
Beide Eltern noch im Herkunftsland	10,4	11,8	19,9	16,4	11,5	12,3
Spätaussiedler	8,4	8,9	10,3	10,1	8,5	9,0
Lebensform						
Ehepaar	12,2	11,8	5,9	7,0	10,8	10,9
Nichteheliche Lebensgemeinschaft	28,1	38,2	12,6	15,6	23,7	32,0
Gleichgeschlechtliche Lebensform	–	78,1	–	–	70,2	76,3
Alleinstehend bzw. -erziehend	28,5	38,9	17,6	26,7	25,9	36,3
Eine Person > 65 Jahre im Haushalt	18,9	37,9	13,5	27,4	17,9	36,3
Zwei Personen > 65 Jahre im Haushalt	35,8	61,2	–	58,2	37,7	60,7
Partner vorhanden (Ehe, NEL, GGL)	12,9	14,1	6,4	8,3	11,5	13,0
Bildung						
Niedriger Bildungsabschluss	12,4	15,0	16,7	19,2	12,7	15,4
Mittlerer Bildungsabschluss	16,9	20,9	8,1	12,1	14,7	19,0
Akademikerinnen	26,4	29,1	13,9	20,2	23,1	27,2
Erwerbstätigkeit/Lebensunterhalt						
Erwerbspersonen	18,3	22,2	8,7	13,2	16,2	20,4
Nichterwerbspersonen	14,6	15,7	11,2	16,8	13,9	16,0
Wochenarbeitszeit 11-20 Stunden	9,2	7,2	7,0	10,8	8,9	7,5
Wochenarbeitszeit 36-40 Stunden	27,7	39,9	9,1	15,0	21,9	32,4
Wochenarbeitszeit 41-45 Stunden	33,0	51,6	10,1	18,1	28,8	45,6
Überw. Lebensunterhalt Erwerbstätigkeit	20,1	24,5	8,6	13,0	17,3	22,1
Überw. Lebensunterhalt Partner/Eltern	7,8	6,7	7,4	7,9	7,8	6,8
Überw. Lebensunterhalt Sozialhilfe	24,6	34,1	15,3	–	22,9	33,9
Überw. Lebensunterhalt Hartz IV	14,8	20,6	11,0	15,7	13,2	18,8

Quelle: Eigene Berechnung auf Basis des Mikrozensus 2012.

Im Zeitverlauf ist die Kinderlosigkeit seit der Kohorte 1944 (11%) nahezu kontinuierlich gestiegen. Abbildung 1 zeigt den Trend erweitert um einige Jahre vor und nach dem Untersuchungszeitraum. Frauen des 1950er-Jahrgangs sind zu 13,6% kinderlos und die des 1969er-Jahrgangs zu 22,6%. Ob die Kinderlosigkeit für die jüngeren Kohorten weiter ansteigt, ist nicht sicher, da diese noch Kinder bekommen können. Bemerkenswert ist die Schere im Vergleich von Ost- und Westdeutschland: Sie ist für die 1950er-Jahrgänge weit geöffnet, während sie Ende der 1930er-Jahrgänge geschlossen war und sich in den jüngeren Kohorten zunehmend schließt. Die Kinderlosigkeit ist in Ostdeutschland sogar bis zu 9,2 Prozentpunkte niedriger (Kohorte 1957). Bei der 1975er-Kohorte, deren generative

Entscheidung nach der Wiedervereinigung stattfand, beträgt der Unterschied nur noch 2,4 Prozentpunkte.

Abbildung 1: Kinderlose Frauen der Jahrgänge 1937-1975



Quelle: Eigene Berechnung und Darstellung auf Basis des Mikrozensus 2012.

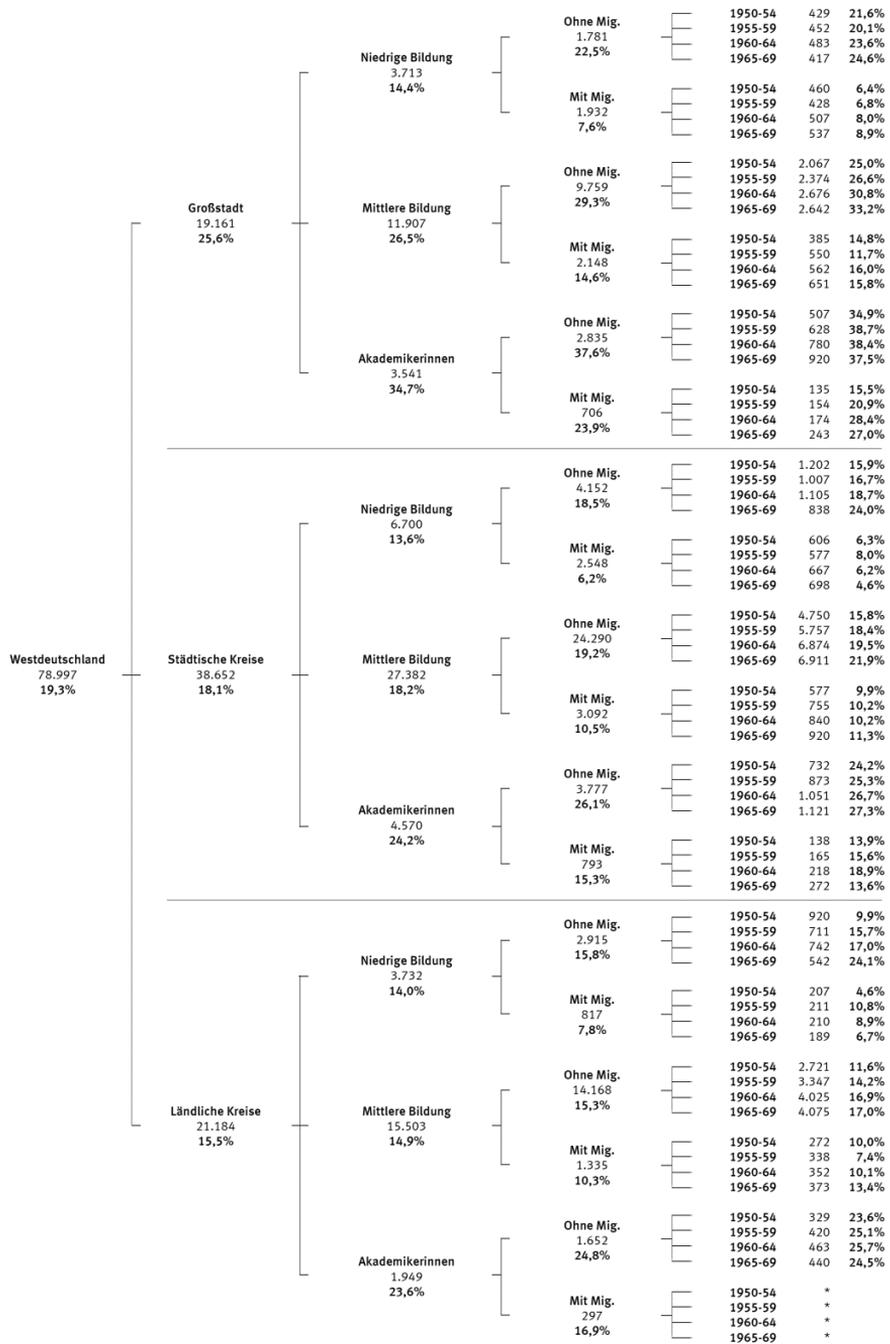
Anmerkungen: Die Werte für die Kohorten nach 1969 beziehen sich auf Frauen im Alter von 37-42 Jahren, die noch ihr erstes Kind bekommen können. Diese sind also nicht endgültig kinderlos.

4.2. Dendrogrammanalysen

In diesem Abschnitt wird die *Kombination* verschiedener Merkmale analysiert. Im Folgenden werden Subgruppen kombiniert nach den Merkmalen Ost-/Westdeutschland, Urbanisierungsgrad, Bildung, Migrationshintergrund (nur für Westdeutschland) und Fünf-Jahres-Kohorten gebildet. Die Abbildungen 2 und 3 zeigen Dendrogramme für West- und Ostdeutschland, welche die subgruppenspezifische Kinderlosigkeit angeben.³

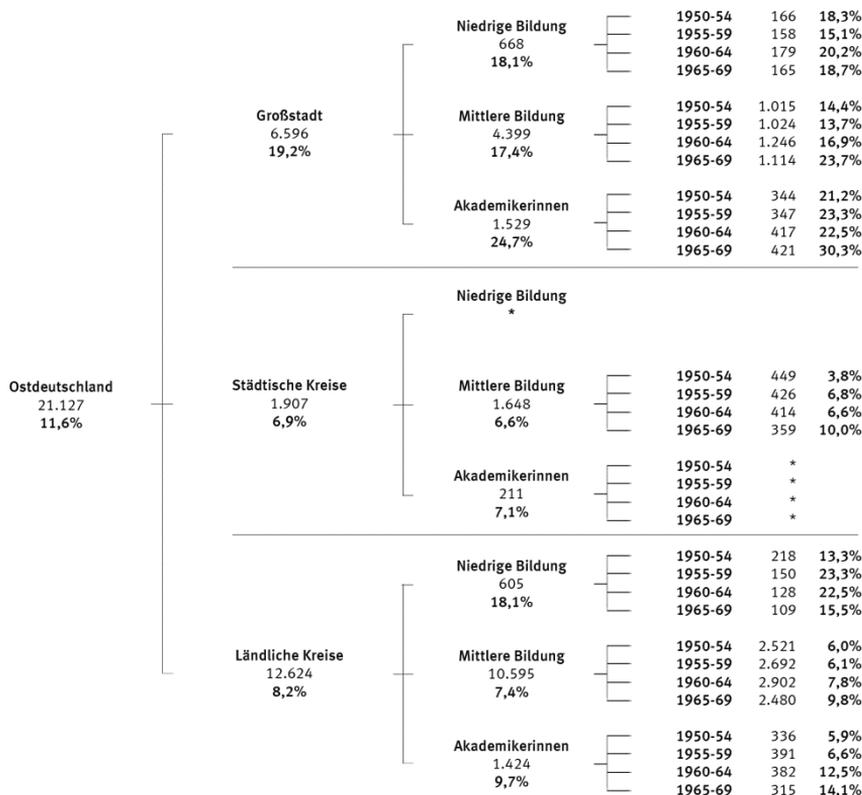
3 Die Werte sind mit dem Standardhochrechnungsfaktor auf Basis des Zensus hochgerechnet.

Abbildung 2: Dendrogramm von Kinderlosigkeit nach fünf Ebenen – Westdeutschland



Quelle: Eigene Berechnung und Darstellung auf Basis des Mikrozensus 2012. * = N<100.

Abbildung 3: Dendrogramm von Kinderlosigkeit nach vier Ebenen – Ostdeutschland



Quelle: Eigene Berechnung und Darstellung auf Basis des Mikrozensus 2012. * = N<100.

Die Befunde für Westdeutschland zeigen, dass im Vergleich der verschiedenen Bevölkerungssubgruppen hohe Bildung, urbaner Wohnort, kein Migrationshintergrund und jüngere Kohorten tendenziell zwar eine höhere Kinderlosigkeit aufweisen, es allerdings bemerkenswerte Ausnahmen gibt:

- Der lineare Bildungsgradient, der für Westdeutschland charakteristisch ist, existiert nur in Großstädten, nicht jedoch bei Frauen ohne Migrationshintergrund in städtischen oder ländlichen Kreisen. In diesen Kreisen – in denen rund drei Viertel der Frauen leben – fällt der Unterschied bezüglich der Kinderlosigkeit zwischen niedriger und mittlerer Bildung weitgehend weg. Dadurch lässt sich die Hypothese H-1 nur bezüglich des Vergleichs von Nichtakademikerinnen zu Akademikerinnen bestätigen, nicht jedoch linear.
- Es existiert kein Stadt-Land-Unterschied bei Frauen mit Migrationshintergrund und niedriger Bildung. Diese Gruppe ist in Großstädten zu 7,6% und in ländlichen Kreisen zu 7,8% kinderlos. Hypothese H-2 ist demnach für diese Gruppe nicht bestätigt.
- Betrachtet man den Trend der Kohorten, zeigen sich erhebliche Unterschiede: In einigen Gruppen ist die Kinderlosigkeit im Kohortenvergleich enorm gestiegen, in anderen hat sie sich kaum verändert oder ist sogar leicht rückläufig. Beispielsweise ist eine leichte Reduzierung der Stadt-Land- und Bildungs-Differenzen zu beobachten. Der

größte Anstieg, von 9,9% auf 24,1%, ist bei Frauen ohne Migrationshintergrund mit niedriger Bildung in ländlichen Kreisen zu verzeichnen.

- Bemerkenswert ist die im Zeitverlauf konstante Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen ohne Migrationshintergrund, in allen Kreistypen. Bei Akademikerinnen in Großstädten findet sich der höchste Wert in der Kohorte 1955-59 und ist seitdem sogar leicht gesunken. Betrachtet man alle Kreistypen zusammen lässt sich konstatieren, dass seit der Anfang 1960er Jahren geborenen Frauen der Anstieg der Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen gestoppt ist – auf hohem Niveau.

Die beiden letztgenannten Spiegelstriche bestätigen Hypothese H-4 weitgehend, da es einen direkten Effekt eines Anstiegs der Kinderlosigkeit in vielen Bevölkerungsgruppen gibt und der Anteil der Akademikerinnen, die die höchste Kinderlosigkeit aufweisen, zunimmt. Dies spricht deutlich für einen anhaltenden Trend einer steigenden Kinderlosigkeit für die in den 1970er Jahren geborenen Kohorten.

Nur der Unterschied zwischen Frauen mit und ohne Migrationshintergrund ist in allen gezeigten Varianten stabil. Der Einfluss der Merkmale Kohorte, Bildung und Kreistyp ist dagegen wechselhaft – auch wenn sie in vielen Subgruppen einen erheblichen Unterschied ausmachen.

Den Kombinationen aus Bildung und Kreistyp gilt hinsichtlich der Hypothesen besondere Aufmerksamkeit. Durch den hohen Anteil von Frauen mit Migrationshintergrund und niedriger Bildung in Großstädten, die selten kinderlos sind, sind die Werte für Großstädte stark beeinflusst. Betrachtet man nur Frauen ohne Migrationshintergrund, ist die Kinderlosigkeit in Großstädten in allen Bildungsgruppen über 22%. Umgekehrt ist auch bei Akademikerinnen in ländlichen Kreisen die Kinderlosigkeit bei über 23%. Dies verdeutlicht, dass die Faktoren Urbanisierung und Bildung auch unabhängig voneinander wirken. Die Kombination aus Großstadt und hoher Bildung ist sogar mit einer Kinderlosigkeit von knapp 38% verbunden. Wohlgemerkt gilt dies nicht für eine jüngere Kohorte, sondern für alle in den 1950er und 1960er Jahren geborenen Frauen.

Die Kinderlosigkeit ist sogar in einigen Gruppen noch höher, wenn man Lebensform und Arbeitszeit hinzunimmt: Eine Vollzeit arbeitende Akademikerin in einer westdeutschen Großstadt ist zu 48,2% kinderlos, ohne Partner sogar zu 62,7% (ohne Migrationshintergrund 51,4% bzw. 65,2%). In welcher Gruppe ist die Kinderlosigkeit am geringsten? Bei der Kombination von Teilzeit, Land und Ehe liegt die Kinderlosigkeit in Westdeutschland bei 6,2% (Deutschland: 5,6%). Aber auch bei Migrantinnen mit niedriger Bildung liegt die Kinderlosigkeit in einigen Kohorten um 5-6%.

Das Dendrogramm für Ostdeutschland verdeutlicht den Anstieg der Kinderlosigkeit im Kohortenvergleich. Bemerkenswert sind zwei weitere Beobachtungen:

- Der Effekt des Kreistyps ist uneinheitlich: Die Kinderlosigkeit ist in städtischen Kreisen niedriger als in ländlichen. Auch ist sie bei niedriger Bildung mit 18% in Großstädten ähnlich hoch wie auf dem Land. Bei Akademikerinnen sind die Stadt-Land-Unterschiede allerdings erheblich, was v.a. am Berlin-Effekt liegt. Hypothese H-2 lässt sich für Ostdeutschland nicht ganz bestätigen.
- Es gibt Merkmalskombinationen, bei denen die Kinderlosigkeit so niedrig ist wie einige Schätzungen für Infertilität (siehe Abschnitt 2.1): Bei der Kombination von Teilzeit, Land und Ehe liegt die Kinderlosigkeit bei 4,2%. Aber auch Frauen der frühen 1950er Kohorten in städtischen Kreisen mit mittlerer Bildung sind nur zu 3,8% kinderlos.

4.3. Logistische Regressionsanalysen

In den multivariaten Analysen lassen sich die meisten deskriptiven Zusammenhänge zunächst bestätigen (siehe Tab. 2). Die Wahrscheinlichkeit von Kinderlosigkeit steigt in Westdeutschland, in urbaneren Kreisen, in jüngeren Kohorten, ohne Migrationshintergrund, bei NEL und Singles und mit höherer Bildung an.

Tabelle 2: Logistische Regression, Odds Ratios, Deutschland

		Risiko von Kinderlosigkeit				
		Modell 1	Modell 2	Modell 3	Modell 4	Modell 5
Region (vs. Westdt.)	Ostdeutschland	0,531***	0,487***	0,469***	0,466***	0,395***
Kreistyp (Referenz: Großstadt)	Städtische Kreise <100.000	0,564***	0,643***	0,667***	0,675***	0,683***
	Verdichtete ländliche Kreise	0,464***	0,548***	0,575***	0,595***	0,602***
	Dünn besiedelte ländl. Kreise	0,420***	0,485***	0,514***	0,534***	0,533***
Kohorte (Referenz: 1950-54)	1955-59	1,145***	1,271***	1,259***	1,279***	1,281***
	1960-64	1,323***	1,440***	1,424***	1,461***	1,473***
	1965-69	1,542***	1,655***	1,623***	1,679***	1,750***
Migration (Referenz: ohne Migrationshintergrund)	Ausländer aus EU-Staaten	0,568***	0,569***	0,593***	0,640***	0,609***
	Ausländer Nicht-EU-Staaten	0,362***	0,393***	0,447***	0,510***	0,489***
	Spätaussiedler und andere	0,415***	0,431***	0,442***	0,470***	0,442***
Lebensform (Referenz: Ehepaar)	NEL		3,379***	3,425***	2,817***	2,572***
	GGL		24,452***	23,457***	18,823***	16,716***
	Alleinstehend / -erziehend		3,934***	3,983***	3,202***	2,947***
Ältere Personen im Haushalt (Referenz: keine/r)	1 >65-Jährige/r		2,246***	2,307***	2,321***	2,214***
	2-4 >65-Jährige		9,372***	9,962***	9,534***	8,608***
Bildungsabschluss (Referenz: mittlerer)	Kein Abschluss			0,784***	0,879***	0,854***
	Hochschulabschluss			1,589***	1,232***	1,294***
Überwiegendes Einkommen (Referenz: eigene Erwerbstätigkeit)	Einkünfte Eltern oder Partner				0,539***	0,745***
	Sozialhilfe oder Hartz IV				1,045***	1,243***
Haushaltsnettoeinkommen (Referenz: 0-899 €)	Sonstige				1,323***	1,683***
	900-1999 €				1,384***	0,992**
	2000-4999 €				2,281***	1,289***
	5000 € und mehr				2,309***	1,189***
Erwerbstätigkeit und Arbeitszeit (Referenz: nicht erwerbstätig, arbeitslos)	Ohne Angabe				1,501***	1,026***
	Teilzeit 1-20 Stunden					0,552***
	Teilzeit 21-35 Stunden					0,927***
	Vollzeit					2,074***
Konstante		0,343***	0,151***	0,142***	0,115***	0,126***
Modellgüte	-2 Log-Likelihood	10.603.159	9.818.152	9.757.741	9.593.972	9.349.781
	Nagelkerkes R ²	0,054	0,157	0,165	0,185	0,215
	N	100.123	100.123	100.123	100.123	100.123

Quelle: Eigene Berechnung basierend auf Mikrozensus 2012. ***<0.001; **<0.01; *<0,05.

Zudem bestätigt sich, dass Kinderlosigkeit bei Teilzeitarbeit nicht nur niedriger im Vergleich zur Vollzeit ist, sondern auch im Vergleich zur Gruppe der nichterwerbstätigen oder arbeitslosen Frauen. Anders die pekuniären Variablen: Der positive Zusammenhang zwischen Haushaltsnettoeinkommen und Kinderlosigkeit fällt weitestgehend weg (Modell 5).

Der bivariat deutliche Effekt von Sozialhilfe fällt in den meisten multivariaten Modellen weg.

Aufschlussreich ist der Blick auf die Effektstärken: Der Ost-West-Effekt und der Kohorten-Effekt werden durch die Inklusion zusätzlicher Variablen größer. Dagegen nehmen die Effekte von Kreistyp, Lebensform und der Bildung etwas ab. Dies spricht – zusammen mit den Interkorrelationen – dafür, dass diese drei Variablen zusammen mit der Arbeitszeit zu einem Teil die gleiche Varianz erklären. Andererseits bleiben alle diese Variablen hochsignifikant und steuern erheblich zur Stärke des Gesamterklärungsmodells bei. Dies spricht für eine Bestätigung der ersten drei Hypothesen.

Tabelle 3: Logistische Regression, Odds Ratios, Vergleich Ost- und Westdeutschland

		Risiko von Kinderlosigkeit			
		Modell 5 West	Modell 5 Ost	Modell 6 West	Modell 6 Ost
Kreistyp (Referenz: Großstadt)	Städtische Kreise <100.000	0,722***	0,410***	0,646***	0,319***
	Verdichtete ländliche Kreise	0,649***	0,490***	0,552***	0,409***
	Dünn besiedelte ländl. Kreise	0,600***	0,414***	0,521***	0,357***
Kohorte (Referenz: 1950-54)	1955-59	1,290***	1,216***	1,162***	1,049***
	1960-64	1,466***	1,532***	1,329***	1,269***
	1965-69	1,693***	2,132***	1,478***	1,768***
Migration (Referenz: ohne Migrationshintergrund)	Ausländer aus EU-Staaten	0,575***	1,106***		
	Ausländer Nicht-EU-Staaten	0,475***	0,610***		
	Spätaussiedler und andere	0,422***	0,733***		
Lebensform (Referenz: Ehepaar)	NEL	2,638***	2,257***		
	GGL	14,578***	23,889***		
	Alleinstehend / -erziehend	2,733***	3,943***		
Ältere Personen im HH (Referenz: keine/r)	1 >65-Jährige/r	2,145***	2,627***		
	2-4 >65-Jährige	7,498***	18,064***		
Bildungsabschluss (Referenz: mittlerer)	Kein Abschluss	0,819***	1,447***		
	Hochschulabschluss	1,279***	1,451***		
Überwiegendes Einkommen (Referenz: eigene Erwerbstätigkeit)	Einkünfte Eltern oder Partner	0,753***	1,024		
	Sozialhilfe oder Hartz IV	1,218***	0,974*		
	Sonstige	1,641***	1,593***		
Haushaltsnettoeinkommen (Referenz: 0-899 €)	900-1999 €	1,064***	0,754***		
	2000-4999 €	1,360***	0,918***		
	5000 € und mehr	1,163***	1,274***		
	Ohne Angabe	1,029***	1,050**		
Erwerbstätigkeit und Arbeitszeit (Referenz: nicht erwerbstätig, arbeitslos)	Teilzeit 1-20 Stunden	0,527***	0,903***		
	Teilzeit 21-35 Stunden	0,923***	0,871***		
	Vollzeit	2,252***	1,388***		
Konstante		0,119***	0,063***	0,271***	0,188***
Modellgüte	-2 Log-Likelihood	7.740.964	1.541.234	9.048.140	1.685.599
	Nagelkerkes R ²	0,225	0,167	0,019	0,059
	N	78.996	21.127	78.996	21.127

Quelle: Eigene Berechnung basierend auf Mikrozensus 2012.

Anmerkungen: Die Modelle sind für die Variablen Kohorte, Kreistyp, Lebensform, ältere Personen im Haushalt und Haushaltsnettoeinkommen kontrolliert, bei diesen Effekten gibt es nur geringe Ost-West-Differenzen. ***<0.001; **<0.01; *<0,05.

Die Faktoren von Kinderlosigkeit unterscheiden sich fundamental zwischen Ost- und Westdeutschland (Tab. 3). Das Best-Fit-Modell (Modell 5) kommt in Ostdeutschland nur auf ein R^2 von 0,167 im Vergleich zu 0,225 in Westdeutschland. Umgekehrt beim schlanken Modell 6: Kreistyp und Kohorte alleine kommen in Ostdeutschland auf eine drei Mal so hohe Erklärungskraft wie in Westdeutschland. In Ostdeutschland steigt die Kinderlosigkeit bei jüngeren Kohorten und in urbanen Kreisen in besonderer Weise an.

Andererseits sind einige Faktoren, die in Westdeutschland zentral sind, in Ostdeutschland nur geringfügig mit Kinderlosigkeit assoziiert. Dies gilt für Migrationshintergrund, das überwiegende Einkommen und die Arbeitszeit. Inkludiert man in Modell 6 jeweils die Migrationsvariable, steigt R^2 in Ostdeutschland nur um 0,002 an, während es in Westdeutschland um ein Vielfaches, um 0,024 auf 0,043 ansteigt. Der Lebensformen-Effekt ist dagegen in beiden Regionen erheblich: Berechnet man Modell 2 (aus Tabelle 2) nach Ost/West separat, liegt R^2 bei 0,150 bzw. 0,152. Inkludiert man dazu Bildung, liegen die Werte für R^2 mit 0,160 bzw. 0,158 auf ähnlichem Niveau. Bei der Bildung bestätigen die multivariaten Modelle, dass der Effekt auf die Kinderlosigkeit in Westdeutschland linear und in Ostdeutschland u-förmig ist. Die Effekte von Arbeitszeit und überwiegendem Einkommen sind nur in Westdeutschland erheblich: Dies verdeutlichen die Odd Ratios, zudem führen sie zu einem Anstieg von R^2 auf 0,225 (Modell 5 West), während es in Ostdeutschland nur minimal auf 0,167 ansteigt (Modell 5 Ost). Dieser Befund entspricht Hypothese H-5. Dies zeigt eine Polarisierung zwischen Beruf und Familie, wonach die Mütter häufig Teilzeit arbeiten und die kinderlosen Frauen besonders oft Vollzeit.

Die Effekte der pekuniären Variablen wie Gehalt und Haushaltsnettoeinkommen – die bivariat einen starken Zusammenhang aufweisen – fallen fast vollständig weg, wenn für Bildung und Arbeitszeit kontrolliert wird (Tabelle 4). Im Vergleich zu Modell 3 (aus Tabelle 2) steigt durch die Inklusion des überwiegenden Einkommens R^2 von 0,165 auf 0,174 an und durch Inklusion von Gehalt oder Haushaltsnettoeinkommen steigt die Modellgüte auf 0,185 bzw. 0,189 an. Aufschlussreich ist der Blick auf die Koeffizienten in Modell 11, bei dem alle drei Einkommensvariablen und die Arbeitszeit inkludiert sind: Die Effekte von Gehalt und Haushaltsnettoeinkommen werden bei sechs von sieben Koeffizienten sogar insignifikant, was angesichts der hohen Fallzahl von 100.123 besonders bemerkenswert ist. Hypothese H-6 findet folglich keine Bestätigung.

Tabelle 4: Logistische Regression, Odds Ratios, Einkommenseffekte

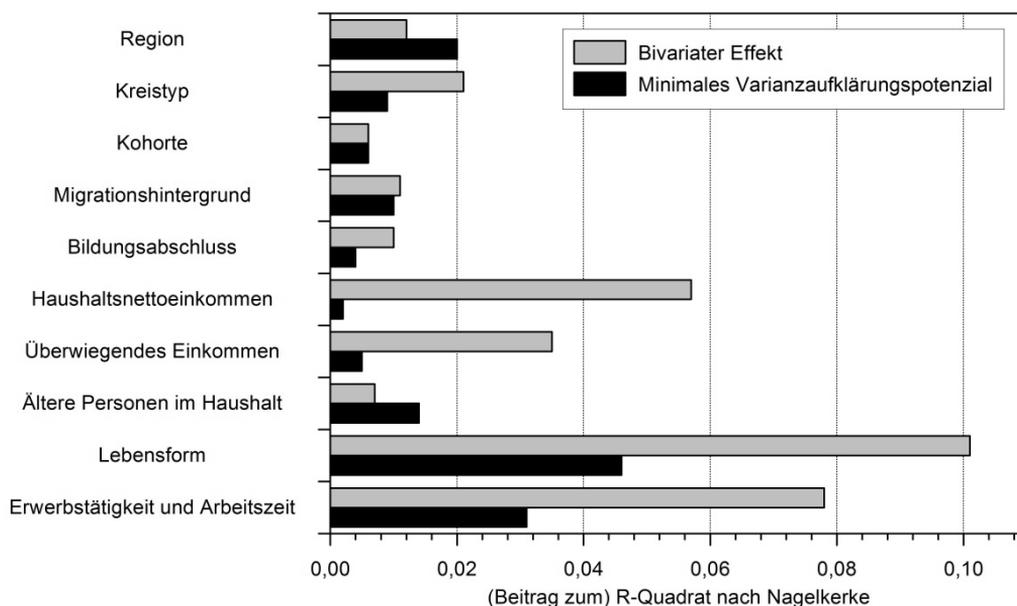
		Risiko von Kinderlosigkeit				
		Modell 7	Modell 8	Modell 9	Modell 10	Modell 11
Überwiegendes Einkommen (Referenz: eigene Erwerbstätigkeit)	Einkünfte Eltern oder Partner	0,489***	0,473***	0,539***	0,481***	0,746***
	Sozialhilfe oder Hartz IV	0,772***	0,711***	1,045***	0,792***	1,218**
	Sonstige	1,116***	1,003	1,323***	1,049***	1,685***
Gehalt (Referenz: nicht erwerbstätig, arbeitslos)	Gehalt unter 900 €		0,492***		0,550***	0,897
	Gehalt 900-1999 €		0,800***		0,781***	0,935
	Gehalt 2000 € und mehr		1,430***		1,162***	1,325***
	Landwirte und ohne Angabe		0,872***		0,837***	–
Haushaltsnettoeinkommen (Referenz: 0-899 €)	900-1999 €			1,384***	1,182***	0,995
	2000-4999 €			2,281***	1,492***	1,039
	5000 € und mehr			2,309***	1,665***	1,007
	Ohne Angabe			1,501***	1,176***	1,005
Erwerbstätigkeit und Arbeitszeit (Referenz: nicht erwerbstätig, arbeitslos)	Teilzeit 1-20 Stunden					0,581***
	Teilzeit 21-35 Stunden					0,963
	Vollzeit					2,124***
Modellgüte	-2 Log-Likelihood	9.680.270	9.571.928	9.593.972	9.560.706	79.947
	Nagelkerkes R ²	0,174	0,188	0,185	0,189	0,217
	N	100.123	100.123	100.123	100.123	100.123

Quelle: Eigene Berechnung basierend auf Mikrozensus 2012.

Anmerkungen: Die Modelle sind für die Variablen Ost-West, Kohorte, Kreistyp, Lebensform, ältere Personen im Haushalt und Bildung kontrolliert. ***<0.001; **<0.01; *<0,05.

Um die Größe und die Veränderung der Effektstärken der einzelnen unabhängigen Variablen im multivariaten Gesamtmodell (Modell 5 in Tab. 2) einzuschätzen, wird das minimale und maximale Varianzaufklärungspotenzial (VAP) verglichen (vgl. Fromm 2010: 103ff.). Abbildung 4 zeigt den Effekt auf R² bei der singulären Berücksichtigung einer unabhängigen Variable (bivariater Effekt) im Vergleich zu dem zusätzlichen Anstieg von R², den diese Variable an letzter Stelle in der Regressionsgleichung impliziert (minimales VAP). Die Befunde bestätigen, dass beide Einkommensvariablen ihren Effekt weitestgehend verlieren. Beim Haushaltsnettoeinkommen fällt das maximale VAP von vergleichsweise hohen 0,057 auf 0,002. Die Effekte der Kohorten, der Region und des Migrationshintergrundes bleiben in einer ähnlichen Größenordnung, was darauf hinweist, dass ihr bivariat bereits sichtbarer Effekt sich kaum durch Drittvariablen erklären lässt. Anders Bildungsabschluss, Kreistyp, Erwerbstätigkeit und Lebensform: Hier reduziert sich das VAP im Gesamtmodell auf 40-46% des bivariaten Effekts. Dies weist in Kombination zu den oben gezeigten Modellen darauf hin, dass diese Variablen interagieren und teilweise eine ähnliche Varianz erklären. Die Effektstärken sind bei den Variablen Lebensform und Erwerbstätigkeit besonders hoch, bei denen die Kausalität plausiblerweise in beide Richtungen geht.

Abbildung 4: Effektstärken der unabhängigen Variablen: Minimales und maximales VAP



Quelle: Eigene Berechnung und Darstellung auf Basis des Mikrozensus 2012.

4.4. Interaktionseffekte

Um die zuvor gezeigten Zusammenhänge zwischen Bildung und Kreistyp genauer zu analysieren, werden Interaktionsmodelle berechnet. Dabei werden die einzelnen Interaktionsterme jeweils mit allen Variablen des Best-fit-Modells (Modell 5) in einem Modell getestet⁴, so dass für andere potenzielle Wirkkräfte kontrolliert wird.

Die Interaktionseffekte zu Bildung und Kreistyp (Tab. 5) zeigen für Gesamtdeutschland, dass die Kombination aus hoher Bildung und Großstadt das Risiko von Kinderlosigkeit am stärksten erhöht, während die Kombination aus mittlerer Bildung und ländlichem Kreis zur niedrigsten Kinderlosigkeit führt. Die Befunde zeigen, dass der Kreistyp einen stärkeren Effekt als die Bildung bei hoher Kinderlosigkeit aufweist: Bei mittlerer Bildung und Großstadt ist die Kinderlosigkeit deutlich wahrscheinlicher als bei Akademikerinnen, die nicht in einer Großstadt leben. In den Gruppen mit niedriger Bildung ist der Effekt des Kreistyps relativ gering. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass Bildung eine Voraussetzung für den Urbanisierungseffekt darstellt; allerdings legen die Dendrogrammanalysen nahe, dass der hohe Anteil von Migrantinnen mit niedrigem Bildungsabschluss und geringer Kinderlosigkeit diesen Effekt bewirkt. Der Befund mit Haupteffekt zeigt für den Einfluss des Kreistyps das bekannte Muster, bei der Bildung fällt jedoch der Effekt des niedrigen gegenüber dem mittleren Bil-

4 Die beiden im Interaktionsterm kombinierten Variablen (Haupteffekte) sind in den gezeigten Modellen nicht inkludiert, da bei ihrer Berücksichtigung einige Interaktionen aus dem Modell fallen. Die Haupteffekte wurden zusätzlich berechnet und im Text beschrieben.

dungsabschluss weg. Bezüglich der Hypothesen H-1 und H-2 zeigen die Befunde, dass Bildung und Wohnort genuine Effekte aufweisen und dass die Interaktion aus hoher Bildung und Großstadt in besonderer Weise mit Kinderlosigkeit assoziiert ist.

Tabelle 5: Logistische Regression mit Interaktionseffekten zu Bildung und Kreistyp

Interaktion Bildung und Kreistyp	Häufigkeit	Risiko von Kinderlosigkeit		
		Modell IE_1	Modell IE_1 West	Modell IE_1 Ost
Mittlere Bildung und Großstadt	16.306	1	1	1
Mittlere Bildung und städtischer Kreis	29.029	0,676***	0,699***	0,420***
Mittlere Bildung und ländlicher Kreis	26.098	0,532***	0,577***	0,430***
Niedrige Bildung und Großstadt	4.381	0,680***	0,633***	1,086***
Niedrige Bildung und städtischer Kreis	6.748	0,562***	0,595***	0,797***
Niedrige Bildung und ländlicher Kreis	4.337	0,615***	0,584***	0,898***
Hohe Bildung und Großstadt	5.070	1,328***	1,283***	1,508***
Hohe Bildung und städtischer Kreis	4.781	0,814***	0,834***	0,404***
Hohe Bildung und ländlicher Kreis	3.373	0,716***	0,835***	0,581***
-2 Log-Likelihood		9.343.739	7.736.095	1.539.506
Nagelkerkes R ²		0,216	0,226	0,169
N	100.123	100.123	78.996	21.127

Quelle: Eigene Berechnung basierend auf Mikrozensus 2012. ***<0.001; **<0.01; *<0,05.

5. Zusammenfassung und Diskussion

Der Anteil kinderloser Frauen variiert enorm zwischen einzelnen Bevölkerungsgruppen und im Zeitverlauf. Der Beitrag hat zum Ziel, das Zusammenspiel und die Wechselwirkungen der Faktoren zu analysieren, die in der Literatur mit Kinderlosigkeit assoziiert sind. Dazu wurden Dendrogrammanalysen, binominale logistische Regressionen und Interaktionseffekte berechnet.

Ein zentraler Befund ist, dass sich viele Faktoren wechselseitig verstärken. Nur der bivariat starke Zusammenhang zwischen Kinderlosigkeit und Einkommensvariablen wie Gehalt oder Nettohaushaltseinkommen fällt in multivariaten Analysen weitestgehend weg. Entscheidend für eine sehr hohe bzw. sehr niedrige Kinderlosigkeit ist eine Kombination bestimmter Merkmale: Eine Akademikerin in einer westdeutschen Großstadt ohne Migrationshintergrund ist mit einer Wahrscheinlichkeit von 37,6% kinderlos, wenn sie Vollzeit arbeitet zu 51,4% und ohne Partner zu 65,2%. Dagegen liegt die Kinderlosigkeit bei einer Teilzeit arbeitenden Ehefrau auf dem Land nur bei 5,6%.

Allerdings konnte gezeigt werden, dass einige Faktoren wie hohe Bildung und urbane Kreistypen, die mit höherer Kinderlosigkeit assoziiert sind, in bestimmten Subgruppen keine Effekte aufweisen. Außerhalb von Großstädten fällt der Unterschied bezüglich der Kinderlosigkeit zwischen niedriger und mittlerer Bildung weg. Dies zeigen die Interaktionseffekte, aber auch die Dendrogrammanalysen bei Frauen ohne Migrationshintergrund. Folglich beruht der lineare Bildungsgradient in Westdeutschland primär auf Kompositionseffekten bezüglich niedrig gebildeten Migrantinnen. Der Effekt von Bildung auf Kinderlosigkeit lässt sich also nur für den Unterschied zwischen Akademikerinnen und Nichtakademikerinnen bestätigen.

Bezüglich des Urbanisierungsgrads auf Basis von Kreistypen zeigen die Befunde, dass bei Frauen mit Migrationshintergrund und niedriger Bildung sowie in einigen Subgruppen Ostdeutschlands kein linearer Zusammenhang besteht. Ersteres könnte darauf hinweisen, dass die Partnerschafts- und Freizeitoptionen in Großstädten kulturell gefiltert werden. Dieser kulturelle Effekt der Herkunft von Migrantinnen wird jedoch bei höherer Bildung gebremst: Akademikerinnen mit Migrationshintergrund sind relativ oft kinderlos. Dieser Befund bedarf weiterer Forschung – insbesondere Differenzierungen nach Aufenthaltsdauer (siehe Naderi *in diesem Band*) und Herkunftsland.

Im West-Ost-Vergleich hat sich auch hier gezeigt, dass Kinderlosigkeit in Westdeutschland weitaus stärker mit Arbeitszeit und Lebensform verbunden ist. Die höhere Kinderlosigkeit von NEL im Vergleich zur Ehe konnte aber auch für Ostdeutschland bestätigt werden. Der Zusammenhang von Vollzeitarbeit und Kinderlosigkeit ist jedoch überwiegend ein westdeutsches Phänomen, in einem Ausmaß, das bemerkenswert ist. Dass rund die Hälfte der Frauen, die einen Hochschulabschluss haben und Vollzeit arbeiten, kinderlos sind, zeigt eine enorme Polarisierung zwischen Karriere und Familie. Wohlgermerkt: Dies betrifft nicht nur das Alter der Familiengründungsphase, sondern auch das von 50 bis 60 Jahren; die familienbedingte Berufsreduzierung verstetigt sich oft dauerhaft im Lebensverlauf.

Die Befunde weisen darauf hin, dass eine Kombination mehrerer Theorien am besten geeignet ist, die Ursachen von Kinderlosigkeit zu erklären: Die mit Bildungsexpansion und Frauenemanzipation verstärkten Berufsoptionen von Frauen (Beck-Gernsheim 2006, Hakim 2000), die Zunahme von Freizeitangeboten und kinderfernen Lebensformen speziell in Großstädten (Birg et al. 1991) und die abnehmende Stabilität von Partnerschaften (Eckhard 2010) haben die biografischen Optionen für Frauen fundamental erhöht. Die Entscheidung für Kinder bedeutet eine erhebliche Reduzierung der biografischen Optionen, umso mehr, je weniger die Vereinbarkeit von Beruf und Familie durch Familienpolitik (Bujard 2011) und Arbeitsmarktstrukturen (Adserà 2004) unterstützt wird. Dadurch hat ein perpetuierender Aufschub des Kinderwunsches stattgefunden, der im Lebensverlauf bei vielen Frauen zu – ursprünglich unintendierter – Kinderlosigkeit geführt hat (Burkart 1994). Gleichzeitig sind Verbreitung und Akzeptanz nichtehelicher Lebensformen wie NEL und Singles gestiegen und damit auch die kulturelle Akzeptanz von Kinderlosigkeit (van de Kaa 1987).

Die Schlüsselmechanismen hinter dem Zusammenspiel der Faktoren von Kinderlosigkeit sind also gestiegene Lebensoptionen, kultureller Wandel und die unterschiedlichen Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Die hohe Kinderlosigkeit in Großstädten, bei jüngeren Kohorten und bei Akademikerinnen lässt sich dadurch erklären, dass die Optionen in diesen Gruppen besonders hoch sind. Die für die 1950er- und 1960er-Kohorten in Westdeutschland erschwerte Vereinbarkeit zeigt sich in der dort deutlich höheren Kinderlosigkeit. In einigen Gruppen, wie bei Menschen mit Migrationshintergrund und in Ehen (im Vergleich zu NEL), bei denen traditionellere Werte zu erwarten sind, ist auch die Kinderlosigkeit geringer. Die Interaktionseffekte zeigen, dass manche Faktoren in bestimmten Gruppen stärker wirken. Beispielsweise sind die Effekte eines urbanen Wohnorts bei hochgebildeten Frauen besonders stark, was darauf hinweist, dass die Möglichkeiten einer Großstadt für Akademikerinnen besonders vielfältig sind.

In Ostdeutschland ist ein erheblicher Anstieg der Kinderlosigkeit festzustellen, der in Richtung einer Angleichung an die hohe Kinderlosigkeit in Westdeutschland führt. Dies

weist auf die Grenzen der familienpolitischen Hypothese hin und zeigt die Bedeutung der gestiegenen Optionen und der unsicheren Berufsbiografien.

Die Querschnittsanalysen können einen Überblick über die vielfältigen Kovariaten von Kinderlosigkeit geben, lassen jedoch keine kausale Interpretation zu. Dafür wären Forschungsdesigns nötig, die basierend auf Längsschnittstudien Effekte von Lebensereignissen im Lebensverlaufdesign analysieren. Derartige Studien können beispielsweise den Effekt einer Trennung der Partnerschaft, eines Umzugs oder eines Berufswechsels in einem bestimmten Alter auf die Wahrscheinlichkeit eines ausbleibenden Übergangs zum ersten Kind berechnen. Die hier gezeigten Faktoren können Ursache oder aber Folge von Kinderlosigkeit sein. Da Bildungsniveau und Ost-West-Prägung überwiegend *vor* der Entscheidung für oder gegen Kinder feststehen, ist es plausibel, dass sie für den Weg in die Kinderlosigkeit eine zentrale Rolle spielen. Gemeindegröße und Lebensform sind Variablen, die gleichermaßen Ursache wie Folge sein können. Die Arbeitszeit ist dagegen ein Faktor, der eher eine Folge davon ist, ob eine Frau Kinder hat oder nicht. Auch bei Partnerstatus und Kinderlosigkeit besteht ein wechselseitiger Zusammenhang: Eine fehlende oder instabile Partnerschaft in dem kleiner werdenden Zeitfenster für Geburten kann ebenso zu Kinderlosigkeit führen, wie umgekehrt dauerhafte Kinderlosigkeit die Wahrscheinlichkeit von späteren Single-Lebensformen erhöhen kann.

Die Muster von Kinderlosigkeit und Arbeitszeit in Westdeutschland weisen auf eine weitreichende Polarisierung zwischen Beruf und Mutterschaft hin (vgl. Peuckert 2012; Strohmeier 1993). Die Diffusion von Bildungsexpansion, kultureller Liberalisierung und modernen Kontrazeptiva seit den 1960er-Jahren ist in Westdeutschland auf fehlende familienpolitische Betreuungsinfrastruktur, rigide am männlichen Erwerbsleben orientierten Arbeitsmarktstrukturen und eine fehlende gesellschaftliche Akzeptanz arbeitender Mütter getroffen. Infolgedessen standen viele Frauen der 1950er- und 1960er-Kohorten vor einem Entweder/Oder in Bezug auf Karriere und Familie. Die Folge sind eine hohe Kinderlosigkeit und eine geringe Frauenerwerbstätigkeit in Vollzeitstellen, so dass Mütter überwiegend teilzeitbeschäftigt und ökonomisch abhängig vom Mann sind (vgl. Kreyenfeld/Geisler 2006). Diese Kombination aus hoher Kinderlosigkeit und geringer Vollzeitarbeit von Frauen ist international einzigartig, in angelsächsischen, osteuropäischen und nordeuropäischen Staaten – aber auch Ostdeutschland – sind sowohl Kinderlosigkeit als auch Arbeitszeiten unterhalb von 20 Stunden weitaus weniger verbreitet (OECD 2015).

Diese westdeutsche Kombination hat weitreichende negative Konsequenzen für die Gesellschaft ebenso wie für viele individuelle Schicksale: Aus demografischer Perspektive ist die hohe Kinderlosigkeit, die ein zentraler Treiber des Geburtenrückgangs ist, ebenso negativ wie gleichzeitig die geringe Beteiligung der zunehmend besser ausgebildeten Frauen am Arbeitsmarkt, wenn man aus volkswirtschaftlicher Perspektive nicht nur die Frauenerwerbsquote, sondern die Gesamtarbeitsstunden betrachtet. Auf individueller Ebene bedeutet die Polarisierung fehlende Verwirklichungschancen in zentralen Lebenszielen wie Familie und Beruf. Die Lebenswelten der Frauen unterscheiden sich fundamental. Für die Generation der 1950er- und 1960er-Jahre gilt, dass der Preis für beruflichen Erfolg häufig Kinderlosigkeit war und der für Mutterschaft häufig eine Marginalisierung der langfristigen Arbeitsmarktchancen.

Lassen sich Erkenntnisse generieren, ob die Kinderlosigkeit weiter ansteigt? Für die Kohorten seit 1933 bis 1970 ist der Trend ungebrochen. Das liegt zum einen an Komposi-

tionseffekten, wonach die Gruppe der hochqualifizierten Frauen – mit hoher Kinderlosigkeit – wächst. Zudem lässt sich ein Anstieg innerhalb der anderen Bevölkerungsgruppen zwischen den Kohorten 1950 und 1970 konstatieren. Dies ist einerseits auf eine zunehmende kulturelle Akzeptanz von Kinderlosigkeit sowie die Vorbildfunktion akademischer Lebensläufe zurückzuführen und andererseits auf den zunehmenden Aufschub des Erstgeburtsalters, der das Risiko ungeplanter Kinderlosigkeit erhöht. Für ein Ende dieses deutlichen Trends der steigenden Kinderlosigkeit spricht zwar, dass durch den Ausbau der Kleinkindbetreuung die Vereinbarkeit von Beruf und Familie erleichtert wurde. Auch zeigen die Analysen, dass in der Gruppe der Akademikerinnen der Anstieg der Kinderlosigkeit auf hohem Niveau gestoppt ist (vgl. Bujard 2012; Statistisches Bundesamt 2013), und zwar mit dem Scheitelpunkt bei den Kohorten, die Anfang der 1960er Jahre geboren wurden. Dies gilt jedoch nicht für Frauen mit Migrationshintergrund und für Ostdeutschland. Ein Anstieg des Anteils von Migranten könnte – je nach Herkunftsland – reduzierend auf die Kinderlosigkeit wirken. Aufgrund des Kompositionseffektes bei Akademikerinnen und des noch intakten Anstiegs der Kinderlosigkeit in den anderen Bevölkerungsgruppen ist ein weiterer Anstieg der Kinderlosigkeit insgesamt in Deutschland für die 1970er-Kohorten wahrscheinlich.

Danksagung

Ich danke Evelyn Grünheid, Kerstin Ruckdeschel und Katrin Schiefer für wertvolle Hinweise, Christian Fiedler für grafische Unterstützung sowie dem Team des Forschungsbereichs „Familie und Fertilität“ am BiB für hilfreiche Diskussionen. Ein großer Dank geht an das Forschungsdatenzentrum des Statistischen Bundesamtes, insbesondere Melanie Scheller, für die professionelle und freundliche Betreuung am Gastwissenschaftler-Arbeitsplatz. Ferner geht großer Dank an die beiden Gutachter(innen).

Literatur

- Adserà, A. (2004). Changing fertility rates in developed countries. The impact of labor market institutions. *Journal of Population Economics*, 17, S. 17-43.
- Becker, G. S. (1991). *A treatise on the family*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Beck-Gernsheim, E. (2006). *Die Kinderfrage heute*. München: Beck.
- Bertram, H. (2006). Nachhaltige Familienpolitik im europäischen Vergleich. In: Berger, P. A. & Kahlert, H. (Hrsg.), *Der demographische Wandel*. Frankfurt am Main & New York, S. 203-236.
- Birg, H., Flöthmann, E.-J. & Reiter, I. (1991). *Biographische Theorie der demographischen Reproduktion*. Frankfurt am Main: Campus.
- Boehnke, M. (2013). Hochschulbildung und Kinderlosigkeit. Deutsch-deutsche Unterschiede. In: Kreyenfeld, M. & Konietzka, D. (Hrsg.), *Ein Leben ohne Kinder*. Wiesbaden: Springer VS, S. 81-100.
- Bujard, M. (2011). *Geburtenrückgang und Familienpolitik*. Baden-Baden: Nomos.
- Bujard, M. (2012). *Talsohle bei Akademikerinnen durchschritten?* Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB Working Papers 4/2012).
- Bujard, M. (2015). Consequences of enduring low fertility – A German case study. Demographic projections and implications for different policy fields. *Comparative Population Studies*, 40, 2. doi: 10.12765/CPoS-2015-06en.
- Bulcroft, R. & Teachman, J. (2004). Ambiguous constructions: Development of a childless or child-free life course. In: Coleman, M. & Ganong, L. (Eds.), *Handbook of contemporary families*. Thousand Oaks: Sage Publications, S. 116-136.

- Burkart, G. (1994). *Die Entscheidung zur Elternschaft*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Deutscher Bundestag (2007). *Entwurf eines Gesetzes zur Änderung des Mikrozensusgesetzes 2005 und des Bevölkerungsstatistikgesetzes*. Berlin: Drucksache 16/5239.
- Dorbritz, J. & Diabaté, S. (2015). Leitbild Kinderlosigkeit. In: Schneider, N. F., Diabaté, S. & Ruckdeschel, K. (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland*. Opladen, Berlin & Toronto: Barbara Budrich, S. 113-132.
- Dorbritz, J. & Ruckdeschel, K. (2013). Kinderlosigkeit – differenzierte Analysen und europäische Vergleiche. In: Kreyenfeld, M. & Konietzka, D. (Hrsg.), *Ein Leben ohne Kinder*. Wiesbaden: Springer VS, S. 253-278.
- Dorbritz, J., Panova, R. & Passet-Wittig, J. (2015). *Gewollt oder ungewollt? Der Forschungsstand zu Kinderlosigkeit*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB Working Paper 2/2015).
- Eckhard, J. (2010). *Partnerschaftswandel und Geburtenrückgang*. Berlin: Suhrkamp.
- Fromm, S. (2010). *Datenanalyse mit SPSS für Fortgeschrittene 2: Multivariate Verfahren mit Querschnittsdaten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gründler, S., Dorbritz, J., Lück, D., Naderi, R., Ruckdeschel, K., Schiefer, K. & Schneider, N. F. (2013). *Familienleitbilder. Vorstellungen, Meinungen, Erwartungen*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Hakim, C. (2000). *Work-lifestyle choices in the 21st century: Preference theory*. Oxford: University Press.
- Hug-von Lieven, C. (2007). Kinderlosigkeit in Deutschland. In: Barlösius, E. et al.: *Demographisierung des Gesellschaftlichen*. Wiesbaden: VS, S. 49-58.
- Kopper, B. A. & Smith, M. S. (2001). Knowledge and attitudes toward infertility and childless couples. *Journal of Applied Social Psychology*, 31, 11, S. 2275-2291.
- Kreyenfeld, M. (2010). Uncertainties in female employment careers and the postponement of parenthood in Germany. *European Sociological Review*, 26, 3, S. 351-366.
- Kreyenfeld, M. & Geisler, E. (2006). Müttererwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland. *Zeitschrift für Familienforschung*, 18, 3, S. 333-360.
- Kreyenfeld, M. & Konietzka, D. (2013). Kinderlosigkeit in Deutschland. In: Kreyenfeld, M. & Konietzka, D. (Hrsg.), *Ein Leben ohne Kinder*. Wiesbaden: Springer VS, S. 13-44.
- Kreyenfeld, M., Schmidtko, K. & Zühlke, S. (2009). Eignet sich das Mikrozensus-Panel für familiensoziologische Fragestellungen? *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 21, 3, S. 264-285.
- Mackenroth, G. (1953). *Bevölkerungslehre*. Berlin: Springer.
- McDonald, P. (2000). Gender equity in theories of fertility transition. *Population and Development Review*, 26, S. 427-439.
- Miettinen, A., Rotkirch, A., Szalma, I., Donno, A. & Tanturri, M. L. (2015). Increasing childlessness in Europe: Time trends and country differences. *Families and Societies Working Paper 33*.
- Mincer, J. (1963). Market prices, opportunity costs, and income effects. In: Christ, C. F. et al. (Hrsg.), *Measurement in economics*. Stanford: University Press, S. 67-82.
- OECD (2015). *Family Database. SF 2.5 Childlessness*. <http://www.oecd.org/els/family/database.htm> [Stand: 2015-05-05]
- Oppermann, Anja (2014). Exploring the relationship between educational field and transition to parenthood – An analysis of women and men in western Germany. *European Sociological Review*, 30, S. 728-749.
- Peuckert, R. (2012). *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ruckdeschel, K. (2007). Der Kinderwunsch von Kinderlosen. *Zeitschrift für Familienforschung*, 19, 2, S. 186-207.
- Ruckdeschel, K. (2015). Verantwortete Elternschaft: „Für die Kinder nur das Beste“ In: Schneider, N. F., Diabaté, S. & Ruckdeschel, K. (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland*. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 191-205.
- Scharein, M. & Unger, R. (2005). Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen? *BIB-Mitteilungen*, 26, 2, S. 6-13.

- Schmitt, C. & Winkelmann, U. (2005). Wer bleibt kinderlos? *Feministische Studien*, 23, S. 9-23.
- Schneider, N. F. (1996). Bewußt kinderlose Ehen, *Zeitschrift für Frauenforschung*, 14, S. 128-137.
- Sen, A. K. (1993). Capability and well-being. In: Sen, A. K. & Nussbaum, M. (Hrsg.), *The quality of life*. Oxford: University Press, S. 30-53.
- Sobotka, T. & Testa, M. R. (2008). Attitudes and intentions toward childlessness in Europe. In: Höhn, C.; Avramov, D. & Kotowska, I. (Hrsg.): *People, population change and policies. Vol. 1*. The Hague: Springer, S. 177-211.
- Statistisches Bundesamt (2013). *Geburtentrends und Familiensituation in Deutschland*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Strohmeier, K. P. (1993). Pluralisierung und Polarisierung der Lebensformen in Deutschland. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B17, S. 11-17.
- Tanturri, M. L., Mills, M., Rotkirch, A., Sobotka, T., Takács, J., Miettinen, A., Faludi, C., Kantsa, V. & Nasiri, D. (2015). State-of-the-art report. Childlessness in Europe. *Families and Societies Working Paper* 32.
- Trappe, H. (2013). Assistierte Reproduktion in Deutschland. In: Kreyenfeld, M. & Konietzka, D. (Hrsg.), *Ein Leben ohne Kinder*. Wiesbaden: Springer VS, S. 331-350.
- te Velde, E., Habbema, D., Leridon, H. & Eijkemans, M. (2012). The effect of postponement of first motherhood on permanent involuntary childlessness and total fertility rate in six European countries since the 1970s. *Human Reproduction*, 27, 4, S. 1179-1183.
- van de Kaa, D. J. (1987). Europe's second demographic transition. *Population Bulletin*, 42. Washington, DC: Population Reference Bureau.
- Veevers, J. E. (1980). *Childless by choice*. Toronto: Butterworths.
- Wirth, H. (2013). Kinderlosigkeit von hoch qualifizierten Frauen und Männern im Paarkontext – eine Folge von Bildungshomogamie? In: Kreyenfeld, M. & Konietzka, D. (Hrsg.), *Ein Leben ohne Kinder*. Wiesbaden: Springer VS, S. 137-170.
- Wirth, H. & Dümmler, K. (2004). Zunehmende Tendenz zu späteren Geburten und Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen. *Informationsdienst Soziale Indikatoren*, 32, S. 1-6.
- Wolf, J. (1912). *Der Geburtenrückgang*. Jena: Gustav Fischer.

Eingereicht am/Submitted on: 25.06.2015

Angenommen am/Accepted on: 08.11.2015

Anschrift des Autors/Address of the author:

Dr. Martin Bujard
Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB)/
Federal Institute for Population Research
Friedrich-Ebert-Allee 4
65185 Wiesbaden
Deutschland/Germany
E-Mail: Martin.Bujard@bib.bund.de

Jürgen Dorbritz

Paritätsverteilungen nach Geburtsjahrgängen, Lebensformen und Bildung bei besonderer Beachtung von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum

Eine demografisch-soziologische Analyse

**Parity distributions according to birth cohorts, family status and
education with special attention given to childlessness and large families**

A demographic sociological analysis

Zusammenfassung

In dem vorliegenden Beitrag wird erstens anhand der Daten des Mikrozensus 2012 nach besonderen Fertilitätsmustern in Deutschland gesucht. Einbezogen sind die Merkmale Lebensform, Bildung und die West-Ost-Unterschiede. Eine besondere Fokussierung der Analysen erfolgt auf die Ausprägung von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum. Es zeigt sich, dass die genannten Merkmale die durchschnittlichen Kinderzahlen und die Paritätsverteilungen enorm differenzieren. So haben Verheiratete und niedriger Qualifizierte deutlich mehr Kinder geboren. In der Kombination der Merkmale verstärken sich die Kontraste. Verheiratete Frauen ohne beruflichen Abschluss haben durchschnittlich 2,11 Kinder geboren. Dagegen sind es bei den Frauen, die ohne Partner im Haushalt leben und über einen Hochschulabschluss oder eine Promotion verfügen, nur 0,67 Kinder (Geburtsjahrgänge 1964-1968). Der Mikrozensus liefert aufgrund der hohen Fallzahlen exakte Befunde über die Merkmale Kinderlosigkeit und Kinderreichtum. Nicht verfügbar sind Daten, die individuelle Einstellungen abbilden.

Daher wurden zweitens auf der Grundlage des Familienleitbildsurveys 2012 des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung weitere Einflussfaktoren auf Kinderlosigkeit und Kinderreichtum unter Einbeziehung von Einstellungsindikatoren untersucht. Ausgangspunkt sind die im Mikrozensus aufgefundenen Differenzierungen. Dabei konnte der Zusammenhang von Ehe und Partnersituation

Summary

This article initially looks for specific fertility patterns in Germany based on data from the 2012 Microcensus taking the characteristics 'family status', 'education' and 'west/east differences' into account. In particular, the analyses focus on the manifestations of childless couples and large families, revealing that these attributes differentiate the average numbers of children and the parity distributions to a large extent. For example, married persons and those with lower educational levels have far more children. When the attributes are combined, the contrasts intensify. Married women without vocational training had 2.11 children on average. By contrast, women who live without a partner in their household and have a university degree had only 0.67 children (birth cohorts 1964-1968). Because of its high case numbers, the Microcensus provides exact findings about the characteristics of childless couples and large families, but there are no data available that reveal individual attitudes.

Therefore, in a second step we analysed additional determinants of childless couples and large families, concentrating on attitudes measured on the basis of the survey on family-related leitbilder conducted by the German Federal Institute for Population Research in 2012. With the differentiations found in the Microcensus serving as starting point, we were able to confirm the correlation of marriage and relationship status as well as education with childlessness or forming a large fami-

sowie Bildung zu Kinderlosigkeit und Kinderreichtum bestätigt werden. Die Analysen zu den Leitbildern zeigen, dass Familienleitbilder und das generative Verhalten eng miteinander verknüpft sind. Als charakteristisch für Deutschland gilt, dass sich Leitbilder etabliert haben, die Kinderlosigkeit stützen und Kinderreichtum behindern. Kinderlosigkeit ist einerseits gesellschaftlich akzeptiert und hat eine gewisse Attraktivität erlangt (Kinderlose können sich mehr leisten und ein selbstbestimmteres Leben führen). Andererseits wird eine Diskriminierung gegenüber Kinderreichen wahrgenommen. Hier spielt das Leitbild der verantworteten Elternschaft eine wichtige Rolle. Es wird angenommen, dass sich Kindereiche nicht mehr ausreichend genug um das einzelne Kind kümmern können. Es sind insbesondere die Hochqualifizierten, die von einer gesellschaftlichen Stigmatisierung Kinderreicher ausgehen. Signifikante West-Ost-Unterschiede wurden nicht aufgefunden.

Schlagwörter: Geburten, Kinderlosigkeit, Kinderreichtum, Lebensformen, Bildung, West-Ost-Differenzierungen, Familienleitbilder, Geburtsjahrgänge, endgültige Kinderzahl

ly, respectively. The analyses based on family-related leitbilder show that these are closely related to fertility behaviour. In Germany, typical leitbilder have evolved that encourage childlessness, while at the same time restrain the formation of large families. On the one hand, childlessness is generally accepted by the public at large and has become more attractive (i.e. it is said that childless couples are able to afford more and live a more self-determined life). On the other hand, large families are sometimes perceived as being anti-social. This is closely related to the notion of responsible and accountable parenthood. People assume that parents with many children cannot provide sufficient care for the individual child. Particularly the highly educated respondents assume that a social stigma exists for large families. There are no marked differences between eastern and western Germany.

Key words: births, childlessness, large families, family status, education, west/east differentiations, family leitbilder, birth cohorts, final number of children

1. Einleitung und Zielstellung

Die generelle Zielstellung des Artikels ist darauf gerichtet, einen Beitrag zur Erklärung von Einflüssen auf das Geburtenniveau in Deutschland zu leisten. Dazu wird der Blick auf zwei der zentralen Einflussfaktoren – Kinderlosigkeit und Kinderreichtum – gelenkt. Die Fokussierung auf Kinderlosigkeit und Kinderreichtum erfolgt deshalb, weil beide Faktoren maßgeblich für das niedrige Geburtenniveau in Deutschland verantwortlich sind. Als Strukturvariablen fungieren Lebensformen und berufliche Bildung, die für West- und Ostdeutschland gesondert betrachtet werden. Diese Merkmale werden in der Analyse zum Teil nochmals untereinander kombiniert.

Die Fokussierung auf den Zusammenhang von Fertilität und Lebensform wurde deshalb vorgenommen, da das Entstehen von Kinderlosigkeit und auch Kinderreichtum einen starken Ehe- und Partnerbezug aufweist. Die Differenzierung nach Ost und West erfolgt, da beide Teile Deutschlands in der Vergangenheit durch unterschiedliche Fertilitätsmuster gekennzeichnet waren und deren Verschwinden oder Fortbestehen wesentlich für die Beurteilung der Fertilitätssituation in Deutschland ist. Die Differenzierung nach Bildungsstufen wurde gewählt, weil Bildungsabschlüsse in den Theoriekonzepten zur Erklärung beider Phänomene eine wichtige Rolle spielen.

Eine theoretische Einordnung der Vorgehensweise wird in Abschnitt 2 des Beitrags gegeben. Auf der Grundlage dieser Vorgehensweise soll ein demografisch differenziertes Bild der Fertilitätssituation in Deutschland entworfen und auf der Grundlage soziologi-

scher Analysen untersetzt werden. Dazu werden zwei Datensätze – der Mikrozensus 2012 des Statistischen Bundesamts und der Familienleitbildsurvey 2012 des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung – ausgewertet.

Im ersten Teil des Beitrags erfolgen strukturelle Analysen auf der Grundlage des Mikrozensus. Im zweiten Teil des Artikels werden mit der Analyse von Familienleitbildern neue Variablen einbezogen, deren Zusammenhang zu Kinderlosigkeit und Kinderreichtum im Kontext der sozio-demografischen und sozio-ökonomischen Variablen betrachtet wird. Diese Vorgehensweise wurde gewählt, um die Möglichkeit zu bekommen, Einstellungsvariablen in die Analysen einfließen zu lassen, die im Mikrozensus nicht verfügbar sind.

Mit der Kombination aus demografisch-struktureller Analyse auf Mikrozensusbasis und soziologischer Analyse anhand des Familienleitbildsurveys sollen weiterführende Einblicke in die Fertilitätssituation gewonnen werden. Es wird davon ausgegangen, dass die Ausrichtung der privaten Lebensführung, insbesondere die Entscheidung über die Zahl der Kinder, nicht nur rational aufgrund gegebener Umstände erfolgt, sondern auch kulturellen Normalitätsvorstellungen folgt. „Insbesondere für das Familienleben ist diese Annahme plausibel; denn gerade das Zusammenleben in Partnerschaften, die Familienplanung und der Umgang mit Kindern sind Situationen, die sehr viele Menschen seit Generationen immer wieder auf ähnliche Weise erleben. Gerade diese Themen eignen sich also dafür, Vorstellungen einer Normalität zu entwickeln und zu pflegen“ (Lück/Diabaté 2015: 27). Die Analyse beider Datensätze verfolgt danach das Ziel, die Sicht auf die Phänomene Kinderlosigkeit und Kinderreichtum präziser zu gestalten, als es ausschließlich auf der Basis des Mikrozensus möglich gewesen wäre.

Im Einzelnen werden folgende Fragestellungen behandelt:

1. Welche Dimensionen erreichen Kinderlosigkeit und Kinderreichtum in Deutschland und wie haben sich die Paritätsmuster von den älteren zu den jüngeren Geburtsjahrgängen verändert?
2. Welchen Einfluss haben berufliche Bildung, Lebensform und Region auf das Geburtenniveau in Deutschland?
3. Können die Ausbreitung der Kinderlosigkeit und die Reduzierung des Kinderreichtums durch individuelle Familienleitbilder erklärt werden?
4. Können Schlussfolgerungen für die zukünftige Fertilitätsentwicklung gezogen werden?

2. Forschungsstand

Theoretische Ausgangspositionen

Wird die Erklärung von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum durch die Variablen Bildung, Lebensform und Region (West-Ost) in einen theoretischen Kontext gestellt, ist es erforderlich, unterschiedliche Erklärungsansätze heranzuziehen. Dabei sind für Kinderlosigkeit und Kinderreichtum zum Teil identische und zum Teil unterschiedliche Theorieansätze verwendbar.

Es wird hinsichtlich der Kinderlosigkeit davon ausgegangen, dass der hohe Anteil kinderloser Frauen im Zusammenhang mit dem Aufschieben der Geburt des ersten Kindes, den hohen Opportunitätskosten für Kinder, der unzureichend an die Arbeitsmarktsituation angepassten paarspezifischen Verzahnung der Erwerbsbiografien und kulturellen Einflussfaktoren in engem Zusammenhang stehen. Hiervon ausgehend werden die Lebenslauftheorie, der Opportunitätskostenansatz, geschlechtersoziologische Theorieansätze und kulturell basierte Handlungstheorien als relevant angesehen. Im Hinblick auf Kinderreichtum sind vor allem kulturtheoretische Erklärungen bedeutend, aber auch Kosten-Nutzen-Betrachtungen besitzen einen hohen Erklärungswert (Bujard/Lück 2015: 3).

Der Zusammenhang von steigender Kinderlosigkeit und dem Aufschub der Geburten kann mit Lebenslaufansätzen bzw. der biografischen Theorie erklärt werden. Nach Birg et al. (1991) haben sich die biografischen Optionen durch den Wegfall von Restriktionen deutlich erweitert. Es ist ein ‚Reichtum‘ an möglichen Biografieverläufen entstanden, die sich in der Kombination der fünf biografischen Bausteine Ausbildung, Beruf, Haushalt, Eheschließung und Geburt von Kindern realisieren. Die Optionsvielfalt steht in Konkurrenz zur Entscheidung für die Geburt von Kindern und trägt damit zu einem niedrigen Geburtenniveau bei, in dem Kinderlosigkeit gestützt und Kinderreichtum eingeschränkt wird. Zum Ausdruck gebracht wird dies auch mit dem Konzept der Rushhour des Lebens (Bertram et al. 2011). In der Biografiephase um das 30. bis 35. Lebensjahr müssen danach mehrere Entscheidungen über den Lebensverlauf in Einklang gebracht werden. Betont wird dabei, dass insbesondere Akademikerinnen davon betroffen sind. Die längere Verweildauer im Bildungssystem, die spätere berufliche Etablierung und die Umsetzung von Karriereambitionen, die Wahl eines gemeinsamen Wohnortes oder die Entscheidung, in einer bilokalen Partnerschaft zu leben, führen dazu, dass die Geburt des ersten Kindes immer weiter aufgeschoben wird. Das Entstehen von Kinderlosigkeit wird dadurch begünstigt, dass durch den Aufschub der Familiengründung sich ein Lebensstil etablieren kann, zu dem keine Kinder gehören oder in der verkürzten Zeit des offenen biografischen Zeitfensters für die Geburt von Kindern kein geeigneter Partner für die Erfüllung des Kinderwunsches gefunden werden konnte. Kinderreichtum wird dadurch behindert, dass in einem verkürzten reproduktiven Lebensabschnitt nicht mehr genügend Zeit für die Geburt mehrerer Kinder vorhanden ist. Angenommen wird generell, dass je später der Berufseinstieg erfolgt, je später eine gesicherte berufliche Position erreicht wurde und wenn nach dem Eintritt in das Erwerbsleben keine stabile Partnerschaft vorliegt, sich die Chance auf Kinderlosigkeit erhöht bzw. sich reduziert, kinderreich zu werden.

Ein mikroökonomischer Ansatz zur Erklärung der niedrigen Fertilität ist mit der Opportunitätskostenthese entwickelt worden. Ausgehend von Becker (u.a. 1960) werden Kinder wie Konsumgüter gesehen. Potentielle Eltern kalkulieren die aufgrund der Kinderbetreuung durch Mütter und Väter entgangenen Einnahmen und berücksichtigen diese bei der Fertilitätsentscheidung. Dazu zählen nach Becker (1965) nicht nur der unmittelbare Verdienstausschlag, sondern auch entgangene Qualifikationsmöglichkeiten oder Karriereoptionen. Insbesondere der Eintritt der Frauen in den Arbeitsmarkt haben die Opportunitätskosten erheblich ansteigen lassen und damit zur Fertilitätsreduktion beigetragen. Auch in diesem Theoriekontext wird auf die besondere Situation hochqualifizierter Frauen verwiesen, die sehr viel in ihre Ausbildung investiert haben. Dadurch entstehen eine hohe Arbeitsmarktorientierung und erhöhte Opportunitätskosten im Fall eines Erwerbsaus-

stiegs. Von Althammer (2000) wird darauf verwiesen, dass die Opportunitätskostenthese vor allem zur Erklärung der Kinderlosigkeit relevant ist.

Bei der paarspezifischen Perspektive wird davon ausgegangen, dass die Geburt von Kindern in aller Regel keine Einzelentscheidungen sind, sondern in einem gemeinsamen Entscheidungsprozess getroffen werden. Hier führen nach McDonald (2013: 981) Inkongruenzen der Geschlechterrollen zu niedriger Fertilität. „Gender equity theory in relation to fertility argues that very low fertility is the result of incoherence in the levels of gender equity in individually oriented social institutions and family-oriented social institutions.“ Auf der Mikroebene nennt er die Nichtübereinstimmung von emanzipierten Frauen mit dem traditionellen Rollenverständnis der Männer. Der Rückgang der Fertilität, vor allem mit Blick auf den Kinderreichtum, wird auf den Wandel der weiblichen Geschlechterrollen zurückgeführt. Die traditionell spezialisierten Geschlechterrollen mit der Haushaltsorientierung der Frauen und der Erwerbsorientierung der Männer sind neu bestimmt worden. Die Lebensziele werden nicht mehr weitgehend durch die Mutterrolle, sondern zunehmend über die Berufskarriere definiert. Dadurch haben sich vor allem die Rahmenbedingungen für mehrere Kinder verschlechtert und die Opportunitätskosten sind angewachsen. Mit Blick auf hochqualifizierte Männer mit hohem Einkommen muss allerdings anders argumentiert werden. Das höhere Einkommen bildet die Basis dafür, das klassische Ernährermodell zu leben, das häufiger mit der Geburt mehrerer Kinder einhergeht.

Geht es um die Erklärung der niedrigen Anteile kinderreicher Familien, wird vor allem in einem kulturellen Kontext argumentiert. Ausgangspunkt ist der von Inglehart postulierte Wertewandel, der der Formulierung des zweiten demografischen Übergangs („Europe’s Second Demographic Transition“) durch Lesthaeghe (u.a. Surkyn/Lesthaeghe 2004) und van de Kaa (u.a. 1987) zugrunde liegt. Betont wird von beiden die Orientierung auf Selbstverwirklichung sowie die Akzeptanz von Lebensformen, die vom Grundmodell ‚Ehe mit Kindern‘ abweichen. Damit kann beispielsweise die hohe Akzeptanz kinderloser Lebensformen erklärt werden. Die These der Akzeptanz pluralisierter Lebensformen scheint nach den empirischen Befunden allerdings nicht für den Kinderreichtum zu gelten. Bujard und Lück (2015: 33) erklären dies in Anlehnung an Nauck (2001: 418) folgendermaßen: Kinder haben in modernen Gesellschaften ihren ökonomischen Nutzen verloren. Der Nutzen von Kindern ist psychologischer Natur und lässt sich bereits mit einem oder zwei Kindern erreichen. Der Vorteil von weniger Kindern geht in Normen über und erscheint in Gestalt von Leitbildern als sozial erwünscht. Entstanden ist das Leitbild der Zwei-Kind-Familie, mit dem ein Negativbild von Familien mit drei oder mehr Kindern einhergeht. Kinderreichtum ist stigmatisiert, wird mit Armut, zu wenig Aufmerksamkeit für die Kinder und auch mit Migrationshintergrund verknüpft.

Bedeutsam für die Erklärung insbesondere der hohen Kinderlosigkeit ist die Individualisierungsthese. In ihr wird davon ausgegangen, dass die Individuen aus traditionellen sozialen Strukturen und Bindungen herausgelöst werden. Dadurch entstehen neue Möglichkeiten bei der Wahl des Biografieverlaufs, aber auch zunehmende Entscheidungszwänge (u.a. Beck; Hoffmann-Nowotny; Tyrell). Die Individuen können frei über ihre Lebensform entscheiden. Dadurch erhöht sich die Chance, dass Kinderlosigkeit, allein leben oder unverheiratet eine Partnerschaft einzugehen als Biografieoption gewählt wird. Die Individualisierungsthese ist im Kontext der Diskussion um den Wandel der Lebensformen umstritten. Gegenwärtig wird eher von einer begrenzten Pluralisierung der Le-

bensformen ausgegangen (Schneider 2001: 86). Es kommt eher zu einer Umverteilung der Bevölkerung auf die Lebensformen (distributive Vielfalt) und nicht zu einem Entstehen neuer Lebensformen (strukturelle Vielfalt).

Forschungsstand zu Kinderlosigkeit

Der Forschungsstand zur Kinderlosigkeit in Deutschland hat sich in den letzten Jahren spürbar verbessert. Das dokumentiert sich u.a. in der ersten und zweiten Auflage der Sammelbände „Ein Leben ohne Kinder“, die von Konietzka und Kreyenfeld (2007, 2013) herausgegeben wurden. Dank der veränderten Datenlage (siehe Abschnitt 3) durch die Mikrozensus 2008 und 2012 hat sich auch das empirische Wissen über Kinderlosigkeit und auch Kinderreichtum erheblich verbessert.

Inzwischen liegen auch klare Definitionen des Begriffs Kinderlosigkeit vor, die hier vorgestellt werden sollen, da sie Bedeutung für die Bewertung der Forschungsergebnisse besitzen. Grundsätzlich wird zwischen gewollter (geplanter, freiwilliger) und ungewollter (ungeplanter, unfreiwilliger) Kinderlosigkeit unterschieden (u.a. Konietzka/Kreyenfeld 2013; Höpflinger 1991; Schneider 2001: 86). Hingewiesen wird immer wieder darauf, dass der temporäre Charakter der Kinderlosigkeit zu beachten ist. „Zentral für das Verständnis von gewollter und ungewollter Kinderlosigkeit ist die Lebensverlaufsperspektive, denn Kinderlosigkeit kann in verschiedenen Lebensphasen gewollt oder ungewollt sein, Wechsel sind möglich und auch plausibel“ (Dorbritz/Panova/Passet-Wittig 2015: 8). Sobotka und Testa (2008) halten eine eindeutige Differenzierung zwischen gewollter und ungewollter Kinderlosigkeit sogar für unmöglich. Es ist in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, dass die nachfolgenden Analysen dem teilweise temporären Charakter der Kinderlosigkeit nicht gerecht werden. Ab welchem Alter Männer als dauerhaft kinderlos gelten und wie sich die Übergänge zwischen gewollter und ungewollter Kinderlosigkeit darstellen, ist kaum erforscht. An dieser Stelle ist ein erheblicher Mangel sowohl in der Theorie als auch in der Empirie festzustellen.

Auch hinsichtlich der Ursachen von Kinderlosigkeit haben die Forschungen zu den Wegen in die Kinderlosigkeit und die Mikrozensusanalysen weiterführende Ergebnisse erbracht. Dabei hat es sich erstens gezeigt, dass es besondere Entscheidungsprozesse und besondere Biografieverläufe gibt, die mit dem Entstehen von Kinderlosigkeit verknüpft sind. Festgestellt werden enge Zusammenhänge zur Verweildauer im Bildungssystem und dem Timing von Übergängen, wie der Auszug aus dem Elternhaus oder dem Eingehen einer stabilen Partnerschaft (Mynarska et al. 2013; Hagerstad/Call 2007). Tanturri und Mencarini (2008) unterscheiden zwei Gruppen, die bewusst kinderlos sind und die Aufschieber, die eigentlich einen Kinderwunsch haben, die Entscheidung für ein Kind aber immer weiter in einen späteren Biografieabschnitt verlagern, bis sich das biologische Zeitfenster schließt, kein geeigneter Partner gefunden werden konnte oder man sich an einen kinderlosen Lebensstil gewöhnt hat. In einer qualitativen Studie weist Carl (2002) darauf hin, dass es unter den Kinderlosen Frühentscheider gibt, für die sehr zeitig klar wird, dass sie kinderlos bleiben wollen. Mit den Frühentscheidern existiert eine Gruppe, die sich aufgrund von Einstellungskonstellationen gegen Kinder entscheidet. Daher ist es wichtig, nach den Gründen von Kinderlosigkeit und auch Kinderreichtum im Bereich der individuellen Einstellungen zu suchen.

Internationale Vergleiche weisen auf die weite Verbreitung von Kinderlosigkeit in Deutschland hin. Deutschland gilt als eines der Länder, in denen Kinderlosigkeit besonders häufig auftritt. Dazu zählen auch die Schweiz, Österreich sowie England und Wales. Daher ist es ein logischer Schritt, die Analysen in diesem Beitrag über Deutschland auf die Kinderlosigkeit und sein Pendant – den Kinderreichtum – auszurichten. Beide Phänomene, zuerst der Rückgang des Kinderreichtums und anschließend der Anstieg der Kinderlosigkeit haben maßgeblich zum Geburtenrückgang in Deutschland beigetragen.

Während die Zusammenhänge zwischen Kinderlosigkeit und Bildung, Lebensform oder den West-Ost-Unterschieden als bereits häufiger thematisiert gelten, sind differenzierte Analysen, die die verwendeten Differenzierungskriterien in einer Kombination einbeziehen, selten. Herausgestellt werden in den Betrachtungen zur Kinderlosigkeit immer wieder die hohen Anteile kinderloser Frauen unter den westdeutschen Akademikerinnen. Bekannt ist, dass das Entstehen von Kinderlosigkeit stark vom Vorhandensein bzw. Nichtvorhandensein des ‚richtigen‘ Partners zum richtigen Zeitpunkt abhängt und dass ostdeutsche Frauen, auch die hochgebildeten, seltener kinderlos sind, hier aber ein Annäherungsprozess beobachtet werden kann.

Forschungsstand zu Kinderreichtum

Als kinderreiche Familien werden heute diejenigen Paare, Frauen oder Männer definiert, zu denen drei oder mehr Kinder gehören. Das Thema Kinderreichtum wird in der Literatur im Vergleich zum Thema Kinderlosigkeit eher spärlich behandelt, obwohl durchaus Forschungen dazu vorliegen. Diese beziehen sich aber häufig auf den sozioökonomischen Status im Kontext von Kinderarmut und auf soziale Gruppen, in denen Kinderreichtum häufiger anzutreffen ist (Lück et al. 2015: 27). Hinsichtlich des Bildungszusammenhangs wird auf eine U-Verteilung hingewiesen mit einem häufigeren Kinderreichtum bei den niedriger und höher Qualifizierten. Relativ häufig wird Kinderreichtum unter dem Aspekt der Erwerbssituation der Frauen thematisiert. Frauen, die in ihrem Leben nie erwerbstätig gewesen sind, haben eine erhöhte Chance, drei oder mehr Kinder zu bekommen (Alich 2004: 114f.). Daneben besteht für das Entstehen von Kinderreichtum ein starker Bezug zum Lebenslauf. Ein früher Auszug aus dem Elternhaus, das zeitige Eingehen einer stabilen Partnerschaft, die frühe Geburt des ersten Kindes und geringe Geburtenabstände begünstigen Kinderreichtum (Keddi et al. 2010).

Generell gesehen sind es ähnliche Faktoren, die zu Kinderlosigkeit oder Kinderreichtum führen, die aber mit unterschiedlichen Vorzeichen wirken. Es besteht eine klare Abhängigkeit vom Lebensverlauf, insbesondere der Verweildauer im Bildungssystem, der Partnersituation und dem Zeitpunkt des Beginns einer stabilen Partnerschaft. Eine breite Übersicht zum Forschungsstand zur Kinderlosigkeit und zum Kinderreichtum in Deutschland wird in zwei Literaturstudien des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung gegeben (Dorbritz/Panova/Passet-Wittig 2015; Lück/Scharein/Lux/Dreschmitt/Dorbritz 2015). Ausführlich mit den theoretischen Erklärungen zu Kinderlosigkeit und Kinderreichtum haben sich Bujard und Lück (2015) beschäftigt.

3. Datengrundlagen

Für die empirischen Analysen werden mit dem Mikrozensus und dem Familienleitbild-survey des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung zwei unterschiedliche, sich jedoch ergänzende Datensätze verwendet.

Für den Mikrozensus bietet sich die Erhebung des Jahres 2012 an, in der zum zweiten Mal nach 2008 die Frage nach der Zahl der geborenen Kinder gestellt worden ist. Die Frage richtete sich auf freiwilliger Basis bedauerlicherweise nur an Frauen. Die nachfolgenden paritätsspezifischen Berechnungen zu Lebensformen, Bildungsabschlüssen und West-Ost-Differenzierungen bilden also nur die Fertilitätssituation von Frauen ab.

Mit dem Mikrozensus steht ein Datensatz zur Verfügung, der aufgrund der hohen Fallzahlen (680 536 Befragte) außerordentlich verlässliche Befunde über Zusammenhänge zwischen Strukturvariablen und Paritätsverteilungen liefert. Der Nachteil, dass keine Einstellungsvariablen verfügbar sind, soll durch die Analyse des Familienleitbildsurveys ausgeglichen werden.

Die Mikrozensusanalysen folgen strikt der Kohorten- und der Paritätenperspektive. Aus der Kohortensicht wurden zwei Jahrganggruppen, 1964-1968 und 1974-1978, ausgewählt. Die Entscheidung für die Jahrgänge 1964-1968 wurde deshalb getroffen, da deren Familienentwicklungsphase weitgehend abgeschlossen ist und somit ein annähernd finales Bild der Fertilitätssituation gezeichnet werden kann. Mit den Jahrgängen 1974-1978 wurde eine um 10 Jahre jüngere Jahrganggruppe ausgewählt, die noch nicht ihre endgültige Kinderzahl und Paritätsverteilung erreicht hat. Über diese Vorgehensweise soll es ermöglicht werden, auf neue Fertilitätstrends, falls erkennbar, aufmerksam zu machen.

Da im Mikrozensus die Beantwortung der Frage nach der Kinderzahl freiwillig war, hat ein Teil der Frauen zwar angegeben, dass sie Kinder geboren haben, jedoch die Angaben zur Anzahl der Kinder verweigert. In den paritätsspezifischen Analysen wurden daher diejenigen Befragten ausgeschlossen, die auf die Frage nach der konkreten Kinderzahl nicht geantwortet haben. Die dadurch entstandenen Ausfälle betragen 4,5% in den in diesem Beitrag hauptsächlich betrachteten Geburtsjahrgängen 1964-1968.

Trotz der Fokussierung auf Geburtsjahrganggruppen und vergleichsweise tiefen sozialstrukturellen Differenzierungen stehen für die Analysen immer noch beachtliche Fallzahlen zur Verfügung (vgl. Bujard/Dorbritz/Herter-Eschweiler/Lux *in diesem Heft*). Die Analysen werden auf Basis der hochgerechneten Bevölkerung am Hauptwohnsitz im Mikrozensus ausgeführt (Statistisches Bundesamt 2006: 6). Die Zahl der Frauen in den Geburtsjahrgängen 1964-1968 beträgt danach 487 Tsd. Selbst zu der vergleichsweise kleinen Gruppe der alleinerziehenden Frauen gehören damit immerhin noch 12 Tsd. Personen.

Mit dem Survey ‚Familienleitbilder in Deutschland‘ wird ein Datensatz herangezogen, der die deutsche Fertilitätssituation aus einer kulturellen Perspektive beleuchtet. Ebenfalls im Jahr 2012 sind in Deutschland 5.000 Personen in der Altersgruppe 20-39 Jahre nach Leitbildern in verschiedenen familienbezogenen Themengebieten befragt worden (Lück/Naderi/Ruckdeschel 2015: 30f). In die Analysen sind aber nur die Frauen im Alter zwischen 30 und 39 Jahren einbezogen worden. Gegenstand der Befragung waren die Themenblöcke Partnerschaft, die Bedeutung von Familie sowie die Familiengründung und Familienerweiterung, Kinderlosigkeit, Elternschaft und Eltern-Kind-Beziehungen.

Die Familienleitbilder sind über computergestützte standardisierte telefonische Interviews erhoben worden, der Befragungszeitraum erstreckte sich vom 27.08. bis zum 15.11.2012. Die Grundgesamtheit bildeten 20- bis 39-jährige Personen mit Wohnsitz in Deutschland. Detailinformationen können dem Methodenbericht zur Studie ‚Familienleitbilder 2012‘ entnommen werden (Lück et al. 2013: 6ff.)

4. Ergebnisse der Mikrozensusanalysen

Auf der Basis des Mikrozensus sind in einem ersten Schritt die einfachen Zusammenhänge zwischen Lebensform, beruflicher Bildung und Region (West-Ost) zur durchschnittlichen Kinderzahl, der Kinderlosigkeit und dem Kinderreichtum anhand der Geburtsjahrgänge 1964-1968 zu beschreiben. In einem zweiten Schritt werden die Merkmale kombiniert. Der dritte Schritt beinhaltet dann, um aktuelle Trends abbilden zu können, einen Vergleich zu den Geburtsjahrgängen 1974-1978.

Lebensform und Bildung

Die Zusammenhänge zwischen Bildung, Lebensform und der durchschnittlichen Kinderzahl bzw. Kinderlosigkeit und Kinderreichtum zeigen folgende Trends (Tab. 1). Mit dem Anstieg der beruflichen Bildungsabschlüsse sinkt die durchschnittliche Kinderzahl. Die Werte sind am höchsten bei den Frauen ohne Abschluss und am niedrigsten bei denen mit einem Hochschulabschluss bzw. einer Promotion. Frauen der Geburtsjahrgänge 1964-1968 ohne beruflichen Ausbildungsabschluss hatten im Durchschnitt 1,85 Kinder und Frauen mit einem Hochschulabschluss bzw. einer Promotion 1,28. Liegt kein beruflicher Bildungsabschluss vor, beträgt der Anteil kinderloser Frauen 18,9%. Die Hochgebildeten sind dagegen zu 30,8% kinderlos. Bei den Anteilen Kinderreicher stellt sich die Situation umgekehrt dar. 30,8% der Niedriggebildeten und nur 11,0% der Hochgebildeten haben 3 oder mehr Kinder.

Frauen, die zum Zeitpunkt der Mikrozensusbefragung verheiratet mit einem Partner zusammenlebten, haben deutlich mehr Kinder zur Welt gebracht als Frauen in nichtehelichen Lebensgemeinschaften oder Frauen, zu deren Haushalt kein Partner gehörte¹. Verheiratete der Jahrgänge 1964-1968 hatten durchschnittlich 1,77 Kinder, Frauen in nichtehelichen Lebensgemeinschaften oder ohne Partner im Haushalt dagegen nur 1,12 bzw. 1,11 (Tab. 1). Auch hier bestehen deutliche Unterschiede bei Kinderlosigkeit und Kinderreichtum. Verheiratete Frauen sind zu 11,8% kinderlos und nicht verheiratete ohne Partner im Haushalt haben in 39,3% der Fälle keine Kinder. Hinsichtlich des Kinderreichtums sind die Differenzierungen weniger stark ausgeprägt.

1 Bilokale Paarbeziehungen können im Mikrozensus nicht von tatsächlichen Singles unterschieden werden. Dies trifft auch auf die Alleinerziehenden zu.

West-Ost-Unterschiede

Hinsichtlich der West-Ost-Unterschiede² ist bekannt, dass ähnliche durchschnittliche Kinderzahlen bei divergierenden Paritätsverteilungen entstehen (Dorbritz 2010: 11ff.). Die jeweils am häufigsten vorkommende Kinderzahl ist die Parität 2. Für den Westen typisch sind hohe Anteile Kinderloser und eine etwas häufigere Verbreitung der Mehrkindfamilie. Im Osten gibt es dagegen die Ein-Kind-Familie erheblich häufiger als im Westen. Die durchschnittliche Kinderzahl verheirateter Frauen beträgt im Westen 1,79 Kinder und im Osten 1,65. Dafür ist die durchschnittliche Kinderzahl bei nichtehelichen Lebensgemeinschaften und Frauen ohne Partner im Haushalt mit 1,50 bzw. 1,41 im Osten deutlich höher als im Westen (1,02 und 1,07).

Verantwortlich für diese Situation dürfte die spezifische Verknüpfung von strukturellen und kulturellen Faktoren sein. In den neuen Bundesländern treffen Einstellungen wie die Erwerbsorientierung der Frauen und die Akzeptanz der außerhäuslichen Kinderbetreuung auf günstige strukturelle Bedingungen, die zu höheren außerhäuslichen Kinderbetreuungsquoten führen (Schneider/Dorbritz 2011: 30). Dadurch können die geringere Kinderlosigkeit und die häufigere Geburt erster Kinder erklärt werden. Im Westen ist die Verknüpfung von Ehe und Geburt der Kinder stärker erhalten geblieben. Eine solche Situation begünstigt das Entstehen von kinderreichen Familien, wenn auch nur in einem geringen Umfang. Sehr groß sind hier die Unterschiede bei den Verheirateten: Frauen im Westen sind zu 20,9% kinderreich, im Osten sind es dagegen nur 7,1%.

Tabelle 1: Durchschnittliche Kinderzahlen sowie Anteile Kinderloser und Kinderreicher nach Region, beruflicher Bildung und Lebensform in den Geburtsjahrgängen 1964-1968 in Deutschland (Ø, in %)

Region	Kinderzahl/ Paritäten	Lebensform			Berufliche Bildungsabschlüsse ¹			
		Verheiratet, zusammenl.	Nicht- eheliche Lebensgem.	Ohne Partner im HH	Ohne Anlernausb.	Lehre/ Techniker	Meister/ Promot.	HSA/
Deutschland	Kinderzahl (Ø)	1,77	1,12	1,11	1,85	1,52	1,44	1,28
	Kinderlose (%)	11,8	34,7	39,3	18,9	20,1	22,8	30,8
	Kinderreiche (%)	19,4	9,8	11,3	30,2	14,5	13,1	11,0
West	Kinderzahl (Ø)	1,79	1,02	1,07	1,86	1,52	1,40	1,26
	Kinderlose (%)	12,6	40,9	41,8	18,4	21,4	28,1	33,1
	Kinderreiche (%)	20,9	9,2	10,9	30,2	15,1	14,6	11,5
Ost	Kinderzahl (Ø)	1,65	1,50	1,41	1,92	1,58	1,56	1,50
	Kinderlose (%)	11,7	12,2	22,3	20,7	11,4	9,6	14,0
	Kinderreiche (%)	7,1	13,5	15,2	34,7	12,8	10,6	10,3

Quelle: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen.

1 Die exakten Bezeichnungen für die beruflichen Bildungsabschlüsse sind: ohne beruflichen Ausbildungsabschluss, Lehr- oder Anlernausbildung, Meister/Techniker oder gleichwertiger Fachschulabschluss, (Fach-)Hochschulabschluss, Promotion.

2 West- und Ostdeutschland jeweils ohne Berlin.

Für die beruflichen Bildungsabschlüsse ist charakteristisch, dass die West-Ost-Unterschiede mit steigendem beruflichem Bildungsabschluss immer deutlicher werden (Tab. 1). Diejenigen ohne Abschluss verhalten sich nahezu identisch. Die durchschnittlichen Kinderzahlen sind mit 1,86 (West) und 1,92 (Ost) auf gleichem Niveau. Bei dem Bildungsabschluss Hochschulabschluss/Promotion haben die Frauen im Osten durchschnittlich 1,50 und die im Westen 1,26 Kinder zur Welt gebracht. Hochgebildete Frauen im Osten, zumindest in den Jahrgängen 1964-1968, sind dem ostdeutschen Durchschnitt nach wie vor näher als dem Verhaltensmuster der Frauen gleicher Bildung im Westen.

Lebensformen, berufliche Bildungsabschlüsse und Region in der Kombination

Zu weiterführenden Einsichten gelangt man, wenn Bildungsabschlüsse und Lebensformen in der Kombination nach Kinderlosigkeit und Kinderreichtum betrachtet werden (Tab. 2). Dazu zählt, dass der Zusammenhang zwischen Kinderzahl und Bildung durch die Lebensform moderiert wird. Dabei sind die Effekte für die Kinderlosigkeit und den Kinderreichtum unterschiedlich.

Tabelle 2: Durchschnittliche Kinderzahl und Anteile Kinderloser und Kinderreicher in den Geburtsjahrgängen 1964-1968 nach Lebensformen und beruflichen Bildungsabschlüssen¹ in Deutschland (Ø, in %)

Lebensform	Kinder	Berufliche Bildungsabschlüsse ¹			
		Ohne	Lehre/ Anlernausb.	Meister/ Techniker	HSA/ Promotion
Verheiratet, zusammen- lebend	Kinderzahl (Ø)	2,11	1,73	1,70	1,63
	Kinderlose (%)	10,9	11,1	12,2	15,1
	Kinderreiche (%)	35,0	16,9	16,9	14,7
Nichteheliche Lebensgemein- schaft	Kinderzahl (Ø)	1,36	1,12	1,21	0,90
	Kinderlose (%)	32,2	34,3	23,9	46,2
	Kinderreiche (%)	19,9	9,7	6,8	4,8
Ohne Partner im Haushalt	Kinderzahl (Ø)	1,43	1,14	0,95	0,67
	Kinderlose (%)	32,5	36,2	44,3	58,4
	Kinderreiche (%)	22,4	10,5	6,6	3,5

Quelle: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen.

¹ Die exakten Bezeichnungen für die beruflichen Bildungsabschlüsse sind: ohne beruflichen Ausbildungsabschluss, Lehr- oder Anlernausbildung, Meister/Techniker oder gleichwertiger Fachschulabschluss, (Fach-)Hochschulabschluss, Promotion.

Frauen ohne einen beruflichen Bildungsabschluss haben eine höhere durchschnittliche Kinderzahl, weil sie deutlich öfter 3 oder mehr Kinder haben. In den hier betrachteten Jahrganggruppen trifft das für die Verheirateten, die nichtehelichen Lebensgemeinschaften und auch die Alleinlebenden zu. Beispielsweise beträgt der Anteil Kinderreicher bei den Verheirateten ohne Abschluss 35,0%. Bei denen mit einer Lehre oder Anlernausbildung (16,9%), bei den Meistern/Technikern (16,9%) und denen mit Hochschulabschluss/Promotion (14,7%) sind die Anteile auffällig niedriger. Bei der Kinderlosigkeit fallen diese Effekte nicht so einheitlich aus. Die Anteile kinderloser Frauen unterscheiden

sich nur geringfügig zwischen den Bildungsgruppen. Verheiratete in der Jahrgangsguppe 1964-1968 ohne einen beruflichen Abschluss haben zu 10,9% keine Kinder, Verheiratete mit einem Hochschulabschluss bzw. einer Promotion sind nur zu 15,1% kinderlos. Das heißt, dass der Zusammenhang von Kinderzahl und Bildung für verheiratete Frauen nur stark abgeschwächt gilt. Die unverheirateten Frauen ohne Bildungsabschluss haben zwar deutlich öfter keine Kinder als verheiratete, aber die Unterschiede zu den hochgebildeten sind mit 14,0 bzw. 25,9 Prozentpunkten deutlich größer.

Ebenfalls ist darauf hinzuweisen, dass sich die Differenzierungen nach der durchschnittlichen Kinderzahl, der Kinderlosigkeit und dem Kinderreichtum in der Kombination von Lebensform und Bildung z.T. erheblich verstärken (Tab. 3). Dies soll anhand des Beispiels der zwei Extremgruppen – verheiratete Frauen ohne Bildungsabschluss versus hochqualifizierte Frauen ohne Partner im Haushalt – beschrieben werden. Die Verheirateten ohne beruflichen Bildungsabschluss hatten im Durchschnitt 2,11 Kinder. Der Anteil Kinderreicher beträgt 35,0% und die Kinderlosigkeit erreicht den niedrigen Wert von 10,9%. Die Vergleichsgruppe hatte durchschnittlich nur 0,67 Kinder zu Welt gebracht. Die Paritätsverteilung wird durch 58,4% Kinderlose dominiert. Kinderreich sind dagegen nur 3,5%.

Tabelle 3: Durchschnittliche Kinderzahlen in den Geburtsjahrgängen 1964-1968 nach Lebensformen und beruflichen Bildungsabschlüssen in West- und Ostdeutschland

Region	Partnersituation	Ohne	Berufliche Bildungsabschlüsse ¹		
			Lehre/ Anlernausb.	Meister/ Techniker	HSA/ Promotion
West	Verheiratet, zusammenl.	2,10	1,75	1,73	1,63
	Nichteheliche Lebensg.	1,36	1,00	0,98	0,84
	Ohne Partner im Haush.	1,41	1,10	0,85	0,63
Ost	Verheiratet, zusammenl.	2,18	1,64	1,65	1,71
	Nichteheliche Lebensg.	1,69	1,53	1,49	1,26
	Ohne Partner im Haush.	1,75	1,46	1,34	1,00

Quelle: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen.

¹ Die exakten Bezeichnungen für die beruflichen Bildungsabschlüsse sind: ohne beruflichen Ausbildungsabschluss, Lehr- oder Anlernausbildung, Meister/Techniker oder gleichwertiger Fachschulabschluss, (Fach-)Hochschulabschluss, Promotion.

In der differenzierteren Betrachtungsweise fällt auf, dass die Lebensform im Osten die Paritätsverteilung weniger differenziert. In allen Lebensformgruppen ist die durchschnittliche Kinderzahl im Osten höher als im Westen. Bei den Verheirateten sind die Unterschiede relativ gering. Auffallend groß sind sie bei den nichtehelichen Lebensformen. Das ist Ausdruck der stärkeren Bindung des generativen Verhaltens an die Ehe, während in den neuen Bundesländern Frauen in nichtehelichen Lebensgemeinschaften oder aktuell ohne einen Partner im Haushalt mehr Kinder haben. Diese spezifischen Differenzierungen können wiederum aus dem Zusammenspiel von Lebensform und Bildung hinsichtlich der Kinderlosigkeit und des Kinderreichtums erklärt werden.

Verteilung nach Lebensform, Bildung und West-Ost-Unterschieden der Frauen in den Geburtsjahrgängen 1974-1978 im Vergleich

Um auf neuere Entwicklungen hinweisen zu können, werden die Altersgruppen 1964-1968 mit der 10 Jahre jüngeren Altersgruppe 1974-1978 verglichen. Ein beachtenswerter, aber nicht schwerwiegender Nachteil ist, dass diese Jahrgänge ihren generativen Lebensabschnitt noch nicht abgeschlossen haben. Die Geburtsjahrgänge 1974-1978 unterscheiden sich hinsichtlich der durchschnittlichen Kinderzahlen und der Anteile Kinderloser und Kinderreicher von den älteren Jahrgängen (Tab. 4). Das liegt vor allem daran, dass sich aufgrund des geringeren Lebensalters Kinderzahlen und Paritätsmuster noch im Wandel befinden. So sind im Trend die durchschnittlichen Kinderzahlen niedriger, die Kinderlosigkeit höher und der Kinderreichtum seltener. Das gilt vor allem für die Gruppen, die später mit ihrem reproduktiven Lebensabschnitt beginnen.

Allerdings sind die für die älteren Jahrgangsgruppen 1964-1968 typischen Paritätsverteilungen bereits zu erkennen. Dazu zählen:

1. *Der enge Zusammenhang zwischen Ehe und Kinderzahlen:*

Verheiratete Frauen in Deutschland der Jahrgänge 1974-1978 haben 1,64 Kinder (1964-1968: 1,77), sind zu 14,5% kinderlos (1964-1968: 11,8%) und zu 16,0% (1964-1968: 19,4%) kinderreich. Dagegen sind Frauen, die ohne Partner im Haushalt leben, zu 58,3% kinderlos (1964-1968: 58,3%), zu 6,0% kinderreich (1964-1968: 11,3%) und haben im Durchschnitt nur 0,70 Kinder zur Welt gebracht (1964-1968: 1,11). Der Zusammenhang von Ehe und Kinderzahl dürfte danach auch für die Jahrgänge 1974-1978 erhalten bleiben.

2. *Die typischen Bildungsunterschiede:*

Ähnlich deutlich und in die gleiche Richtung differenziert der berufliche Bildungsabschluss bei den 1974-1978 Geborenen. Das dokumentieren die Unterschiede zwischen den Frauen ohne einen Abschluss und denen mit einem Hochschulabschluss bzw. einer Promotion. Die Frauen ohne Abschluss, die ihre Kinder früher bekommen, hatten 1,83 Kinder zur Welt gebracht (1964-1968: 1,85). Auch die Werte für die Kinderlosigkeit (1974-1978: 18,0% bzw. 1964-1968: 18,9%) und den Kinderreichtum (28,2% bzw. 30,9%) sind sehr ähnlich.

Die durchschnittliche Kinderzahl bei den Akademikerinnen beträgt in den Jahrgängen 1974 bis 1978 hingegen nur 0,94. In der älteren Vergleichskohorte hatten die Frauen durchschnittlich 1,28 Kinder geboren. Dementsprechend auffällig sind die Unterschiede bei der Kinderlosigkeit: 44,5% (1964-1968: 30,8%) und dem Kinderreichtum: (6,3% bzw. 11,0%).

3. *Die höhere Fertilität in den nichtehelichen Lebensformen und die geringeren Bildungsunterschiede im Osten:*

Auffällig ist auch hier, dass diese Unterschiede nach den Lebensformen nur für den Westen Deutschlands gelten. Während die Kinderzahlen für die Verheirateten wiederum ähnlich sind, haben Frauen in nichtehelichen Lebensgemeinschaften im Osten 1,24 Kinder. Im Westen sind es nur 0,73. Bei den Frauen ohne Partner im Haushalt beträgt die Differenz 0,93 zu 0,66.

Auch die Differenzierungen zwischen den Bildungsgruppen sind im Osten wesentlich schwächer ausgeprägt. Der Unterschied in der durchschnittlichen Kinderzahl zwischen denen ohne Abschluss und den Frauen mit einem Hochschulabschluss oder einer Promotion beträgt 0,2 (Westen: 0,96). Darin kommt zum Ausdruck, dass die Akademikerinnen in Ostdeutschland ihre Geburtenbiografie früher begonnen haben.

Das Fazit dieser Betrachtungen lautet, dass auch in den jüngeren Geburtsjahrgängen die für das deutsche Fertilitätsgeschehen typischen regionalen und sozialstrukturellen Differenzierungen bestehen bleiben werden. Einige der aktuell noch bestehenden Unterschiede werden sich aufgrund besonderer altersspezifischer Verläufe der Geburtenbiografien, insbesondere bei den Hochqualifizierten, noch relativieren. In den Fertilitätsmustern der jüngeren Kohorten lassen sich keine so deutlichen Veränderungen feststellen, die auf einen anstehenden Wandel des Fertilitätstrends hindeuten.

Wesentlich für die nachfolgenden Betrachtungen ist, dass Merkmalskombinationen wie z.B. hohe Bildung und Ehelosigkeit Kinderlosigkeit begünstigen und Kinderreichtum faktisch verhindern, so wie umgekehrt niedrige Bildung und Ehe zu niedrigerer Kinderlosigkeit und höheren Anteilen Kinderreicher führen.

Das trifft für West- bzw. Ostdeutschland auf eine spezifische Art und Weise zu. In Westdeutschland verstärkt hohe Bildung und Ehelosigkeit das Entstehen von Kinderlosigkeit stärker als im Osten. In Ostdeutschland dagegen führt eine niedrigere Bildung in Verbindung mit der Ehe weniger häufig zu Kinderreichtum.

Tabelle 4: Durchschnittliche Kinderzahlen sowie Anteile Kinderloser und Kinderreicher nach Region, beruflicher Bildung und Lebensform in den Geburtsjahrgängen 1974-1978 in Deutschland (\emptyset , in%)

Region	Kinderzahl/ Paritäten	Lebensform			Berufliche Bildungsabschlüsse ¹			
		Verheiratet, zusammenl.	Nichteheli- che Lebensgem.	Ohne Partner im HH	Ohne	Lehre/ Anlernausb.	Meister/ Techniker	HSA/ Promot.
Deutschland	Kinderzahl (\emptyset)	1,64	0,86	0,70	1,83	1,27	1,15	0,94
	Kinderlose (%)	14,5	44,0	58,3	18,0	28,6	33,2	44,5
	Kinderreiche (%)	16,0	5,3	6,0	28,2	10,4	7,0	6,3
West	Kinderzahl (\emptyset)	1,65	0,73	0,66	1,87	1,48	1,09	0,91
	Kinderlose (%)	14,8	52,4	60,9	16,3	19,8	37,0	47,0
	Kinderreiche (%)	16,5	4,9	6,0	29,0	12,6	7,0	6,30
Ost	Kinderzahl (\emptyset)	1,63	1,24	0,93	1,44	1,34	1,37	1,24
	Kinderlose (%)	11,7	20,9	43,0	33,8	21,5	19,2	26,80
	Kinderreiche (%)	12,7	7,2	7,6	22,2	9,9	7,3	7,8

Quelle: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen.

¹ Die exakten Bezeichnungen für die beruflichen Bildungsabschlüsse sind: ohne beruflichen Ausbildungsabschluss, Lehr- oder Anlernausbildung, Meister/Techniker oder gleichwertiger Fachschulabschluss, (Fach-)Hochschulabschluss, Promotion.

5. Die Analyse der Familienleitbilder

Die in den Mikrozensusanalysen erzielten Befunde sollen nachfolgend mit Analysen aus dem Familienleitbildsurvey des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung untersetzt werden. Dazu werden bezüglich der zentralen Themen Kinderlosigkeit und Kinderreichtum für diese Phänomene relevante Familienleitbilder herangezogen und Hypothesen aufgestellt. Für die zu behandelnde Fragestellung wird generell davon ausgegangen, dass neben den bereits ermittelten Faktoren Familienleitbilder in einem engen Zusammenhang zu Kinderlosigkeit und Kinderreichtum stehen. Als Vergleichsgruppe werden Frauen mit einem oder zwei Kind(ern) herangezogen. Da im Mikrozensus die Frage nach der Zahl der geborenen Kinder nur an Frauen gerichtet ist, werden nachfolgend auch nur die Antworten der weiblichen Befragten in der Altersgruppe 30-39 Jahre berücksichtigt.

Die Auswahl der Familienleitbilder

Ausgangspunkt für die Auswahl der Familienleitbilder sind die ersten Auswertungen des Familienleitbildsurveys des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, die in der Publikation ‚Familienleitbilder in Deutschland‘ erstmalig präsentiert wurden (Schneider/Diabaté/Ruckdeschel 2015). Darin sind zahlreiche Dimensionen und konkrete Familienleitbilder entwickelt worden, die die Basis für das weitere Vorgehen bilden. Es werden ausschließlich Leitbilder der allgemeinen Ebene verwendet (ibid.: 39). In die vorliegende Untersuchung werden diejenigen Leitbilditems einbezogen, für die Zusammenhänge zu Kinderlosigkeit und Kinderreichtum vermutet werden.

Ausgehend von den eingangs dargestellten theoretischen Ausgangspunkten sollen vier Kinderlosigkeit und Kinderreichtum beeinflussende Leitbildtypen einbezogen werden. Das sind die Akzeptanz von Kinderlosigkeit, die Verwirklichung eines autonomen Lebensstils durch Kinderlose, die risikovermeidende Lebensführung durch Kinderlosigkeit und die Stigmatisierung von Kinderreichtum.

Der generelle Zusammenhang von Familienleitbildern und generativem Verhalten ist darin gegeben, dass Leitbilder Orientierungspunkte für das individuelle Verhalten in Form von Normalitätsvorstellungen liefern. Nach Lück und Diabaté (2015: 56) ist „ein Leitbild ein Bündel aus kollektiv geteilten bildhaften Vorstellungen des ‚Normalen‘, das heißt von etwas Erstrebenswertem, sozial ‚Erwünschtem‘ und/oder mutmaßlich weit Verbreitetem, als Selbstverständlichem“. Sie helfen den Individuen, bei einer facettenreichen Lebensführung bewusst rationale Entscheidungen zu treffen (Lück/Diabaté 2015: 27). Sie bieten Orientierung, beispielsweise bei der Zahl der gewünschten Kinder, der Partnerwahl, der paarspezifischen Arbeitsteilung oder der Art der Kinderbetreuung. Entsprechend wurden für die Analysen Items aus einem breit angelegten Feld familienbezogener Leitbilder ausgewählt. Bei der Auswahl der Leitbilder wurde so vorgegangen, dass jedem Leitbild ein repräsentierendes Item zugordnet wurde. Die verwendeten Items sind in Tabelle 5 enthalten.

Hypothesenbildung

Die Hypothesen leiten sich aus den empirischen Befunden der Mikrozensusanalyse und den theoretischen Ausgangspositionen her und beziehen die erwarteten Zusammenhänge zwischen Familienleitbildern und Kinderlosigkeit bzw. Kinderreichtum ein. Für die folgenden Analysen werden 4 Hypothesen aufgestellt. Es wird davon ausgegangen, dass nachfolgende Zusammenhänge zwischen Familienleitbildern und Kinderlosigkeit bzw. Kinderreichtum bestehen:

1. *Akzeptanz von Kinderlosigkeit (Akzeptanzhypothese)*
Kinderlosigkeit ist in Deutschland weitgehend akzeptiert. Sanktionen gegen Kinderlose in Form höherer Steuern und Abgaben finden in der Bevölkerung nur bedingt Unterstützung. Dies drückt sich durch seltener vorkommende negative Zuweisungen aus.
2. *Unabhängigkeit der privaten Lebensführung (Autonomiehypothese)*
Der Anteil Kinderloser in Deutschland ist auch deshalb so hoch, weil Kinderlosigkeit häufiger als alternativer Lebensstil gesehen wird. Durch Kinderlosigkeit fallen zusätzliche Einschränkungen in der Zeit- und Finanzautonomie weg.
3. *Risikovermeidung durch ein Leben mit Kindern (Risikovermeidungshypothese)*
Die Hypothese basiert auf der Norm der verantworteten Elternschaft (Ruckdeschel 2015: 171ff.). Die heutigen hohen Ansprüche an Elternschaft und die Angst, diesen Ansprüchen nicht gerecht werden zu können, begünstigen das Entstehen von Kinderlosigkeit und verhindern die Gründung von Mehrkindfamilien. Dies gilt insbesondere für die materiellen Voraussetzungen einer Familiengründung.
4. *Positiv- und Negativimage Kinderreicher (Imagehypothese)*
Ab einer Kinderzahl von 3 oder mehr Kindern verringert sich die soziale Akzeptanz, weil allgemein vermutet wird, dass dann die einzelnen Kinder nicht mehr adäquat gefördert werden können.

Deskriptive Analysen

In den deskriptiven Analysen werden in einem ersten Schritt die empirischen Zusammenhänge zwischen Familienleitbildern und Kinderlosigkeit bzw. Kinderreichtum beschrieben. Betrachtet werden nur die Antworten von Frauen in der Altersgruppe 30-39 Jahre, die nach der Kinderzahl (keine Kinder, 1-2 Kinder, 3 oder mehr Kinder) unterschieden werden. Im zweiten Schritt wird die Bewertung ausgewählter Familienleitbilder anhand der für die Mikrozensusanalysen verwendeten Strukturindikatoren beschrieben. Verwendet werden nur Leitbilder der allgemeinen Ebene³, da für diese angenommen

3 Im Leitbildkonzept wird davon ausgegangen, dass Leitbilder eine individuelle und eine gesellschaftliche Ausprägung haben (Lück/Diabaté 2015: 25). Einerseits wird davon ausgegangen, dass Menschen die Fähigkeit haben, Vorstellungen zu entwickeln und zu verinnerlichen. Andererseits bestehen grundlegende Vorstellungen, die viele Menschen miteinander teilen. Zwischen beiden Ebenen bestehen über Interaktion und Kommunikation Wechselwirkungen. Gesellschaftliche Leitbilder tragen einen kulturellen Charakter und beeinflussen damit Verhalten.

wird, dass sie aufgrund ihrer gesellschaftlich-kulturellen Verankerung stärker handlungsorientierend wirken.

Generell zeigen sich erhebliche Bewertungsunterschiede zwischen den drei Gruppen. Die Unterschiede sind mehrheitlich signifikant (Tab 5). Ausnahmen bilden die Items ‚Kinderlose sollten höhere Steuern und Abgaben leisten als Eltern‘ und ‚wer viele Kinder hat, kann sich um das einzelne Kind nicht mehr richtig kümmern‘.

Tabelle 5: Zustimmung von Frauen in der Altersgruppe 30-39 Jahre zu ausgewählten Familienleitbilditems^{a)} auf der allgemeinen Ebene in Deutschland nach der Kinderzahl (in %)

Items	Kinderlose		1-2-Kind-Familien		Kinderreiche	
	N	%	N	%	N	%
Heutzutage ist es etwas ganz Normales, keine Kinder zu haben	326	49,1***	705	68,1***	198	72,7***
Kinderlose sollten höhere Steuern und Abgaben leisten als Eltern	319	71,1	704	63,8	197	64,0
Kinderlose können so leben wie es ihnen gefällt	325	77,9*	705	75,6*	197	83,3*
Ohne Kinder kann man sich viel mehr leisten	326	83,1**	708	87,7**	199	90,4**
Weil es viel zu kompliziert ist, Kinder großzuziehen	325	37,2**	706	44,3**	191	48,7**
Viele schrecken vor der lebenslangen Verantwortung zurück	326	48,3***	708	57,2***	198	63,6***
Kinderreiche gelten als asozial	323	87,9***	708	83,9***	195	88,7***
Wer viele Kinder hat, kann sich um das einzelne Kind nicht mehr richtig kümmern	325	80,9	707	81,1	198	81,4

Quelle: Familienleitbildsurvey 2012, gewichtete Daten, eigene Berechnungen.

a) Die Antwortskalen sind vierstufig: 1=stimme voll und ganz zu, 2=stimme eher zu, 3=stimme eher nicht zu, 4=stimme überhaupt nicht zu.

Anmerkungen: *** $p \leq 0,001$, ** $p \leq 0,01$, * $p \leq 0,05$, verwendet wurde der Chi-Quadrat-Test nach Pearson.

Im Detail sind folgende Bewertungen ermittelt worden (Tab. 5):

Generell ist Kinderlosigkeit in Deutschland akzeptiert. Werden alle Befragten betrachtet, zeigt sich eine Mehrheit, die Kinderlosigkeit als etwas ganz Normales einstuft. Die Unterschiede in der Bewertung der Frauen nach der Kinderzahl sind signifikant. Dabei gilt, dass insbesondere Kinderreiche (72,7% Zustimmung) annehmen, dass allgemein davon ausgegangen wird, dass Kinderlosigkeit nichts Ungewöhnliches ist. Die Kinderlosen gehen in einem deutlich geringeren Maß (49,1% Zustimmung) davon aus. Letzteres ist ein höchst überraschendes Resultat; nicht nur, weil ein solcher Befund aus der familiendemografischen Literatur nicht bekannt und deswegen auch schwierig zu interpretieren ist. Es konnte nach dem bisherigen Erkenntnisstand davon ausgegangen werden, dass die gesellschaftliche Akzeptanz der Kinderlosigkeit es denjenigen erleichtert, kinderlos zu bleiben, die keine Kinder möchten. Ein Erklärungszugang könnte sich aus der Unterscheidung zwischen gewollter und ungewollter Kinderlosigkeit ergeben. Kinderlosigkeit beruht zum Teil auf ungewollter Kinderlosigkeit (der genaue Anteil ist nicht bekannt) und es kann vermutet werden, dass die ungewollt kinderlosen Frauen diesen Zustand als we-

niger normal einstufen. Kontrolliert nach dem Geschlecht zeigt sich, dass Männer ähnlich, aber weniger differenziert antworten (der Zusammenhang ist nur schwach signifikant). Männer könnten ungewollte Kinderlosigkeit als weniger belastend empfinden und daher häufiger der Aussage zustimmen.

Der Aussage, dass Kinderlose höhere Steuern und Abgaben zahlen sollten, stimmt eine, wenn auch geringe Mehrheit zu. Die Unterschiede nach der Kinderzahl sind allerdings nicht signifikant.

Etwa eine $\frac{3}{4}$ -Mehrheit ist der Auffassung, dass Kinderlose im Vergleich zu Personen mit Kindern so leben können, wie es ihnen gefällt. Die Unterschiede sind schwach signifikant. Die Kinderreichen stimmen dem Item mit 83,3% häufiger zu als die Kinderlosen oder diejenigen mit einem oder zwei Kind(ern).

Dass sich Kinderlose mehr leisten können, wird von den drei Gruppen in einem hohen Maße gesehen. Der Zustimmungswert ist bei den Kinderreichen (90,4%) etwas höher als bei den Kinderlosen (83,1%) und 1-2-Kind-Familien (87,7%). Die Unterschiede sind auf dem 0,01-Niveau signifikant.

Der Kompliziertheit, Kinder großzuziehen als Ursache für Kinderlosigkeit, wird von allen drei Gruppen in einem vergleichsweise geringen Ausmaß zugestimmt. Die Unterschiede sind auf einem mittleren Niveau signifikant. Am häufigsten mit 48,7% wird der Aussage von den Kinderreichen zugestimmt. Kinderlose sehen dies mit 37,2% weniger als verursachend an. Hochsignifikant unterschiedlich bewerten die Kinderlosen, die Familien mit einem oder zwei Kind(ern) und die Kinderreichen, dass die Angst vor der lebenslangen Verantwortung viele vor der Entscheidung für Kinder zurückschrecken lässt. Am häufigsten vermuten das die Kinderreichen mit einem Anteil von 63,6%. Die Kinderlosen stimmen nur mit 48,3% zu. Dass Kinderlose weniger vor der Kompliziertheit der Aufgabe, Kinder zu erziehen und zu betreuen und damit vor der lebenslangen Verantwortung zurückschrecken, könnte darin begründet sein, dass keine direkten Erfahrungen im Umgang mit Kindern vorliegen.

Nicht signifikant sind die Unterschiede beim Leitbild der Distanz gegenüber dem Kinderreichtum, ausgedrückt mit der Aussage, dass Kinderreiche asozial sind. Allerdings geht mit fast 90% Zustimmung die überwiegende Mehrheit davon aus, dass es die allgemeine Meinung ist, nach der Kinderreiche als asozial gesehen werden.

Für die Analysen nach den im Mikrozensus verwendeten Strukturmerkmalen (West-Ost, Bildung, Lebensform) wurden diejenigen Items ausgewählt, die hochsignifikante Zusammenhänge zu Kinderlosigkeit und Kinderreichtum aufweisen (Tab. 6). Hinsichtlich der Kinderlosigkeit sind das die Normalität von Kinderlosigkeit und dass man sich ohne Kinder viel mehr leisten kann sowie hinsichtlich des Kinderreichtums, dass Kinderreiche asozial sind und viele vor der lebenslangen Verantwortung zurückschrecken.

Tabelle 6: Zustimmung von Frauen in der Altersgruppe 30-39 Jahre zu ausgewählten Familienleitbilditems auf der allgemeinen Ebene in Deutschland nach sozialstrukturellen Merkmalen (in %)

Merkmale		Aussagen							
		Heutzutage ist es etwas ganz Normales, keine Kinder zu haben		Ohne Kinder kann man sich viel mehr leisten		Viele schrecken vor der lebenslangen Verantwortung zurück		Kinderreiche gelten als asozial	
		N	%	N	%	N	%	N	%
Region	West	1000	64,9	1000	87,9	1000	60,5**	994	86,4
	Ost	231	58,8	231	83,2	231	49,8**	231	82,7
Bildung ^a	Niedrig	48	62,5*	47	97,9***	46	89,2***	47	70,2***
	Mittel	804	67,0*	806	87,6***	807	58,3***	803	87,6***
	Hoch	345	58,2*	346	85,3***	345	55,1***	341	85,7***
Lebensform	Paar ohne Kind	160	33,1***	160	82,5	161	61,5*	157	88,6
	Paar mit Kind	764	69,5***	765	88,1	765	57,5*	761	85,3
	Alleinlebend	109	59,7***	108	85,2	109	53,2*	109	91,8

Quelle: Familienleitbildsurvey 2012, gewichtete Daten, eigene Berechnungen.

a) Die Antwortskalen sind vierstufig: 1=stimme voll und ganz zu, 2=stimme eher zu, 3=stimme eher nicht zu, 4=stimme überhaupt nicht zu.

Anmerkungen: *** $p \leq 0,001$, ** $p \leq 0,01$, * $p \leq 0,05$, verwendet wurde der Chi-Quadrat-Test nach Pearson.

^a ISCED 97 Klassifikation nach Statistischem Bundesamt.

Auf folgende Ergebnisse ist hinzuweisen:

Zwischen West- und Ostdeutschland bestehen hinsichtlich der betrachteten Leitbilder kaum Unterschiede. Lediglich bei einem Leitbild ‚viele schrecken vor der lebenslangen Verantwortung zurück‘ gibt es im Westen deutlich mehr Zustimmung als im Osten. Das kann als Indiz dafür gelten, dass die Norm der verantworteten Elternschaft im Westen stärker als im Osten verinnerlicht ist.

Für die Bildungsunterschiede gilt, dass jede der vier Aussagen signifikant unterschiedlich bewertet wurde. Niedriger Gebildete stimmen deutlich seltener der Aussage zu, dass Kinderreiche als asozial gelten. Mit steigendem Bildungsabschluss wird seltener davon ausgegangen, dass Kinderlosigkeit etwas Normales ist, dass man sich ohne Kinder viel mehr leisten kann und dass vor der lebenslangen Verantwortung zurückgeschreckt wird.

Differenziert nach Lebensformen (Paare mit Kindern, Paare ohne Kinder, Alleinlebende) zeigen sich zwei signifikante Zusammenhänge. Frauen, die in einer Partnerschaft ohne Kinder leben, stimmen deutlich seltener der Aussage zu (33,1%), dass Kinderlosigkeit etwas Normales ist. Dies trifft auch auf die alleinlebenden Frauen zu, wenn auch in einem schwächeren Ausmaß (59,7%). Die höchste Zustimmung erfährt die Aussage von Frauen in einer Partnerschaft mit Kindern (69,5%). Die Unterschiede sind hochsignifikant. Damit bestätigt sich der Befund aus Tabelle 5, nach dem die Kinderlosen Kinderlosigkeit am wenigsten als normal ansehen. Damit kann der zuvor entwickelte Erklärungsansatz untersetzt werden. Es sind insbesondere die kinderlosen Frauen in einer Partnerschaft, die Kinderlosigkeit nicht als Normalität sehen. Wird der bisherige Erklärungsansatz aufgegriffen, dann empfinden ungewollt kinderlose Frauen in einer Partnerschaft, in

der zumindest aus der Sicht einer vorliegenden Paarbeziehung eine wichtige Bedingung für die Erfüllung des Kinderwunsches gegeben ist, diese Situation als besonders unnormal.

Daneben gehen Alleinlebende seltener davon aus, dass viele kinderlos bleiben, weil sie vor der Verantwortung zurückschrecken, die das Leben mit Kindern mit sich bringt. Der Zusammenhang ist aber nur schwach signifikant.

Es lassen sich generell Leitbilder identifizieren, die das Entstehen von Kinderreichtum behindern und von Kinderlosigkeit begünstigen. Die Entscheidung für drei oder mehr Kinder dürfte vor allem durch das Negativimage der Kinderreichen erschwert werden. Dieser Befund trägt insbesondere zur Erklärung der hohen Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen bei. Einerseits erklärt die Opportunitätskostenthese das hohe Ausmaß kinderloser Frauen. Hochqualifizierte entscheiden sich gegen Kinder bzw. begrenzen ihre Kinderzahl, um das durch die Ausbildung erworbene Potential für Einkommen und Karriere nicht zu mindern. Dies wird andererseits verstärkt durch das Empfinden, bei einer Entscheidung für ein drittes Kind als asozial eingestuft zu werden. Dies wird durch die Vorstellung gestützt, dass sich Eltern von mehreren Kindern nicht mehr ausreichend um das einzelne Kind kümmern können. Auch die Entscheidung, kinderlos zu bleiben, ist durch Leitbilder gestützt. Dazu zählt, dass Kinderlosigkeit im Gegensatz zu Kinderreichtum keine negativ bewertete Handlungsoption darstellt. Darüber hinaus bestehen gesellschaftliche Leitbilder, die die Attraktivität von Kinderlosigkeit abbilden. Dazu gehören die materiellen Nachteile durch Kinder, die Einschränkungen in der privaten Lebensführung sowie die Kompliziertheit der Aufgabe, Kinder zu erziehen und zu betreuen. Diese Perspektive wird vor allem durch die Kinderreichen geteilt.

Mit Blick auf die formulierten Hypothesen kann festgestellt werden, dass sie durch die empirischen Ergebnisse mehrheitlich bestätigt werden konnten. Generell zu bestätigen sind die Hypothesen 1 bis 4. Kinderlosigkeit erfährt in Deutschland von einem großen Teil der Bevölkerung Akzeptanz und nur eine schwache Mehrheit spricht sich für Sanktionen in Form von erhöhten Steuern und Abgaben aus. Unter den Bedingungen der freien Auswahl aus verschiedenen Biografieoptionen spielt die Möglichkeit, einen unabhängigeren Lebensstil durch Kinderlosigkeit zu erreichen, eine wesentliche Rolle. Deutlich ist ebenfalls geworden, dass die hohen Anforderungen an die Erziehung der Kinder und die Sorge, diesen nicht entsprechen zu können, zu einer leitbildgestützten Verringerung der Kinderzahl beitragen können. Und letztlich ist festzustellen, dass eine der Bedingungen für ein höheres Fertilitätsniveau, der höhere Anteil von 3-Kind-Familien, durch eine leitbildgestützte Stigmatisierung Kinderreicher behindert wird.

6. Diskussion und Fazit

Im Beitrag sind auf der Grundlage zweier Datensätze – dem Mikrozensus und dem Familienleitbildsurvey des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung – im Wesentlichen die Ausprägungen von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum analysiert worden. Beide Datensätze sind im Jahr 2012 erhoben worden. Die Orientierung auf Kinderlosigkeit und Kinderreichtum erfolgte, da beide Ausprägungen der Fertilitätssituation in Deutschland maßgeblich das niedrige Geburtenniveau verursachen.

Die Auswertung des Mikrozensus erfolgte anhand der Merkmale Lebensform, Bildung und der West-Ost-Differenzierung. Alle drei Unterscheidungskriterien differenzieren die Paritätsverteilungen sehr deutlich. Verheiratete und niedriger Gebildete sind häufiger kinderreich und seltener kinderlos als Frauen in nichtehelichen Lebensgemeinschaften oder ohne Partner im Haushalt und Frauen mit einer höheren beruflichen Bildung. Werden beide Merkmale kombiniert, treten sowohl bei der Kinderlosigkeit als auch beim Kinderreichtum Verstärkungseffekte auf. Die beiden Pole werden von verheirateten Frauen mit niedriger Bildung und von hochqualifizierten Frauen gebildet, die ohne einen Partner im Haushalt leben.

Für die neuen Bundesländer kann festgestellt werden, dass Lebensform und Bildung die Paritätsverteilung weniger stark differenzieren. Dennoch sind dort sowohl der Lebensform- als auch der Bildungseffekt zu erkennen. Verheiratete in West- und Ostdeutschland differenziert nach dem Bildungsabschluss verhalten sich relativ ähnlich. Der Unterschied besteht darin, dass die Nichtverheirateten im Osten deutlich mehr Kinder haben als die westdeutsche Vergleichsgruppe.

In der Tendenz lassen sich die aufgefundenen Unterschiede aus einem besonderen Zusammenwirken der Vereinbarkeitssituation und Einstellungen zu Geschlechterrollen erklären. Hochgebildete im Westen sind erwerbsorientiert und treffen auf ein weitverbreitetes traditionelles Rollenbild. Ein Ausweg aus diesem Spannungsfeld ist der Weg in die Kinderlosigkeit. Der im Osten nicht bestehende Konflikt erklärt die niedrigeren Anteile kinderloser Frauen. Mit dem geringeren Wirken eines traditionellen Rollenbildes in Verbindung steht auch die schwächere Bedeutung der Ehe für das generative Verhalten. Für den Westen wiederum kann der höhere Anteil Kinderreicher auf die engere Verknüpfung von Ehe und Kinderhaben zurückgeführt werden.

Im zweiten Teil des Beitrags wurden die Phänomene Kinderlosigkeit und Kinderreichtum mit den Daten des Familienleitbildsurveys des Bundesinstitutes für Bevölkerungsforschung betrachtet. In die Analysen einbezogen wurden Leitbilder, die in positiver oder negativer Hinsicht auf Kinderlosigkeit bzw. Kinderreichtum wirken. Eine besonders hohe Zustimmung haben die Leitbilder ‚Kinderreiche gelten als asozial‘, ‚ohne Kinder kann man sich viel mehr leisten‘, ‚wer viele Kinder hat, kann sich um das einzelne Kind nicht mehr richtig kümmern‘ und ‚Kinderlose können so leben, wie es ihnen gefällt‘. Vor allem die Stigmatisierung kinderreicher Familien – fast 90% der Befragten nehmen an, dass Kinderreiche der allgemeinen Meinung nach als asozial eingestuft werden – ist als ein Grund anzusehen, der gegen das Entstehen von Familien mit 3 oder mehr Kindern wirkt (Stigmatisierungsthese). Ausgehend von den hohen Ansprüchen an Elternschaft heute wird davon ausgegangen, dass Kinderreiche nicht über genügend Ressourcen verfügen, um jedem Kind die notwendige Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. Im Gegensatz dazu haben sich Leitbilder etabliert, die die Vorteile von Kinderlosigkeit hervorheben. Hier konnten drei Dimensionen aufgefunden werden. Reflektiert werden erstens die hohen Kinderkosten. Vor allem die Kinderreichen sind der Auffassung, dass sich Kinderlose mehr leisten können. Zweitens können, bei aller Wichtigkeit dieser Norm, beispielsweise für das Kindeswohl, negative Effekte der verantworteten Elternschaft ausgemacht werden. Allgemein wird als eine Ursache für Kinderlosigkeit gesehen, dass die lebenslange Verantwortung für Kinder und die Kompliziertheit der Erziehungsaufgabe Entscheidungen gegen Kinder stützen (Risikovermeidungshypothese). Auch hier sind es wiederum

die Kinderreichen, die in einem höheren Ausmaß zustimmen als Kinderlose oder Personen mit einem oder zwei Kind(ern). Drittens werden die Folgen einer autonomiebetonten Lebensführung herausgestellt (Autonomiehypothese). Fast drei Viertel gehen davon aus, dass Kinderlosen eine selbstbestimmtere private Lebensführung möglich ist. Kinderlosigkeit ist in Deutschland weit verbreitet und wird als normale Lebenssituation wahrgenommen (Akzeptanzhypothese). Aufgrund dieser Ergebnisse können die aufgestellten Hypothesen als bestätigt angesehen werden.

Die Untersuchungen sowohl im Mikrozensus als auch im Familienleitbildsurvey haben die hohe Bedeutung von Bildung als Strukturvariable für das generative Verhalten unterstrichen. Die Analysen im Mikrozensus haben gezeigt, dass insbesondere die Kombination von hoher Bildung und Partnerlosigkeit zu hohen Anteilen kinderloser und niedrigen Anteilen kinderreicher Frauen führt. Hochqualifizierte Frauen haben sehr viel in ihre Ausbildung investiert und ein Ausstieg aus dem Erwerbsleben würde sehr hohe Opportunitätskosten verursachen. Diese Situation wird kulturell verstärkt. Gerade Hochqualifizierte gehen stärker von einer Stigmatisierung Kinderreicher aus, die der Entscheidung für mehrere Kinder entgegensteht.

Der starke Zusammenhang von Partnersituation und Ehe zu Kinderlosigkeit ist nicht überraschend, aber auch nicht als trivial anzusehen. Er zeigt die immer noch ausgeprägte Verhaltensorientierung der sozialen Institution der Ehe an. Ausgehend von der Individualisierungs- und Pluralisierungsthese zeigen die Mikrozensusresultate einen Bedeutungsverlust der Ehe an. Nach der vorliegenden Literatur kommt es aber nicht zum Entstehen neuer Lebensformen (strukturelle Vielfalt), sondern eher zu einer Umverteilung zwischen den bestehenden Lebensformen. Da der Zusammenhang von Ehe und Kinderhaben erhalten geblieben ist, dürfte durch die höheren Anteile nichtehelicher Lebensformen ein Negativeffekt auf die Fertilität ausgehen. Keine Aussagen können über die Richtung des Zusammenhangs zwischen Ehe und Kindern getroffen werden. Einerseits ist die Geburt von Kindern zu einem zentralen Heiratsmotiv geworden, andererseits bietet die Institution der Ehe Rahmenbedingungen, die für die Erfüllung des Kinderwunsches förderlich sind.

Hervorzuheben ist ein Ergebnis, zumal empirisch Vergleichbares nicht bekannt ist, das die Bewertung von Kinderlosigkeit durch Kinderlose zum Ausdruck bringt. Kinderlose Frauen sehen Kinderlosigkeit am wenigsten als etwas Normales an. Dies ist besonders ausgeprägt bei kinderlosen Frauen in einer Partnerschaft im Vergleich zu alleinlebenden Frauen bzw. Frauen mit Kindern in einer Partnerschaft. Auch kinderlose Männer empfinden ihre Kinderlosigkeit als weniger unnormal. Als erklärend wird angenommen, dass gerade bei einem großen Teil kinderloser Frauen in einer Partnerschaft ungewollte Kinderlosigkeit nicht als Normalität eingestuft wird. Die angebotene Erklärung muss aber hypothetisch bleiben, da sie anhand des verwendeten Datensatzes nicht überprüft werden kann. Weitere Forschungen in diesem Kontext sollten vorgenommen werden.

Nach wie vor existieren in West- und Ostdeutschland Besonderheiten hinsichtlich der Fertilitätssituation. Für den Osten ist typisch, dass die durchschnittliche Kinderzahl in den nichtehelichen Lebensformen höher ist, während im Westen die Verknüpfung von Ehe und Kinderhaben stärker erhalten geblieben ist. Diese Situation fördert für den westdeutschen Teil Kinderlosigkeit und Kinderreichtum. Der Anteilszuwachs nichtehelicher Lebensformen trägt zur höheren Kinderlosigkeit und die Ehebindung der Fertilitätsentscheidungen zu höherem Kinderreichtum bei. Überraschend ist, dass sich west- und ost-

deutsche Frauen nicht in ihrer Sicht auf die Familienleitbilder zu Kinderlosigkeit und Kinderreichtum unterscheiden, was aufgrund der Unterschiede in den Fertilitätsmustern zu erwarten war. Es wird angenommen, da es sich um relativ junge Befragte handelt, dass kulturelle Besonderheiten im Hinblick auf die Fertilitätsentscheidungen kaum noch existent sind.

Aussagen über die zukünftige Fertilitätsentwicklung müssen eher vage bleiben. Der Vergleich der Fertilitätsmuster zwischen den Geburtsjahrgängen 1964-1968 und 1974-1978 erbrachte keinen Hinweis darauf, dass sich eine Veränderung der Fertilitätssituation in Deutschland ankündigt. Insbesondere für Westdeutschland zeigte sich im Hinblick auf das generative Verhalten eine hohe Ehebindung, von der bei steigenden Anteilen Unverheirateter und Partnerloser Negativeffekte auf das Geburtenniveau ausgehen könnten. Die Familienleitbilder behindern das Entstehen von Kinderreichtum und begünstigen Kinderlosigkeit. Die zukünftige Fertilitätsentwicklung wird danach stark davon abhängen, wie sich das Familienklima entwickeln wird. Insgesamt gesehen besteht in Deutschland eine Kombination von sozioökonomischen und kulturellen Einflussfaktoren, die contra Kinderreichtum und pro Kinderlosigkeit wirken. Nach diesen Ergebnissen kann davon ausgegangen werden, dass ein soziales Klima entstanden ist, in dem ein deutlicher Anstieg des Fertilitätsniveaus nur schwerlich realisierbar zu sein scheint.

Literatur

- Alich, D. (2004). *Das dritte Kind: ein Vergleich zwischen Deutschland und Norwegen*. Rostock: Universität Rostock. Lehrstuhl für Soziologie mit Schwerpunkt Bevölkerungs- und Familiensoziologie. http://www.demogr.mpg.de/publications/files/1893_1113579023_1_Full%20Text.pdf.
- Althammer, J. (2000). *Ökonomische Theorie der Familienpolitik*. Heidelberg: Physica-Verlag.
- Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: edition Suhrkamp.
- Becker, G. (1960). An economic analysis of fertility. In: National Bureau of Economic Research (Hrsg.), *Demographic and economic change in developed countries*. Princeton: University Press, S. 209-231.
- Becker, G. (1965). A theory of the allocation of time. *The Economic Journal*, 75, 299, S. 493-517.
- Bertram, H., Bujard, M. & Rösler, W. (2011). Rush-Hour des Lebens. Geburtenaufschub, Einkommensverläufe und familienpolitische Perspektiven. *Journal für Reproduktivmedizin und Endokrinologie*, 8, 2, S. 91-99.
- Birg, H., Flöthmann, E.-J. & Reiter, I. (1991). *Biographische Theorie der demographischen Reproduktion*. Frankfurt am Main: Campus-Verlag (Forschungsberichte des Instituts für Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik (IBS), Universität Bielefeld, 18).
- Bujard, M. & Lück, D. (2015). *Kinderlosigkeit und Kinderreichtum: Zwei Phänomene und ihre unterschiedlichen theoretischen Erklärungen*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB-Working Paper 1/2015). http://www.bib-demografie.de/pdf?__blob=publicationFile&v=5.
- Carl, C. (2002). *Kinder? Nein Danke! – Gewollt kinderlos*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Diabaté, S., Dorbritz, J., Ruckdeschel, K. & Lux, L. (2015). Familie XXL – Leitbild Kinderreichtum? In: Schneider, N. F., Diabaté S. & Ruckdeschel, K. (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band 48), S. 171-190.
- Diabaté, S. & Lück, D. (2014). Familienleitbilder – Identifikation und Wirkungsweise auf generatives Verhalten. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 26, 1, S. 49-69.

- Dorbritz, J. (2010). Kinderzahlen und Lebensformen im West-Ost-Vergleich. Ergebnisse des Mikrozensus 2008. *Bevölkerungsforschung Aktuell* 31, 1, S. 11-15.
- Dorbritz, J. (2011). Dimensionen der Kinderlosigkeit in Deutschland. *Bevölkerungsforschung Aktuell* 32, 3, S. 2-6.
- Dorbritz, J. & Diabaté, S. (2015). Leitbild und Kinderlosigkeit: Kulturelle Vorstellungen zum Leben ohne Kinder. In: Schneider, N. F., Diabaté S. & Ruckdeschel, K. (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band 48), S. 113-132.
- Dorbritz, J., Panova, R. & Passet-Wittig, J. (2015). *Gewollt oder ungewollt? Der Forschungsstand zur Kinderlosigkeit*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB Working Paper 2/2015).
- Hagestad, G. O. & Call, V. R. A. (2007). Pathways to childlessness: A life course perspective. *Journal of Family Issues*, 28, 10, S. 1338-1361.
- Höpflinger, F. (1991). Neue Kinderlosigkeit. Demographische Trends und gesellschaftliche Spekulationen. *Acta Demographica*, S. 81-100.
- Hoffmann-Nowotny, H.-J. (1988). Ehe und Familie in der modernen Gesellschaft. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 13/88, S. 3-13.
- Keddi, B., Zerle, C. & Lange, A. (2010). *Der Alltag von Mehrkinderfamilien – Ressourcen und Bedarfe*. München: Deutsches Jugendinstitut. http://www.dji.de/bibs/Bericht_Mehrkinderfamilien_21-01-2010.pdf.
- Konietzka, D. & Kreyenfeld, M. (Hrsg.) (2007). *Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland*. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Konietzka, D. & Kreyenfeld, M. (Hrsg.) (2013). *Ein Leben ohne Kinder. Ausmaß, Strukturen und Ursachen von Kinderlosigkeit*. Wiesbaden. Springer VS (2. Auflage).
- Lesthaeghe, R. (1992). Der zweite demographische Übergang in den westlichen Ländern. Eine Deutung. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 18, 3, S. 313-354.
- Lück, D. & Diabaté, S. (2015). Familienleitbilder: Ein theoretisches Konzept. In: Schneider, N. F., Diabaté S. & Ruckdeschel, K. (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band 48), S. 19-28.
- Lück, D., Naderi, R. & Ruckdeschel, K. (2015). Zur Messung von Familienleitbildern: Studiendesign und Operationalisierung. In: Schneider, N. F., Diabaté S. & Ruckdeschel, K. (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band 48), S. 29-43.
- Lück, D., Scharein, M., Lux, L., Dreschmitt, K. & Dorbritz, J. (2015). Nur wenn alle Voraussetzungen passen. Der Forschungsstand zu Kinderreichtum. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB Working Paper 3/2015).
- Lück, D., Gründler, S., Naderi, R., Dorbritz, J., Schiefer, K., Ruckdeschel, K., Hiebl, J., Wolfert, S., Stadler, M., & Pupeter, M. (2013). *Familienleitbilder 2012 – Methodenbericht zur Studie*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB-Daten- und Methodenberichte 2/2013). http://www.bib-demografie.de/SharedDocs/Publikationen/DE/Working_Paper/2015_3_voraussetzungen_passen.html?nn=3071978.
- McDonald, P. (2013). Social foundations for explaining low fertility: Gender equity. *Demographic Research*, Volume 28, Article 34, S. 981-994.
- Mynarska, M., Matysiak, A., Rybińska, A., Tocchioni, V. & Vignoli, D. (2013). *Diverse paths into childlessness over the life course*. Warsaw: Warsaw School of Economics (Warsaw School of Economics Working Paper 34/2013).
- Nauck, B. (2001). Der Wert von Kindern für ihre Eltern. "Value of Children" als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 53, 3, S. 407-435.

- Ruckdeschel, K. (2015). Verantwortete Elternschaft: „Für die Kinder nur das Beste“. In: Schneider, N. F., Diabaté S. & Ruckdeschel, K. (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band 48), S. 191-205.
- Schneider, N. F. (1996). Bewußt kinderlose Ehepaare. *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien*, 14, S. 128-137.
- Schneider, N. F. (2001). Pluralisierung der Lebensformen – Fakt oder Fiktion). *Zeitschrift für Familienforschung*. 13. Jahrgang, Heft 2/2001, S. 85-90.
- Schneider, N. F., Diabaté S. & Ruckdeschel, K. (Hrsg.) (2015). *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band 48).
- Schneider, N. F. & Dorbritz, J. (2011). Wo bleiben die Kinder? Der niedrigen Geburtenrate auf der Spur. *Aus Politik und Zeitgeschichte 10-11/2011*, S. 26–34.
- Sobotka, T. & Testa, M. R. (2008). Attitudes and intentions toward childlessness in Europe. In: Höhn, C., Avramov, D. & Kotowska, I. (Hrsg.), *People, population change and policies. Lessons from the Population Policy Acceptance Study. Vol. 1: Family change*. Springer Netherlands, S. 177-211. (European Studies of Population 16/1). http://dx.doi.org/10.1007/978-1-4020-6609-2_9.
- Statistisches Bundesamt (2006). Mikrozensus. Qualitätsbericht. https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Qualitaetsberichte/Bevoelkerung/Mikrozensus.pdf?__blob=publicationFile.
- Surkyn, J. & Lesthaeghe, R. (2004). Wertorientierungen und ‚second demographic transition‘ in Nord-, West- und Südeuropa: Eine aktuelle Bestandsaufnahme. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 29, 1, S. 63-98.
- Tanturri, M. L. & Mencarini, L. (2008). Childless or childfree? Paths of voluntary childlessness in Italy. *Population and Development Review* 34, 1, S. 51-77.
- Tyrell, H. (1988). Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: Lüscher, K., Schultheis, F. & Wehrspau, M. (Hrsg.): *Die „postmoderne“ Familie*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, S. 145-156.
- Van de Kaa, D. (1987). Europe’s second demographic transition. *Population Bulletin*, 42, 1 (Washington: The Population Reference Bureau).

Eingereicht am/Submitted on: 24.07.2015

Angenommen am/Accepted on: 13.11.2015

Anschrift der Autors/Address of the author:

Dr. Jürgen Dorbritz
Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB)/
Federal Institute for Population Research
Friedrich-Ebert-Allee 4
65185 Wiesbaden
Deutschland/Germany

E-Mail: juergen.dorbritz@bib.bund.de

Robert Naderi

Kinderzahl und Migrationshintergrund

Ein Vergleich zwischen Frauen türkischer Herkunft mit oder ohne eigene Wanderungserfahrung sowie Frauen ohne Migrationshintergrund in Westdeutschland

Number of children and migration background

A comparison between women of Turkish origin with or without migration experience of their own and women without a migration background in Western Germany

Zusammenfassung:

Die Fertilität von Frauen mit türkischer Herkunft und deutschen Frauen unterscheidet sich deutlich voneinander. Die grundlegende Frage lautet dabei, welche Faktoren dazu führen, dass sich das Fertilitätsverhalten an das der Frauen ohne Migrationshintergrund annähert. Hierzu werden in diesem Beitrag Ergebnisse einer vergleichenden Analyse des Mikrozensus 2012 zur Kinderzahl von Frauen mit türkischem Migrationshintergrund und Frauen gleicher Jahrgänge (1963 bis 1977) ohne Migrationshintergrund präsentiert. Die Analysen berücksichtigen die eigene Wanderungserfahrung, Aufenthaltsdauer, den Bildungsstand, Erwerbstätigkeit und die Partnerschaft.

Die Ergebnisse zeigen, dass eine Differenzierung nach eigener Migrationserfahrung sowie Aufenthaltsdauer im Zusammenspiel mit dem Bildungsstand wesentlich sind. Wenn in Deutschland geborene Frauen mit türkischen Wurzeln einen hohen Bildungsstand aufweisen, sind die Paritäten vergleichbar mit denen von gleich hoch gebildeten Frauen ohne Migrationshintergrund. Bei Betrachtung niedrigerer Bildungsabschlüsse bleiben die Unterschiede bestehen.

Schlagerwörter: Fertilität, Migrationshintergrund, Türkei, Parität, Mikrozensus

Abstract:

The fertility of women of Turkish origin significantly differs from German women's fertility. Thus, the basic question is which factors may lead to the fact that the former's fertility behavior starts to converge to that of women without migration background. Based on comparative analyses of the German Microcensus 2012, this article presents findings with regard to the number of children born to a) women with a Turkish migration background and b) women without migration background, both belonging to the same age group that was born between 1963 and 1977. The analyses take into account: a) having migration experience of one's own, b) duration of living in Germany, c) educational attainment, d) employment status, and e) partnership status.

The results indicate that a differentiation with regard to both migration experience and duration of living in Germany, interacting with the level of education, is essential. Highly educated women with Turkish roots born in Germany display a parity that is similar to the parity of equally highly educated women not having a migration background. When comparing women of the subgroups who have lower levels of education in common, the differences in fertility do persist.

Key words: fertility, migration background, Turkey, parity, Microcensus

1. Einleitung

Familienentwicklung und Fertilität von türkischen Migranten in Deutschland sind nach wie vor Forschungsthemen mit relativ geringer Besetzung. Darüber hinaus handelt es sich um ein öffentlich immer wieder diskutiertes Thema, welches häufig mit dem Begriff „Integration“ verknüpft wird. Eine wesentliche und naheliegende Frage lautet, ob und unter welchen Bedingungen eine Annäherung an das Geburtenverhalten des Aufnahmelandes stattfindet, insbesondere unter Berücksichtigung der Migrantengeneration. Von besonderem Interesse ist diese Frage unter Berücksichtigung der typischen Muster in Westdeutschland, weil türkische Migrantinnen, abweichend von Frauen ohne Migrationshintergrund der gleichen Kohorten, deutlich höhere Kinderzahlen aufweisen. Schließlich ist die Fertilität auch im Herkunftsland grundsätzlich höher. Deutschland gehört mit einer rohen Geburtenziffer von 8,5 zu den Ländern mit der niedrigsten Fertilität, während die Türkei mit 16,8 weit über dem Mittelfeld der Welt im Jahr 2013 liegt (UN 2014).

Um der Frage potentiell konvergierender Entwicklungen nachzugehen, wird nach dem Vorbild von Milewski (2010a, 2010b, 2011) nicht nur der Vergleich zu Frauen ohne Migrationshintergrund, sondern auch der Vergleich zwischen Frauen mit türkischem Migrationshintergrund, die selbst eingewandert sind und Frauen, die in Deutschland geboren wurden, durchgeführt. Dabei werden ausschließlich Frauen in Westdeutschland berücksichtigt, weil mit Ausnahme von Berlin im geografischen Osten nur ein geringer Anteil der Frauen einen türkischen Migrationshintergrund aufweist (Statistisches Bundesamt 2012: 25). Zudem müssten die spezifischen Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschland dringend mitberücksichtigt werden, die hinsichtlich Fertilität, Lebensform sowie Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit zwischen den beiden Regionen zu erkennen sind. Beispielsweise zeigen sich nach wie vor deutliche Unterschiede zwischen den östlichen und westlichen Bundesländern, was die Geburt des ersten Kindes in Bezug auf die Ehelichkeit der Eltern angeht: Im Osten werden nach wie vor mehr (erste) Kinder vorehelich geboren als im Westen (Kreyenfeld et al. 2011: 171-172). Frauen türkischer Herkunft leben zu überwiegenden Anteilen in einer Ehe und die ersten Kinder werden in der Regel ehelich geboren (Valdés Cifuentes et al. 2013: 497). Bezüglich der Paritäten, die ja im Mittelpunkt der Betrachtung dieses Beitrags stehen, sind ebenfalls weiterhin Unterschiede zwischen Ost und West erkennbar: In den alten Bundesländern ist die Kinderlosigkeit höher, dafür werden häufiger drei und mehr Kinder geboren, in den neuen Bundesländern ist hingegen der Anteil der Frauen mit einer Geburt höher (Dorbritz/Ruckdeschel 2013: 256). Auch dies spricht dafür, die zu betrachtende Stichprobe auf in Westdeutschland lebende Frauen zu begrenzen. Zusammenfassend werden die Analysen für diesen Artikel von drei zentralen Bereichen angetrieben: Migration, Integration (durch Bildung) und Fertilität.

Die Ausgangsfrage dieses Artikels lautet: Findet eine Annäherung des Geburtenverhaltens von Frauen mit türkischen Wurzeln an die mehrheitlich vorhandenen Muster in (West-)Deutschland statt? Betrachtet wird die Zahl der Geburten von Frauen in einem Alter von 35 bis 49 Jahren. Dabei ist die niedrige Untergrenze den Fallzahllimitierungen geschuldet, die vor allem bei der Betrachtung der in Deutschland geborenen Frauen mit türkischem Migrationshintergrund zustande kommt. Der Fokus auf Frauen mit türkischen Wurzeln ist unter anderem mit der Bedeutung dieser Bevölkerungsgruppe und mit der

deutlich unterschiedlichen Fertilität in der Türkei zu begründen. Da die Migrationserfahrung als weiterer differenzierender Faktor berücksichtigt wird, würde ein Vergleich mit anderen Herkunftsländern den Rahmen dieses Artikels sprengen.

Im folgenden Kapitel wird die Fragestellung theoretisch verortet und es werden die Forschungshypothesen dargelegt. Anschließend werden der Datensatz bzw. das Sample und die methodische Vorgehensweise beschrieben. Im Ergebniskapitel sind die Zusammenhänge zwischen Kinderzahl und den unabhängigen Variablen dargestellt. Dabei werden die Anteile der jeweiligen Kinderzahlkategorie in der Türkei für Frauen der gleichen Altersgruppe zunächst miteinbezogen. Abschließend werden anhand einer multinomialen Regression wichtige Drittvariablen berücksichtigt, um den tatsächlichen Effekt des Migrationsstatus besser beurteilen zu können. Es wird vermutet, dass die sozioökonomische Ausgangssituation die Unterschiedlichkeit in der Verteilung der Kinderzahl zwischen Frauen ohne, mit direktem oder indirektem Migrationshintergrund erklärt.

2. Forschungsstand, theoretische Reflektion und Hypothesen

Eine Annäherung an das Geburtenverhalten in Deutschland seitens türkischer Migrantinnen und Frauen mit türkischen Wurzeln, die in Deutschland geboren wurden, könnte allgemein als Teil gesellschaftlicher oder sogar kultureller Integration interpretiert werden. Es ist zu vermuten, dass das Geburtenverhalten von türkischen Migranten der ersten Generation – je nach regionalem und strukturellem Herkunftskontext bzw. der ursprünglichen Unterschiedlichkeit oder Ähnlichkeit zum Aufnahmekontext – spezifisch bleibt. Andersson (2004: 765-766) zeigt in seiner Untersuchung zur Fertilität von Migrantinnen verschiedener Herkunftsregionen in Schweden, dass insbesondere Frauen aus islamisch geprägten Herkunftsländern (mit Ausnahme des Iran) in Relation zu autochthonen Frauen paritätsspezifisch eine höhere Zahl an Geburten aufweisen. Dabei ist vor allem die relative Chance für Türkinnen, drei und mehr Kinder zu gebären, deutlich höher im Vergleich zu Schwedinnen (ibd.). Für Frauen aus osteuropäischen Ländern hingegen ist die Chance sogar niedriger als bei Schwedinnen (ibd.). Aber auch in den Folgegenerationen bleiben Unterschiedlichkeiten bestehen: Unter Berücksichtigung verschiedener Faktoren zeigt Naderi (2013), dass die Familienerweiterung, also die Geburt weiterer Kinder, Frauen mit türkischem Migrationshintergrund „leichter fällt“ (ibd: 93). In diesen Befunden zeigt sich der Einfluss der Herkunftskultur mitunter auch durch die Religionszugehörigkeit und Religiosität. Männer und Frauen mit türkischem Migrationshintergrund gehören zum überwiegenden Teil muslimischen Glaubensrichtungen an. Zudem weist die Gruppe im Vergleich zu Deutschen ohne Migrationshintergrund eine weit höhere Religiosität¹ auf, was für Frauen und Männer in nahezu gleicher Weise zutrifft (Gründler 2012: 202). Eine entsprechende Hypothese, dass stärkere Religiosität islamischer Prägung häufig mit traditionelleren Vorstellungen zu Lebensformen verbunden ist, welche wiederum fertilitätsbegünstigend sein kann, ist mit dem Mikrozensus nicht überprüfbar. Andere Befunde in diesem Zusammenhang deuten zudem darauf hin, dass die Kultur einen stärkeren Einfluss

1 Im Generations and Gender Survey (2005) zeigt sich, dass 42% der Frauen mit türkischen Wurzeln als hochreligiös bezeichnet werden können (Gründler 2012: 202-203).

auf das Fertilitätsverhalten hat als die Religionszugehörigkeit (Milewski 2010b: 319). Vor allem aber, weil die Variable nicht operationalisiert werden kann, wird an dieser Stelle auf weitere theoretische Überlegungen hierzu verzichtet.

Der Ausgangsfrage dieses Beitrags folgend, kann also bei Frauen mit türkischen Wurzeln, auch bei einem Mehrgenerationenansatz, nicht ohne weiteres von einer Anpassung an das deutsche Geburtenverhalten gesprochen werden. Auf theoretischer, aber auch empirischer Basis könnte somit der Begriff der „multiplen Inklusion“ nach Esser (Esser 2009; Grote 2011: 9) für die Beschreibung hilfreich sein. Es entsteht eine hybride fertile Verhaltensweise durch die Eingliederung in Teilbereiche, die zum einen herkunfts-, zum anderen aufnahmebezogen sind und nochmals andere kulturelle Gruppen einbeziehen. Die betroffenen Frauen stehen im Spannungsfeld dieser unter Umständen völlig unterschiedlichen Vorstellungen zu Geburten, deren Timing sowie zur Lebensform und den kulturellen sowie strukturellen Gegebenheiten des Aufnahmekontextes. Der Wandel zwischen den Migrantengenerationen darf nicht unberücksichtigt bleiben: Bezüglich der Verknüpfung von Sexualität und Ehe beispielsweise zeigen sich Lockerungen in der zweiten Generation der ansonsten traditionelleren Perspektive türkischer Migrantinnen (Valdés Cifuentes et al. 2013: 496). Gleichzeitig sind Fertilitätsverhalten sowie weitere Fragen der Familiengründung der Frauen gleicher Kohorten ohne Migrationshintergrund aus verschiedenen Gründen heterogen und im Wandel. Bei Heckmann (2015: 164) wird diesbezüglich ausgeführt, dass es sehr wahrscheinlich sei, dass sich die allgemeinen demografischen und familiären Prozesse auch auf die Bevölkerung mit Migrationshintergrund auswirken werden.

Zentral für das Thema ist die Frage der Fertilität der im Aufnahmeland geborenen Frauen mit Migrationshintergrund (die sogenannte zweite Generation). Unter diesem Blickwinkel kann das beschriebene Spannungsfeld zwischen Fertilitätsmustern des Aufnahmekontextes und denen des Herkunftslandes entstehen, wodurch deren Fertilität als Integrationsmarker deutbar wäre (Kulu/González-Ferrer 2014: 424). Die wesentliche Frage dabei ist, inwieweit das mehrheitliche Fertilitätsverhalten des Aufnahmelandes einerseits und die entsprechende Herkunftskultur der Migrantengruppe andererseits Einfluss haben auf die Sozialisation der Frauen (ibd.). Im Falle der hier betrachteten Frauen mit türkischen Wurzeln ist auch in der Folgegeneration grundsätzlich ein anderes generatives Verhalten bekannt (ibd.). Letztlich wäre zu erwarten, dass die Folgegenerationen stärker die westdeutschen Fertilitätsmuster adaptieren würden, was aber empirisch bei Frauen mit türkischen Wurzeln nicht der Fall zu sein scheint (Milewski 2010b: 318). „In the ‚Turkish case‘, it seems that there continues to be a stronger orientation towards marriage and a higher number of children than is the case among West Germans [...]” (Milewski 2010b: 319).

In welcher Weise nun die Herkunftskultur oder Kompositionseffekte wichtig sind ist Gegenstand der Forschung. Stichnoth und Yeter (2013) kommen durch Analysen des Mikrozensus 2008 und Daten zu Fertilitätsziffern der Herkunftsländer zu folgendem Ergebnis:

„Since the women all live under roughly the same institutional framework in Germany, our results suggest that country-of-origin influences matter for fertility outcomes.

The results are robust to controlling for compositional differences between women from different countries and cohorts.” (Stichnoth/Yeter 2013: 30f.)

Unbestreitbar stellt die Migration für den Lebenslauf eines Menschen prinzipiell ein einschneidendes Ereignis dar (Milewski 2010a: 21; Söhn 2011: 27). Es können auf Individual- und Paarebene Situationen entstehen bzw. vermutet werden, die eine Unterbrechung des normalen Lebenslaufs und damit auch der Fertilitätsplanung hervorbringen, was Ergebnisse aus verschiedenen Ländern bereits zeigen (Milewski 2010a: 21). Ein Grund könnte hierfür zum Beispiel die phasenweise Trennung vom Partner sein (ibd.). Die Forschung zeigt aber auch, dass Fertilitätsentscheidungen durch das Ereignis Migration „nur“ verschoben werden, wodurch weniger die Gesamtzahl der Geburten von Migranten als das Timing beeinflusst wird (Kulu/González-Ferrer 2014: 422).

Je nach Alter bei der Migration ist dieser Prozess an sich für andere Entwicklungen im Lebenslauf bedeutend, welche sich wiederum auf die Fertilität auswirken können. Ohne Zweifel wichtig ist die Bildungsbiografie, hier zeigt sich grundsätzlich: Je jünger ein Kind bei der Einwanderung war, umso eher kann von Bildungserfolg in der Aufnahmegesellschaft gesprochen werden (Söhn 2011: 29). Würde ein höheres Bildungsniveau von einer steigenden Zahl an Frauen mit türkischen Wurzeln erreicht, könnte dies zu einer höheren Kinderlosigkeit und niedrigeren Kinderzahl führen. Ergebnisse von Milewski (2011: 185-186) zeigen, dass schon durch eine abgeschlossene Berufsausbildung fertilitätsreduzierende Effekte eintreten, die mit höheren Abschlüssen stärker werden. Zudem ist für Integrationsprozesse der Bildungserfolg von Personen mit Migrationshintergrund wesentlich und unmittelbar mit beruflichen Chancen verknüpft (Becker 2011: 11). Die Erwerbsbeteiligung spielt zudem eine erhebliche Rolle bei der Frage, ob eine Frau kinderlos bleibt und insbesondere wie hoch die Chance ist, drei und mehr Kinder zu bekommen. Der Forschungsstand zeigt einen deutlichen Zusammenhang der Hausfrauentätigkeit und höherer Paritäten (Schleutker 2014: 185). Faktische sowie angenommene Opportunitätskosten für hochgebildete und ggf. damit häufig karriereorientierte Frauen sind in Deutschland hoch. Ist die Elternschaft mit der Berufskarriere inkl. der vorausgehenden Berufsausbildung, aus welchen Gründen auch immer, unvereinbar, entstehen je nach Entscheidung Opportunitätskosten (Huinink/Schröder 2008: 296). „Die Opportunitätskostenthese kann sich auf zahlreiche empirische Studien stützen, die eine deutliche Bildungsabhängigkeit des Familiengründungsverhaltens belegen.“ (Eckhard 2014: 27)

Bei der Betrachtung des Zusammenhangs von Fertilität und Migration kann auch von einer Interrelation von Lebensereignissen gesprochen werden (Milewski 2010a: 22). Zentral scheint dabei zu sein, ob und wann eine Eheschließung im Lebenslauf stattgefunden hat und in welchem Verhältnis diese zur Migration steht – die Korrelation zwischen Geburt und Eheschließung ist maßgeblicher (Milewski 2010a: 23). Auch andere Autoren kommen zu dem Ergebnis: [...] [I]nsbesondere bei Türkinnen wird zuerst geheiratet und erst anschließend, nach sehr kurzer Zeit, das erste Kind gezeugt. Deutsche Frauen werden häufiger unehelich schwanger, heiraten aber noch vor der Geburt des ersten Kindes.“ (Valdés Cifuentes et al. 2013: 497)

Zusätzlich gibt es Probleme, die nicht nur auf die Migration zurückzuführen sind, sondern mit den Strukturen des Aufnahmelandes einhergehen. Die Vermutung, dass es speziell in Westdeutschland schwieriger sei als in manchen anderen Ländern, Berufskarriere und Geburten zu verknüpfen, lässt sich durch Ergebnisse eines direkten Vergleichs zwischen Westdeutschland und Dänemark unterstützen (Andersson et al. 2014). Ein zentraler Befund dieser Analyse ist, dass mit der Geburt eines ersten Kindes die Einkünfte ei-

ner Frau in Westdeutschland negativ und in Dänemark positiv assoziiert sind (ibd.: 310). Beim zweiten Kind hingegen gibt es kaum Effekte, während beim Übergang zum dritten Kind wiederum stärkere Unterschiede festgestellt wurden (ibd.: 311). Frauen mit türkischen Wurzeln, insbesondere der ersten Generation, weisen eine relativ geringe Erwerbsbeteiligung mit einer Erwerbsquote von rund 42% und ein geringes Einkommen auf (Algan et al. 2009: 24). Folglich würde es bei steigender Bildung auch bei Frauen mit türkischen Wurzeln zu einer sinkenden Fertilität kommen, wenn hier die gleichen Mechanismen wirken. Individuelle Opportunitätskosten könnten sich so darstellen, dass durch die Geburt eines Kindes und vor allem mehrerer Kinder Karrieremöglichkeiten verbaut werden und somit die Investition in höhere Bildung verloren ginge.

Der Wandel demografisch relevanter Handlungsweisen findet selbstverständlich auch in den Herkunftsländern statt. Sofern es sich um eine Modernisierung handelt, wäre somit eine Annäherung schon durch die Herkunft mitbedingt. Klaus (2008) bilanziert über den demografischen Wandel in der Türkei zunächst historisch, dass sie „den ersten demografischen Umbruch beinahe abgeschlossen hat. Die Daten lassen jedoch kein abschließendes Urteil dahingehend zu, ob sie bereits in den zweiten demografischen Wandel [...] eingetreten ist“ (S. 45). Hinweise hierfür seien der steigende Anteil von Unverheirateten und Kinderlosen (Klaus 2008: 45). Bezieht man die Unterschiede der Regionen der Türkei mit ein, zeigt sich eine noch viel stärkere Differenzierung: „Während das Fertilitätsniveau in den ländlichen Gebieten der Türkei (2.7) und in Ostanatolien (3.7) nach wie vor recht hoch ist, zeichnen sich in der West-, Zentral- und Nord-Türkei bereits Geburtenraten knapp unter dem Reproduktionsniveau ab.“ (Klaus 2008: 45)

Auf Basis der eben erörterten theoretischen Überlegungen und Befunde aus der Literatur werden folgende Forschungshypothesen abgeleitet:

Hypothese 1: Sozialisationsort

Wenn eine Frau mit türkischem Migrationshintergrund in Deutschland geboren wurde, aufgewachsen oder als Kind zugewandert ist und somit einen signifikanten Teil der Sozialisationsphase in Deutschland verbracht hat, sind die Paritätsmuster vergleichbar zu Frauen ohne Migrationshintergrund. Entsprechend unähnlicher wären die Paritäten bei einer Zuwanderung im Erwachsenenalter.

Hypothese 2: Qualifikation

Frauen mit türkischem Migrationshintergrund weisen ähnliche Paritäten wie Frauen ohne Migrationshintergrund in Deutschland auf, wenn der Bildungsstand gleich hoch ist.

Hypothese 3: Herkunft des Partners

Weisen die Partner der Frauen mit türkischer Herkunft keinen Migrationshintergrund auf, so ähnelt ihre Kinderzahl der Zahl der Geburten von Frauen ohne Migrationshintergrund.

3. Datenbasis und Methode

Die hier herangezogene Datenquelle ist der Mikrozensus 2012. Es handelt sich um die zentrale amtliche Haushaltserhebung in Deutschland.² Durch die jährliche Erhebung von einem Prozent aller Haushalte existiert eine Datenquelle mit sehr hohen Fallzahlen und wiederholt erfassten sozioökonomischen Merkmalen von Familien und Individuen. Durch die in den Jahren 2008 und 2012 erhobene Kinderzahl bietet er sich für die Untersuchung von Fertilitätsfragen an. Auch wenn nur Frauen auf freiwilliger Basis befragt werden und dies in vierjährigem Abstand, steht damit eine umfangreiche Datenquelle zur Darstellung und Analyse des Geburtenverhaltens zur Verfügung, die verglichen mit anderen Befragungen einen hohen Differenzierungsgrad erlaubt (siehe hierzu auch Bujard et al. *in diesem Band*). Eine zentrale Variable für die hier vorliegende Fragestellung ist der Migrationshintergrund. Dieser ist im Mikrozensus detailliert erfasst und ermöglicht eine Unterscheidung nach Migrantengenerationen. Es ist somit möglich, zwischen eigener Migrationserfahrung und dem Migrationshintergrund bei der Geburt in Deutschland zu differenzieren, auch wenn eine deutsche Staatsangehörigkeit durch Einbürgerung vorliegt.

Die Auswahl der Fälle für die Analyse ist inhaltlich begründet. Es werden ausschließlich westdeutsche Bundesländer einbezogen (Begründung siehe oben). Da die Frage zur Geburt von Kindern nur Frauen gestellt wird, handelt es sich damit um ein automatisches Auswahlkriterium. Das Alter der Frau wurde nach unten begrenzt, um das Ende der fertilen Phase relativ gut annehmen zu können. Diese Untergrenze liegt häufig bei 45 oder 49 Jahren, muss aber bei dieser Auswertung aufgrund der jüngeren Altersstruktur der Untersuchungsgruppe der Frauen mit türkischem Migrationshintergrund, die in Deutschland geboren wurden, auf 35 Jahre herabgesetzt werden. Es stünden ansonsten nicht genug Fälle für notwendige Differenzierungen zur Verfügung. Die Kinderlosigkeit kann daher, je nach Untersuchungsmerkmal, überschätzt und die maximale Kinderzahl unterschätzt werden. Als Obergrenze wurden 49 Jahre gesetzt, um Verzerrungen, die sich durch allzu unterschiedliche Kohorten ergeben, zu minimieren. Darüber hinaus wurden nur Frauen betrachtet, die in Privathaushalten leben.

Die zentrale Frage dieses Beitrages lautet, ob und in welchem Umfang von Annäherungsprozessen bei in Deutschland geborenen Frauen mit türkischem Migrationshintergrund gesprochen werden kann. Die hier genutzte Datenbasis lässt eine Kausalanalyse nicht zu, u. a. weil die notwendigen Variablen nur die Situation zur Befragung repräsentieren. Zusätzlich ist das Fehlen der Geburtsdaten der Kinder ein Nachteil, weil das Timing der Geburten im Verhältnis zur Ersteinwanderung nicht bestimmbar ist. Um diesem Problem zu begegnen, wurde eine Hilfsvariable für die Auswertung der selbstgewanderten Frauen konstruiert: Im Mikrozensus existiert die Information über das Alter des ältesten Kindes im Haushalt. Außerdem kann ermittelt werden, ob ausschließlich eigene Kinder im Haushalt leben. Für eine relativ gute Einschätzung, in welchem Verhältnis die erste Migration zur Geburt des ältesten Kindes steht, wurde zusätzlich noch die Anzahl der genannten Geburten mit der Gesamtzahl der eigenen Kinder im Haushalt in

2 Eine nähere Beschreibung zu den methodischen Grundlagen kann im Qualitätsbericht des Statistischen Bundesamts für den Mikrozensus 2012 nachgelesen werden: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Qualitaetsberichte/Bevoelkerung/Mikrozensus2012.pdf?__blob=publicationFile

Beziehung gesetzt. In die Auswertung werden nur Fälle einbezogen, bei denen die Zahl identisch ist.

Deskriptive Befunde mit verschiedenen Merkmalen werden dargestellt und in einer multinomialen Regression überprüft. Die Referenz der abhängigen Variablen sind dabei die kinderlosen Frauen. Die Effekte werden für ein Kind, zwei Kinder sowie drei und mehr Kinder ausgewiesen. Es wurde erstens eine Regression nach den drei Untersuchungsgruppen unterteilt (mit eigener Migrationserfahrung, mit und ohne Migrationshintergrund) und zweitens eine weitere Regression nur für Frauen mit eigener Migrationserfahrung mit spezifischen Variablen durchgeführt. Dabei handelt es sich um das Alter bei Erstmigration als unabhängige Variable und um das Verhältnis des Geburtsdatums des ersten (im Haushalt lebenden) Kindes und des Datums der Erstmigration der Frau als Filtervariable.

Tabelle 1: Verteilung der verwendeten Merkmale (in %), Frauen im Alter von 35 bis 49 Jahren; nach Migrationshintergrund; westdeutsche Bundesländer

		Türkischer Migrationshintergrund		Ohne Migrationshintergrund
		Eigene Migrations- erfahrung	In Deutschland geboren	
Anzahl geborener Kinder	Keine	5,6	18,5	27,8
	1 Kind	10,6	19,8	23,3
	2 Kinder	38,9	37,7	35,1
	3 und mehr Kinder	44,9	24,0	13,9
Migrationserfahrung des Partners	Partner nicht in Deutschland geboren	80,4	47,4	3,0
	Ohne Partner im Haushalt	13,4	27,1	26,5
	Kein Migrationshintergrund	2,5	5,2	69,8
	Partner mit Migrationshinter- grund in Deutschland geboren	3,7	20,3	0,7
ISCED97 zusammengefasst	5a, 5b und 6 (Hoch)	4,9	11,1	25,7
	1 und 2 (Niedrig)	75,4	40,3	9,7
	3c bis 4b (Mittel)	19,8	48,6	64,6
Erwerbssituation Befragte	Vollzeit	16,5	27,8	37,5
	Nicht erwerbstätig	48,7	38,1	16,8
	Teilzeit	34,8	34,2	45,8
Alter bei Erstmigration	20 und älter	34,0		
	Unter 12	31,5		
	12 bis unter 20	34,5		
Verhältnis Geburt ältestes Kind (eigenes, im Haushalt) und Zuwanderung	Geburt vor/bei Migration	10,3		
	Geburt nach Migration	89,7		

Quelle: Mikrozensus 2012, Statistisches Bundesamt.

Die in Tabelle 1 dargestellten Zahlen dienen grundsätzlich der Information über die Verteilungen der verwendeten Variablen. Das ein oder andere Ergebnis wird trotzdem später wieder im Text aufgegriffen. Neben den Unterschieden in der Kinderzahl, die im folgenden Kapitel genauer beleuchtet werden, ist die Verteilung des Bildungsstandes auffallend: Drei Viertel der Frauen mit eigener Migrationserfahrung aus der Türkei weisen in der betrachteten Altersgruppe einen niedrigen Bildungsstand auf. Sofern die Frauen in Deutsch-

land geboren wurden, verringert sich dieser Anteil um 35 Prozentpunkte. Hierin zeigt sich bereits, wie zentral die Bildungsvariable bei der Beantwortung der Ausgangsfrage dieses Beitrags ist.

4. Ergebnisse

Tabelle 2 zeigt die Geburtenfolge nach dem jeweiligen Migrationsstatus der Frauen sowie der Verteilung in der Türkei³ im Alter von 35 bis 49 Jahren. Für die entsprechenden Geburtsjahrgänge von Frauen ohne Migrationshintergrund in Westdeutschland sind die Ergebnisse nicht überraschend und decken sich mit dem weiter oben gezeigten Befund: Erstens existiert ein hoher Anteil an Kinderlosigkeit, der sich aber noch etwas verringern dürfte, wenn die Verteilung bei vollendeter fertiler Phase betrachtet werden würde. Zweitens lässt sich ein relativ geringer Anteil an Frauen identifizieren, die drei und mehr Kinder geboren haben. Die prinzipiellen Unterschiede zu Frauen mit türkischem Migrationshintergrund sowie Frauen in der Türkei liegen somit in der Kinderlosigkeit und in der Mehrkinderorientierung (drei und mehr Kinder), während die Anteile bei zwei geborenen Kindern ähnlich sind.

Tabelle 2: Zahl der Geburten von Frauen im Alter von 35 bis 49 Jahren; nach Migrationshintergrund und Einwanderungsalter; westdeutsche Bundesländer und Türkei

Anzahl der Kinder	Deutschland						Türkei
	Ohne Migrationshintergrund	Türkischer Migrationshintergrund					
		Nicht in Deutschland geboren				In Deutschland geboren	
		Insg.	Alter bei Erstzuwanderung				
			Unter 12	12 bis unter 20	20 und älter		
0	27,8	5,6	8,8	2,8	5,5	18,5	4,3
1	23,3	10,5	12,5	6,5	12,8	19,8	11,3
2	35,1	39,0	44,0	38,5	34,5	37,7	35,5
3 und mehr	13,9	44,9	34,7	52,2	47,2	24,0	48,9

Quellen: Mikrozensus 2012, Statistisches Bundesamt; Population and Housing Census 2011, Turkstat (hier nur verheiratete Frauen; Anzahl lebend geborener Kinder).

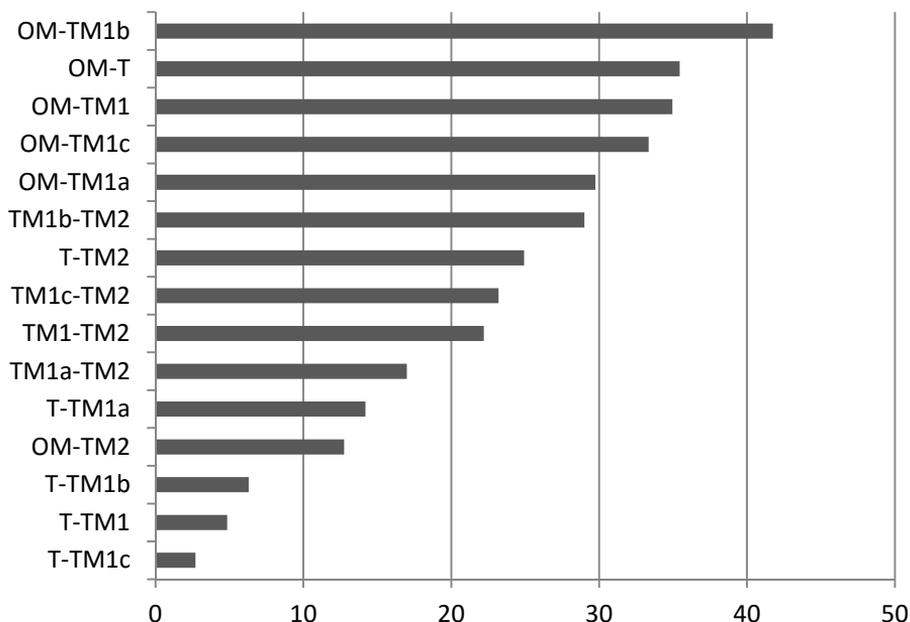
Vergleicht man die unterschiedlichen Altersgruppen bei der Migration, lassen sich potentielle Annäherungen zu westdeutschen Frauen ohne Migrationshintergrund erkennen. Hierdurch entstehen weitere Vergleichsgruppen, deren prozentuale Beschreibung unübersichtlich wäre. Um dies zu vermeiden werden Dissimilaritätsindizes⁴ auf Basis der An-

3 Quelle hierfür ist der Bericht des Türkischen Statistischen Amtes (Turkstat) aus dem Jahr 2011 (siehe Turkish Statistical Institute 2013)

4 Der Dissimilaritätsindex wurde ursprünglich konzipiert, um folgende Interpretation zu ermöglichen: Im Vergleich der Verteilungen zwischen zwei Populationen müsste ein Austausch der Personen zu

teilwerte berechnet, wodurch die Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede zwischen den einzelnen Untersuchungsgruppen leichter verdeutlicht werden können (Abbildung 1).

Abbildung 1: Dissimilaritätsindex zur Darstellung der Unterschiede zwischen den Untersuchungsgruppen; westdeutsche Bundesländer



Legende:

OM=Deutsche Frau ohne Migrationshintergrund

T=In der Türkei lebende Frau

TM1=Frau mit türkischem Migrationshintergrund und eigener Migrationserfahrung – insgesamt

TM1a=Frau mit türkischem Migrationshintergrund und eigener Migrationserfahrung – Ersteinwanderung im Alter unter 12 Jahren

TM1b=Frau mit türkischem Migrationshintergrund und eigener Migrationserfahrung – Ersteinwanderung im Alter 12 bis unter 20 Jahre

TM1c=Frau mit türkischem Migrationshintergrund und eigener Migrationserfahrung – Ersteinwanderung im Alter 20 Jahre und älter

TM2=In Deutschland geborene Frau mit türkischem Migrationshintergrund (Definition Statistisches Bundesamt)

Quelle: Mikrozensus 2012, Statistisches Bundesamt.

Der deutlichste Unterschied besteht zwischen Frauen ohne Migrationshintergrund und Frauen, die im Alter von 12 bis 20 Jahren aus der Türkei nach Deutschland zugewandert

einem bestimmten Anteil stattfinden, durch den eine gleiche Verteilung über die einzelnen Kategorien entstehen würde. Siehe hierzu ursprünglich Duncan und Duncan (1955); neuere Quellen, welche den Dissimilaritätsindex nutzen bzw. beschreiben, sind z. B. Franzmann und Wagner (1999) oder Hundertmark (2013).

sind, mit einem Indexwert von 41,8%. Die größte Ähnlichkeit der Paritäten existiert zwischen in der Türkei lebenden Frauen und Frauen, die in einem Alter von 20 und älter zugewandert sind⁵. Frauen mit türkischem Migrationshintergrund, die in Deutschland geboren wurden, weisen hingegen geringere Unterschiede zu Frauen ohne Migrationshintergrund auf.

Die Paritäten von westdeutschen Frauen ohne Migrationshintergrund und Türkinnen unterscheiden sich erheblich. Diese Unterschiede sind geringer, sofern Frauen aus der Türkei seit der Kindheit in Deutschland leben und noch mehr, wenn sie zu einer in Deutschland geborenen Folgegeneration gehören.

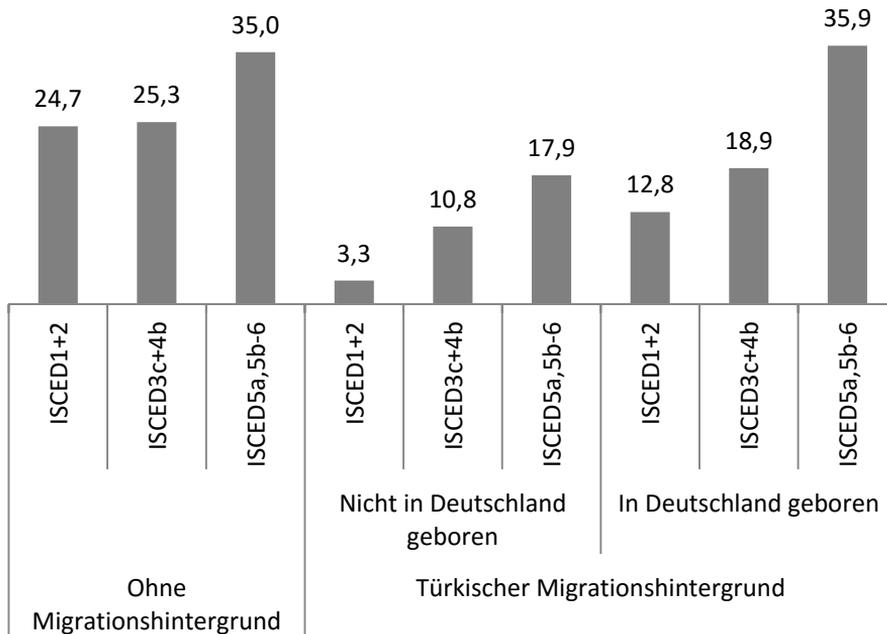
Die stärkere Unähnlichkeit zwischen den Türkinnen, die im Alter zwischen 12 und 20 zugewandert sind und Frauen ohne Migrationshintergrund im Vergleich zu Türkinnen, die bei der Zuwanderung mindestens 20 Jahre alt waren, könnte wie folgt begründet werden: Die Gruppe der im Alter 12 bis 20 zugewanderten Frauen hat eine ausreichende Zeitspanne in der Türkei gelebt, um das entsprechende, dort mehrheitlich gelebte Geburtenverhalten wahrzunehmen. Im Sinne eines Einschnitts im Lebenslauf dürfte diese Gruppe kaum Einschränkungen in der Realisierung des Kinderwunsches durch die eigene Migration erfahren. Migrationsbedingt besteht bei Frauen der Gruppe 20 Jahre und älter eine höhere Wahrscheinlichkeit eines Aufschubs der Geburten. Damit könnte die etwas höhere Kinderlosigkeit sowie die etwas seltener vorkommende Geburt von drei und mehr Kindern in dieser Gruppe erklärt werden. Dies wiederum könnte auf die Einhaltung einer festgelegten Reihenfolge der Familienbildung, in der die Geburt des ersten Kindes nach der Eheschließung erfolgt (Kohls et al. 2013: 26f.), zurückgeführt werden.

Die Übernahme des wahrgenommenen Geburtenverhaltens des in der Sozialisation überwiegend vorherrschenden gesellschaftlichen Kontextes scheint somit zentral zu sein. Bis zu einem gewissen Grad wird der Herkunftskontext bewahrt, sofern ein türkischer Migrationshintergrund vorliegt, auch wenn die Frauen in Deutschland geboren wurden. Dieser Befund passt auch zu den oben genannten theoretischen Anmerkungen zur multiplen Inklusion. Dies lässt sich allerdings vornehmlich an der Abweichung bei drei und mehr Kindern festmachen, denn auch hier liegt der Prozentsatz um 10 Punkte höher als bei Frauen ohne Migrationshintergrund. Die Kinderlosigkeit ist in diesem Vergleich indes ein Zeichen der fortschreitenden Annäherung an das allgemeine Fertilitätsniveau in Deutschland. Sie ist mit rund 18,5% recht hoch und liegt damit rund neun Prozentpunkte unterhalb des Anteils der Frauen ohne Migrationshintergrund. Eine weniger differenzierte Auswertung würde die insgesamt viel niedrigere Kinderlosigkeit von Frauen mit türkischen Wurzeln nahelegen. Es gibt folglich Hinweise auf eine konvergierende Entwicklung der Kinderlosigkeit bei Frauen mit türkischen Wurzeln in Kontrast zu Frauen ohne

5 Wie viele Kinder von dieser Gruppe bereits in der Türkei geboren wurden, lässt sich mit dem Mikrozensus nicht exakt bestimmen, aber mittels verschiedener Variablen einschätzen (siehe Methodenkapitel in diesem Beitrag). Bezogen auf das älteste Kind im Haushalt besteht bei Gleichheit der Geburtenzahl eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit, dass bei diesem Kind wirklich das Älteste gefunden wurde. Für dieses Kind existiert dann auch das Geburtsdatum, welches mit dem Datum der ersten dauerhaften Zuwanderung der Frau nach Deutschland in Beziehung gesetzt werden kann. Hieraus ergibt sich: 27,7% der höchstwahrscheinlich ersten Kinder der Frauen wurden in der Türkei geboren. Mit sehr hoher Sicherheit ist somit eine deutliche Mehrheit der ersten Kinder bereits in Deutschland geboren, auch wenn die Frauen mit 20 und älter zugewandert sind.

Migrationshintergrund. Welche Faktoren tragen dazu bei? Es liegt die Vermutung nahe, dass ein höheres Bildungsniveau zu höherer Kinderlosigkeit führen kann. In Abbildung 2 werden entsprechende Ergebnisse gezeigt.

Abbildung 2: Kinderlosigkeit von Frauen im Alter von 35 bis 49 Jahren; nach Migrationshintergrund und Bildungsstand (ISCED97) ; westdeutsche Bundesländer

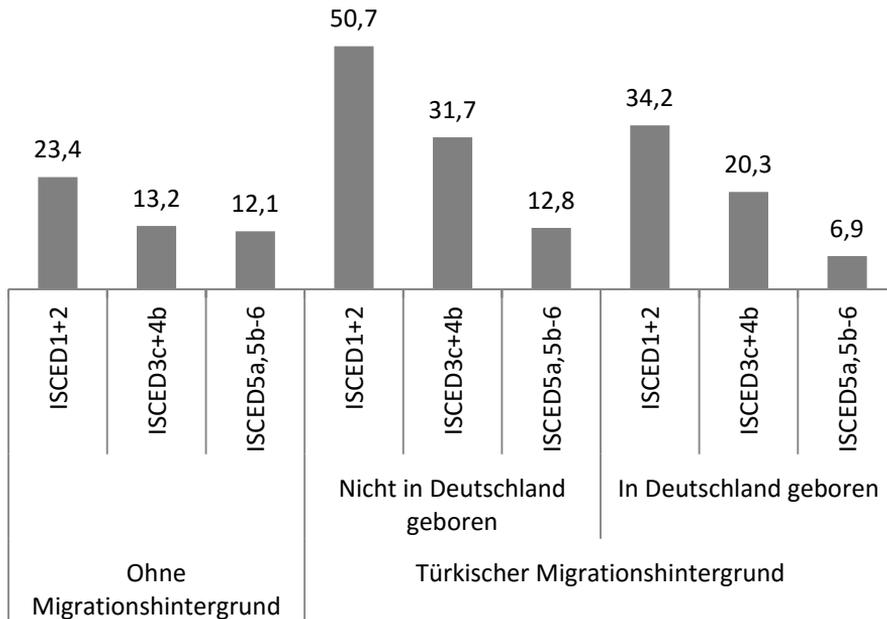


Quelle: Mikrozensus 2012, Statistisches Bundesamt.

Der Einfluss der Bildung ist in Abbildung 2 gut erkennbar, wirkt aber in den Vergleichsgruppen unterschiedlich. Höhere Bildung – hier aggregiert mit ISCED97 Stufen 5a, 5b und 6 – führt bei Frauen mit türkischem Migrationshintergrund in differenzierter Weise zu einer höheren Kinderlosigkeit. Sie ist sehr hoch, sogar höher als vergleichsweise bei Frauen der gleichen Bildungsgruppe ohne Migrationshintergrund, wenn Frauen mit türkischem Migrationshintergrund in Deutschland geboren wurden. An dieser Stelle zeigt sich bei eigener Migrationserfahrung zwar der Einfluss von Bildung, die Kinderlosigkeit liegt aber um 18 Prozentpunkte niedriger. Die Annäherung wäre daher nicht nur strukturell durch ein höheres Bildungsniveau bestimmt, sondern auch durch die während der Sozialisation potentiell vermittelten Leitvorstellungen zur Fertilität in Deutschland mitbestimmt. Dafür spricht auch die höhere Kinderlosigkeit bei niedrigerer Bildung im Vergleich zu den nicht in Deutschland geborenen Frauen.

Neben der Kinderlosigkeit ist die Geburtenzahl von drei und mehr Kindern von erheblicher Bedeutung für die Beschreibung des Geburtenverhaltens. Es sind teilweise erhebliche Unterschiede zwischen den Untersuchungsgruppen feststellbar. Entsprechend wird hier ebenfalls der Zusammenhang zur Bildung dargestellt (siehe Abbildung 3).

Abbildung 3: Drei und mehr Kinder von Frauen im Alter von 35 bis 49 Jahren; nach Migrationshintergrund und Bildungsstand (ISCED97) ; westdeutsche Bundesländer



Quelle: Mikrozensus 2012, Statistisches Bundesamt.

Im Prinzip zeigt sich in direktem Vergleich von Kinderlosigkeit und höherer Kinderzahl im Zusammenhang mit einer hohen Bildung eine Spiegelung der Abbildung 2; das heißt, dass die Kinderlosigkeit hoch und der Anteil mit drei oder mehr Kindern niedrig ist – wobei dies bei türkischem Migrationshintergrund deutlicher wird. Beachtenswert ist der sehr niedrige Anteil kinderreicher Frauen mit hoher Bildung (6,9%) in der Gruppe der in Deutschland geborenen Frauen mit türkischem Migrationshintergrund. Man kann hier folglich von einem deutlichen Einfluss der Bildung sprechen.

Als letzter Faktor auf bivariater Ebene soll nun noch der Migrationsstatus des Partners beleuchtet werden. Bei den meisten Frauen mit türkischem Migrationshintergrund ist der Partner selbst zugewandert. Rund 80% der türkischen Frauen mit eigener Migrationserfahrung haben einen nicht in Deutschland geborenen Partner. Die Zuzugsdaten des Partners stehen nicht zur Verfügung, so dass nicht ermittelt werden kann, ob die Zuwanderung gleichzeitig stattgefunden hat. Von den in Deutschland geborenen Frauen der Altersgruppe 35 bis 49 mit türkischem Migrationshintergrund führen 47,4% eine Partnerschaft mit einem Mann, der selbst zugewandert ist. Nur 5,2% haben einen Partner ohne Migrationshintergrund und 20,3% einen Partner mit ausländischer Herkunft, der aber in Deutschland geboren wurde. Auffallend ist in dieser Gruppe die hohe (aktuelle) Partnerlosigkeit mit 27,1%. Sie liegt in etwa genauso hoch wie bei Frauen ohne Migrationshintergrund in der gleichen Altersgruppe (26,5%).

Im folgenden Abschnitt soll nun die Bedeutung der zuvor betrachteten Faktoren für die Anzahl der geborenen Kinder überprüft werden (siehe Tabelle 3). Die Referenzkategorie der abhängigen Variable ‚Kinderzahl‘ in der multinomialen Regression ist die Gruppe der kinderlosen Frauen im Alter von 35 bis 49 Jahren. Zunächst werden die Ergebnisse der Regression für alle drei Untersuchungsgruppen dargestellt.

Tabelle 3: Multinomiale Regression unterteilt nach den Untersuchungsgruppen (Odds Ratio)

		Türkischer Migrationshintergrund						Ohne Migrationshintergrund		
		Eigene Migrationserfahrung			In Deutschland geboren			1 Kind	2 Kinder	3 und mehr Kinder
		1 Kind	2 Kinder	3 und mehr Kinder	1 Kind	2 Kinder	3 und mehr Kinder			
Migrationserfahrungen	Ref.: Partner nicht in Deutschland geboren	0,480*	0,181***	0,069***	0,067***	0,021***	0,016***	0,257***	0,162***	0,111***
	Kein Partner	0,907	0,243**	0,131***	0,240	0,148*	0,096*	0,737**	0,888	0,622***
	Kein Migrationshintergrund									
	Partner mit Migrationshintergrund in Deutschland geboren	1,199	0,433	0,544	0,504	0,353	0,310	0,725	1,026	0,612
ISCED97 zusammengefasst	Ref.: 5a, 5b und 6 (Hoch)									
	1 und 2 (Niedrig)	1,128	2,718**	10,842***	2,129	4,644*	15,858**	1,279***	1,166**	2,032***
	3c bis 4b (Mittel)	0,751	1,027	2,374	1,188	3,257*	4,720	1,371***	1,288***	1,159**
Erwerbssituation Befragte	Ref.: Vollzeit nicht erwerbstätig	1,888	1,725	4,309***	1,859	4,563**	14,078***	2,936***	5,455***	8,845***
	Teilzeit	1,848	2,187**	3,748***	7,544***	8,829***	15,583***	6,318***	11,217***	10,712***
Nagelkerke R ²			0,208			0,452			0,304	
N		175	671	798	71	130	78	13489	18754	7044
		1743 (Ref=99)			340 (Ref=61)			52671 (Ref=13384)		

***p<0,001; **p<0,01; *p<0,05

Quelle: Mikrozensus 2012, Statistisches Bundesamt.

Anmerkungen: Frauen im Alter von 35 bis 49 Jahren nach Migrationshintergrund; westdeutsche Bundesländer; Referenz der abhängigen Variable = kinderlos; keine hochgerechneten Daten.

Gemessen am Pseudo R² (Nagelkerke) trägt die Gesamtauswahl der Variablen insbesondere im Fall der in Deutschland geborenen Frauen mit türkischem Migrationshintergrund zur Erklärung der Kinderzahl bei (R²=0,452). Für die Gruppe der Frauen mit eigener Migrationserfahrung wird nicht ganz die Hälfte hiervon erreicht (R²=0,208). Der Wert des Pseudo R² bei Frauen ohne Migrationshintergrund liegt dazwischen (R²=0,304).

Bei Betrachtung der einzelnen unabhängigen Variablen sind die jeweiligen Effektrichtungen der drei Untersuchungsgruppen weitestgehend gleich. Abweichungen existie-

ren vereinzelt bei folgenden Variablen: Migrationserfahrung des Partners und Bildungsstand der Frauen. Hierbei handelt es sich aber stets um nicht-signifikante Effekte. Dieser Befund ist beachtenswert, denn er lässt die Vermutung zu, dass die hier einbezogenen Merkmale unabhängig von der Herkunft zur Erklärung des Geburtenverhaltens herangezogen werden können.

Migrationserfahrung des Partners

Bei der Variablen zur Migrationserfahrung des Partners sind nur wenige Odds Ratios statistisch signifikant. Lediglich bei Frauen mit eigener Migrationserfahrung zeigt sich, dass die Chance auf zwei und mehr Kinder sinkt, sobald der Partner keinen Migrationshintergrund hat. Eine ebenfalls geringere Chance für drei und mehr Kinder weisen Frauen ohne Migrationshintergrund auf, die ebenfalls einen Partner mit Migrationshintergrund haben.

Die Information zum Migrationsstatus des Partners ist also zur unmittelbaren Erklärung des Geburtenverhaltens der Frauen kaum nutzbar. Berücksichtigt man jedoch die Anteile der einzelnen Beziehungskonstellationen, so stellt man fest, dass Partnerschaften von Frauen, die in der Türkei geboren wurden mit Partnern ohne Migrationshintergrund insgesamt selten sind.⁶

Bildung

In dem hier dargestellten Modell wird als Referenz die Zusammenfassung der höheren Schul- und Ausbildungsabschlüsse, kodiert nach ISCED97, verwendet. Bis auf wenige Ausnahmen zeigen sich durch niedrigere Bildungsabschlüsse grundsätzlich positive Effekte auf die Kinderzahl. Besonders hoch ist die Chance, drei und mehr Kinder zu gebären, bei Frauen mit türkischem Migrationshintergrund und einer niedrigen Bildung in den Kategorien ISCED97 1 und 2. Hier sind folglich Frauen mit keiner oder primärer Schulbildung sowie ohne oder geringer beruflicher Qualifikation enthalten.⁷ Der Anteil an Frauen mit türkischem Migrationshintergrund dieser Altersgruppe mit hohem Bildungsstand (ISCED97 5a, 5b und 6) ist zwar niedrig im Verhältnis zu Frauen ohne Migrationshintergrund, aber dennoch deutlich höher als bei Frauen mit türkischen Wurzeln, die nicht in Deutschland geboren wurden. Insofern sich dieser Trend fortsetzt, ist es daher auch möglich, dass höhere Anteile Kinderloser und geringere Anteile von drei und mehr Kin-

6 In der betrachteten Altersgruppe handelt es sich gerade mal um 2,5%, demgegenüber sind es rund 80% der Paarbeziehungen, in denen der Partner ebenfalls nicht in Deutschland geboren wurde. Entsprechend umgedreht verhält es sich für Frauen ohne Migrationshintergrund, von denen ebenfalls nur 3,0% einen Partner mit eigener Migrationserfahrung aufweisen – von in Deutschland geborenen Partnern mit Migrationshintergrund sind es sogar nur 0,7%.

7 Dabei handelt es sich gleichzeitig um die quantitativ größte Gruppe von Frauen der betrachteten Altersgruppe mit türkischen Wurzeln in diesem Bildungsniveau. Differenziert sind dies drei Viertel mit eigener Migrationserfahrung und rund 40% von jenen die in Deutschland geboren wurden (siehe Tabelle 1). Im Vergleich hierzu liegt der Anteil der niedrig gebildeten Frauen ohne Migrationshintergrund der gleichen Altersgruppe bei rund 9%.

dern zu erwarten sind. Der Kinderlosenanteil kann ähnlich hoch sein wie bei Frauen ohne Migrationshintergrund der gleichen Bildungsgruppe.

Erwerbssituation der Frau

Bei der hier gewählten Betrachtungsweise kann Erwerbstätigkeit nicht als ursächlicher Faktor für die Kinderzahl herangezogen werden. Hierfür müsste die Erwerbssituation vor den Geburten und in der Erziehungszeit berücksichtigt werden. Insofern bleibt bei der Analyse ein nicht unerheblicher Teil des Aspekts unbekannt, was den Zusammenhang von Erwerbsarbeit und der Geburt weiterer Kinder betrifft. Trotzdem kann sie prinzipiell als Indikator für geschlechtsspezifische Arbeitsteilung gesehen werden.

Besonders bei drei und mehr Kindern wird unabhängig von der Untersuchungsgruppe deutlich, dass Vollerwerbstätigkeit von Müttern in diesen hier betrachteten Geburtskohorten kaum mit einer höheren Kinderzahl verknüpft werden kann. Da ein Vergleich der Stärke der Odds Ratios zwischen den Gruppen nicht zulässig wäre, kann an dieser Stelle nur festgehalten werden, dass in den drei betrachteten Gruppen eine höhere Kinderzahl mit geringerer Erwerbsbeteiligung der Frau einhergeht (oder umgekehrt).⁸

Berechnung für selbst gewanderte Frauen

Im Folgenden soll nun noch der Aspekt des Alters bei Einwanderung berücksichtigt werden (siehe Tabelle 4). Dieses wird in einem separaten Modell dargestellt, da es nur für die Untersuchungsgruppe der Frauen mit türkischem Migrationshintergrund und eigener Wanderungserfahrung berechnet werden kann. Als zusätzlicher Filter sind in der Auswertung nur die Frauen enthalten, bei denen die Anzahl der eigenen Kinder im Haushalt mit der Angabe zur Zahl der geborenen Kinder übereinstimmt. Auch hier ist die Kinderzahl die abhängige Variable und Kinderlosigkeit ist die Referenzkategorie.

Für dieses Modell wird ein Nagelkerke R^2 von 0,276 erreicht. Dieser Wert liegt damit in dieser Untersuchungsgruppe um 0,068 Punkte höher im Vergleich zur Regression zuvor. Der Effekt des Alters bei Migration zeigt, dass Frauen, die im Alter von 12 bis unter 20 Jahren zugewandert sind, eine deutlich höhere Chance zeigen, drei und mehr Kinder zu gebären, als Frauen, die mit 20 Jahren und älter zugewandert sind. Eine mögliche Erklärung hierfür wäre: Wandern Frauen in einem späteren Alter zu, gibt es spezifische Situationen, die dazu führten, dass sie noch kein Kind vor der Wanderung geboren haben. Die weiter oben bereits dargestellten Befunde aus der Literatur zur geordneten Sequenz der Familienbildung türkischer Frauen (Kohls et al. 2013; Valdés Cifuentes et al. 2013), in der auf jeden Fall die Eheschließung vor der Geburt stattfinden sollte, hätte entsprechende Konsequenzen: Je später eine Eheschließung und in Abhängigkeit davon eine Zuwanderung nach Deutschland im Lebenslauf der Frau stattgefunden hat, umso später

8 Nichterwerbstätigkeit der westdeutschen Frauen ohne Migrationshintergrund ist in der betrachteten Altersgruppe anteilmäßig mit 16,8% weitaus seltener als bei Frauen, die aus der Türkei zugewandert sind. In dieser Gruppe ist es fast die Hälfte (48,7%) und bei Frauen mit türkischen Wurzeln, die aber in Deutschland geboren wurden, sind es 38,1% (siehe Tabelle 1).

wird das erste Kind geboren. Infolgedessen sinkt die Chance drei und mehr Kinder zu gebären im Vergleich zu den Frauen, die bei der Zuwanderung unter 20 Jahre alt waren. Frauen, die bei der Zuwanderung jünger als 12 Jahre alt waren, zeigen keinen signifikanten, aber negativen Effekt durch dieses Alter. Dies kann als weiterer Hinweis für die Annäherung an das Geburtenverhalten durch eine längere Sozialisation in Deutschland gesehen werden.

Tabelle 4: Multinomiale Regression für Frauen mit eigener Migrationserfahrung (Odds Ratio)

		Frauen mit türkischem Migrationshintergrund und eigener Migrationserfahrung		
		1 Kind	2 Kinder	3 und mehr Kinder
Migrationserfahrung des Partners	Ref.: Partner nicht in Deutschland geboren			
	Kein Partner im Haushalt	0,405 **	0,156 ***	0,031 ***
	Kein Migrationshintergrund	0,982	0,270 **	0,102 **
	Partner mit Migrationshintergrund, in Deutschland geboren	1,411	0,550	0,724
ISCED97 zusammengefasst	Ref.: 5a, 5b und 6			
	1 und 2	0,671	1,538	6,446 **
	3c bis 4b	0,652	0,837	2,488
Erwerbssituation Befragte	Ref.: Vollzeit			
	Nicht erwerbstätig	2,123 *	2,124 *	9,151 ***
	Teilzeit	1,927	2,624 **	6,889 ***
Alter bei Erstmigration	Ref.: 20 und älter			
	Unter 12	0,916	1,597	1,588
	12 bis unter 20	1,281	2,737 **	3,827 ***
Nagelkerke R ²		0,276		
N		139	507	413
		1157 (Ref=98)		

***p<0,001; **p<0,01; *p<0,05

Quelle: Mikrozensus 2012, Statistisches Bundesamt.

Anmerkungen: Alter von 35 bis 49 Jahren; westdeutsche Bundesländer; Referenz der abhängigen Variablen = kinderlos; keine hochgerechneten Daten.

Einen wesentlichen Effekt scheint die Bildung zu haben, denn die Chance drei und mehr Kinder zu haben, ist für Frauen der betrachteten Altersgruppe, die selbst aus der Türkei eingereist sind, um ein Vielfaches höher, wenn sie eine geringe schulische und berufliche Ausbildung erfahren haben (maximal ISCED97 Stufe 2). Entsprechend höher ist auch die Chance für die Geburt von drei und mehr Kindern in dieser Gruppe, wenn keine Erwerbstätigkeit bzw. eine Teilzeittätigkeit vorliegt. Eine etwas geringere, aber hochsignifikante Bedeutung scheint das Alter bei der Erstmigration auf die Entstehung einer kinderreichen Familie zu haben.

Wie zu erwarten ist die Migrationserfahrung des Partners insofern von Bedeutung, als die Chance auf die Existenz einer Familie mit drei und mehr Kindern bei Partnern ohne bzw. mit indirektem Migrationshintergrund niedriger ist. Allerdings ist die Irrtumswahrscheinlichkeit für diesen Schluss ebenfalls relativ hoch.

5. Fazit

Fokussiert man Kinderlosigkeit und eine höhere Kinderzahl (drei und mehr Kinder), wirken vergleichbare Mechanismen bei allen drei Untersuchungsgruppen: Frauen mit türkischem Migrationshintergrund die selbst gewandert sind, die in Deutschland geboren wurden oder Frauen ohne Migrationshintergrund. Die Befunde sprechen dafür, dass bei gleich hohem Bildungsstand bei Frauen mit türkischen Wurzeln eine vergleichbare Fertilität zu erwarten ist, wie bei Frauen ohne Migrationshintergrund. Bei hochgebildeten türkischstämmigen Frauen ohne eigene Migrationserfahrung zeigt sich bei den ISCED97-Stufen 5a, 5b und 6 ein vergleichbares Paritätsmuster mit hoher Kinderlosigkeit und niedrigeren Anteilen mit drei und mehr Kindern. Dies entspricht den bisherigen Ergebnissen, die in der Literatur (v. a. Milewski) zu finden sind. Allerdings sind die Anteile hochgebildeter Frauen mit türkischen Wurzeln deutlich niedriger im Vergleich zu Frauen ohne Migrationshintergrund. Als wichtiger Faktor hat sich auch der Migrationshintergrund des Ehemannes bzw. des männlichen Partners gezeigt. Die Chancen auf größere Familien sinken, sofern jener keinen Migrationshintergrund aufweist, auch wenn die Frau selbst türkische Wurzeln hat.

Im Gegensatz zu bisherigen Arbeiten, die zwar auch die Migrantengenerationen differenzieren, wurde in diesem Beitrag zusätzlich ein stärkerer Fokus auf das Alter bei der Zuwanderung gelegt. Dies hat sich auf deskriptiver Ebene als Unterscheidungsmerkmal herauskristallisiert. Die höchste Abweichung bezüglich der Paritäten bei Frauen ohne Migrationshintergrund ist bei den Frauen mit türkischen Wurzeln zu finden, die im Jugendalter bzw. jungen Erwachsenenalter (12 bis 20 Jahre alt) zugewandert sind. Die Unterschiede stechen deutlich gegenüber anderen Altersgruppen hervor. Somit kann für weitere Untersuchungen der Fertilität von Migrantinnen dieser Aspekt als Differenzierungsvariable empfohlen werden. Die Begründung für die Unterschiede in der Prägung in verschiedenen Lebensphasen zu suchen, lässt sich hierbei gut in den Forschungsstand integrieren.

Insgesamt können die verwendeten Variablen zur Überprüfung der Hypothesen zu Sozialisationsort und Lebensphase, Opportunitätskosten und Paarbeziehung, vor allem für die Gruppe der in Deutschland geborenen Frauen mit türkischem Migrationshintergrund genutzt werden. Allerdings sind im Mikrozensus auch einige Limitationen enthalten, die nicht jede methodisch sinnvolle Vorgehensweise für die hier vorliegende Fragestellung erlauben. Es fehlen wichtige biografische Angaben, durch die der Zeitpunkt der Geburt (der ebenfalls, mit Ausnahme von Kindern im Haushalt, unbekannt ist) im Lebenslauf mit anderen Ereignissen in die Analyse einbezogen werden könnte. Auch mangelt es an „weiche“ Merkmalen, wie religiöse und kulturgeprägte Werthaltungen (siehe hierzu Ausführungen von Dorbritz *in diesem Band*).

Welche Schlussfolgerungen bleiben zur Fertilitätsentwicklung der türkischstämmigen Bevölkerung? Durch das Aufwachsen in Deutschland erhöht sich die Möglichkeit kinderlos zu bleiben und seltener drei und mehr Kinder zu haben. Gleichzeitig sinkt auch die Kinderzahl in der Türkei – wenn auch nach wie vor regional unterschiedlich stark. Zusammengenommen kann also langfristig von einer sinkenden Fertilität in dieser Bevölkerungsgruppe ausgegangen werden, selbst wenn es zu einer steigenden Zahl von Neuzuwanderern aus der Türkei käme. Wenn gleichzeitig der Bildungsstand der Frauen mit

türkischen Wurzeln in Deutschland weiterhin steigt, so ist zusätzlich mit einem weiteren Rückgang der Kinderzahl zu rechnen. Trotz der Ähnlichkeit bei hoher Bildung, lassen sich derzeitige Fertilitätsmuster nicht nur durch Kompositionseffekte erklären (siehe hierzu auch Bujard *in diesem Band*). Hierzu sind die Kinderlosigkeit und Zahl von drei und mehr Geburten bei niedrig gebildeten Frauen differenziert nach Migrationshintergrund jeweils zu unterschiedlich. Auch bei den in Deutschland geborenen Frauen mit türkischen Wurzeln existieren erhebliche Abweichungen bei niedrigem Bildungsstand wenn man diese mit Frauen ohne Migrationshintergrund mit gleich niedriger Bildung vergleicht. Die Frage, warum beim Vorliegen einer höheren Bildung die Geburt von drei und mehr Kindern unter Umständen schwieriger oder unattraktiver wird, bleibt auch bei Berücksichtigung des Migrationshintergrundes bestehen.

Danksagung:

Ich danke den Gutachter(inne)n und den Kolleg(inn)en aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung für die hilfreichen Hinweise.

Literatur

- Algan, Y., Dustmann, C., Gritz, A. & Manning, A. (2009). *The economic situation of first- and second-generation immigrants in France, Germany and the United Kingdom*. London: Centre for Economic Performance (CEP Discussion Paper, 951).
- Andersson, G. (2004). Childbearing after migration: Fertility pattern of foreign-born women in Sweden. *International Migration Review*, 38, 2, S. 747-775.
- Andersson, G., Kreyenfeld, M. & Mika, T. (2014). Welfare state context, female labour-market attachment and childbearing in Germany and Denmark. *Journal of Population Research*, 31, 4, S. 287-316.
- Becker, R. (2011). Integration von Migranten durch Bildung und Ausbildung – theoretische Erklärungen und empirische Befunde. In: Becker, R. (Hrsg.), *Integration durch Bildung. Bildungserwerb von jungen Migranten in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dorbritz, J. & Ruckdeschel, K. (2013). Kinderlosigkeit – differenzierte Analysen und europäische Vergleiche. In: Konietzka, D. & Kreyenfeld, M. (Hrsg.), *Ein Leben ohne Kinder. Ausmaß, Strukturen und Ursachen von Kinderlosigkeit*. Wiesbaden: Springer VS (2. Auflage), S. 253-278.
- Duncan, D. & Duncan, B. (1955). A methodological analysis of segregation indexes. *American Sociological Review*, 20, 2, S. 210-217.
- Eckhard, J. (2014). Theoretische Erklärungen der zunehmenden Kinderlosigkeit – Divergierende Ansätze und das Integrationspotenzial der Frame-Selektions-Theorie. *Comparative Population Studies*, 39, 1, S. 23-48.
- Esser, H. (2009). Pluralisierung oder Assimilation? Effekte der multiplen Inklusion auf die Integration von Migranten. *Zeitschrift für Soziologie*, 38, 5, S. 358-378.
- Franzmann, G. & Wagner, M. (1999). *Heterogenitätsindizes zur Messung der Pluralität von Lebensformen und ihre Berechnung in SPSS*. Köln: Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung (ZA Information 44).
- Grote, M. (2011). Integration von Zuwanderern: *Die Assimilationstheorie von Hartmut Esser und die Multikulturalismustheorie von Seyla Benhabib im Vergleich*. Bremen: Universität Bremen, Migration, Residential Mobility and Urban Structure (Migremus Arbeitspapiere 2/2011).
- Gründler, S. (2012). *Partnerschaftszufriedenheit von Deutschen und türkischen Migranten. Der Einfluss soziologischer und sozialpsychologischer Determinanten auf Partnerschaften*. Wiesbaden: Springer VS.

- Heckmann, F. (2015). *Integration von Migranten. Einwanderung und neue Nationenbildung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Huinink, J. & Schröder, T. (2008). Skizzen zu einer Theorie des Lebenslaufs. In: Diekmann, A. & Opp, K.-D. (Hrsg.), *Rational choice. Theoretische Analysen und empirische Resultate: Festschrift für Karl-Dieter Opp zum 70. Geburtstag*. Wiesbaden: VS, S. 291-308.
- Hundertmark, C. (2013). *Ökonometrische Verfahren zur Messung von Segregation – eine theoretische und empirische Studie*. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (SOEPpapers on Multi-disciplinary Panel Data Research, 559).
- Klaus, D. (2008). *Sozialer Wandel und Geburtenrückgang in der Türkei. Der „Wert von Kindern“ als Bindeglied auf der Akteursebene*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kohls, M., Naderi, R. & Schmid, S. (2013). Auswirkung wanderungsbezogener und sozioökonomischer Aspekte auf das generative Verhalten türkischer Migrantinnen in Deutschland. *Bevölkerungsforschung Aktuell*, 34, 2, S. 23-28.
- Kreyenfeld, M., Konietzka, D. & Walke, R. (2011). Dynamik und Determinanten nichtehelicher Mutterschaft in Ost- und Westdeutschland. In: Brüderl, J., Castiglioni, L., & Schumann, N. (Hrsg.), *Partnerschaft, Fertilität und intergenerationale Beziehungen. Ergebnisse der ersten Welle des Beziehungs- und Familienpanels*. Würzburg: Ergon (Schriftenreihe des Beziehungs- und Familienentwicklungspanel,3), S. 155-174.
- Kulu, H. & González-Ferrer, A. (2014). Family dynamics among immigrants and their descendants in Europe: Current research and opportunities. *European Journal of Population*, 30, 4, S. 411-435.
- Milewski, N. (2010). *Fertility of immigrants*. Berlin & Heidelberg: Springer.
- Milewski, N. (2010). Immigrant fertility in West Germany: Is there a socialization effect in transitions to second and third births? *European Journal of Population*, 26, 3, S. 297-323.
- Milewski, N. (2011). Transition to a first birth among Turkish second-generation migrants in Western Europe. *Advances in Life Course Research*, 16, 4, S. 178-189.
- Naderi, R. (2013). Unter welchen Bedingungen bekommen Eltern weitere Kinder? Ein Vergleich zwischen Deutschen und Türken unter besonderer Berücksichtigung ökonomischer Abwägungen. *Zeitschrift für Familienforschung / Journal of Family Research*, 25, 1, S. 75-95.
- Schleutker, E. (2014). Fertilität, Familienpolitik und Wohlfahrtsregime. *Comparative Population Studies*, 39, 1, S. 157-194.
- Söhn, J. (2011). Immigrants' educational attainment: A closer look at the age-at-migration effect. In: Wiggins, M., Windzio, M., De Valk, H. & Aybek, C. (Hrsg.), *A life-course perspective on migration and integration*. Dordrecht, New York: Springer, S. 27-53.
- Statistisches Bundesamt (2012). *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund. Ergebnisse des Mikrozensus 2012*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt (Fachserie 1 Reihe 2.2).
- Stichnoth, H. & Yeter, M. (2013). *Cultural influences on the fertility behaviour of first and second-generation immigrants in Germany*. Mannheim: Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW Discussion Paper, 13-023).
- Turkish Statistical Institute (2013). *2011 nüfus ve konut araştırması. 2011 population and housing census*. Ankara.
- United Nations (2014). *Demographic Yearbook 2013 – Table 09*. <http://unstats.un.org/unsd/demographic/products/dyb/dyb2013/Table09.pdf> [Stand: 2015-05-29].
- Valdés Cifuentes, I., Wagner, M. & Naderi, R. (2013). Heirat und Familiengründung bei Deutschen und türkischstämmigen Personen in Deutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 65, 3, S. 479-504.

Eingereicht am/Submitted on: 25.06.2015

Angenommen am/Accepted on: 09.11.2015

Anschrift des Autors/Address of the author:

Robert Naderi, Diplom-Soziologe
Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BIB)/
Federal Institute for Population Research
Friedrich-Ebert-Allee 4
65185 Wiesbaden
Deutschland/Germany
E-Mail: robert.naderi@bib.bund.de

Martin Bujard, Jürgen Dorbritz, Robert Herter-Eschweiler & Linda Lux

Das unterschätzte Potenzial hoher Fallzahlen – Stärken und Limitierungen des Mikrozensus am Beispiel von Fertilitätsanalysen

The unrecognised potential of large N – Strengths and limitations of the German Microcensus exemplified by fertility research

Zusammenfassung:

Aufgrund der hohen Fallzahlen (688.931 Personen in 2012) ist das Potenzial des Mikrozensus (MZ) für demografische und familiensoziologische Analysen groß, zudem inhaltlich durch die Erhebung der Geburten von Frauen noch gestiegen. Der Beitrag hat zum Ziel, methodische Hintergründe, Limitierungen und Potenziale des MZ am Beispiel von Fertilität systematisch aufzuzeigen. Die Analyse von Antwortverweigerungen zeigt, dass die Art der Befragung einen starken Einfluss hat, deren Verzerrungen durch Imputationen deutlich reduziert werden konnten. Die Limitierungen sind v.a. das Querschnittsdesign sowie die fehlenden Daten zur Kinderzahl von Männern und zur Binnenmobilität. Die hohen Fallzahlen des MZ ermöglichen tiefenscharfe Differenzierungen bezüglich Sozialstruktur, Paritäten und Zeitverläufe, was anhand von Konfidenzintervallen diskutiert wird.

Drei Forschungsdesigns, die die Analysepotenziale nutzen, werden vorgestellt: Dendrogrammanalysen ermöglichen gruppenspezifische Differenzierungen nach fünf Ebenen und zeigen so ein detailliertes Muster der Kinderlosigkeit. Der Verlauf von Paritätsmustern im Kohortenvergleich verdeutlicht die je nach beruflicher Bildung unterschiedlichen Verläufe. Die Analysen zur altersspezifischen Häufigkeit von Erstgeburten ermöglichen, Trends von nachholenden Geburten für verschiedene Bildungsgruppen zu identifizieren.

Schlagwörter: Mikrozensus, quantitative Erhebung, Imputationen, Non-Response, Fertilität, Kinderlosigkeit, Sozialstruktur

Abstract:

Due to a large number of cases (688.931 persons in 2012) the German Microcensus has a huge potential for analyses in demography and family sociology. Content is further improved by the new voluntary question on biological children of women. This paper aims to systematically assess the methodological background as well as limitations and potentials of the Microcensus using the example of fertility data. The analyses of non-response show that the way of questioning has a strong impact. The related bias could, however, be reduced by imputations. The main limitations are the cross-sectional design and missing data on the children of men and internal migration. The potential of the high case numbers of the Microcensus is systematically discussed by analyzing confidence intervals: It allows for in-dept differentiations for analyzing social structure, birth parities and time patterns.

Finally, we discuss three research designs which are able to use this potential: Dendrogram analyses allow group differentiations for up to five levels and thus reveal detailed patterns of childlessness. Parity patterns by cohorts illustrate differences by occupational education. Third, the age-specific analyses of first births among several cohorts allow for identifying trends of recuperation which differ considerable between educational groups.

Key words: Microcensus, quantitative survey, imputations, non-response, fertility, childlessness, social structure

1. Einleitung

Der Mikrozensus (MZ) unterscheidet sich fundamental von sozialwissenschaftlichen Erhebungen wie dem Sozio-oekonomischen Panel (SOEP), pairfam, NEPS, FiD oder GGS: Zum einen sind die Fallzahlen des MZ 2012 erheblich höher, zum anderen ist er eine Querschnittserhebung. Während das fehlende Paneldesign¹ erhebliche methodische und kausale Einschränkungen beinhaltet, ermöglichen die hohen Fallzahlen strukturelle Muster und Trends differenziert und stabil zu erfassen. Der MZ 2012 beinhaltet 688.931 befragte Personen bezogen auf die Wohnbevölkerung. Betrachtet man nur die Personen am Hauptwohnsitz – auf die sich in der Regel die Aussagen beziehen – wurden 680.563 Personen befragt. Da die hochgerechnete Bevölkerung am Hauptwohnsitz im MZ 2012 81,9 Mill. beträgt, liegt der Anteil der Befragten bei 0,83%.² Die Fallzahlen für Frauen im Alter von 15 bis 65 Jahren betragen pro Altersjahr zwischen 3.118 (17 Jahre) und 5.949 (48 Jahre). *Pro Altersjahr* der Befragten hat der MZ folglich etwa die Größenordnung an Fällen, die andere Datensätze *insgesamt* von Frauen haben.

Die Potenziale des MZ liegen in der differenzierten Erfassung von Trends und Strukturen hinsichtlich von drei Dimensionen:

1. sozialstrukturelle Differenzierung,
2. paritätsspezifische Differenzierung und
3. zeitliche Differenzierung nach einzelnen Kohorten und Altersjahren.

Der MZ ermöglicht eine Kombination von Differenzierungen aller drei Dimensionen – beispielsweise die Entwicklung der Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen zwischen einzelnen Geburtsjahrgängen oder den Anteil kinderreicher Frauen in ländlichen Regionen im Vergleich zwischen einzelnen Altersjahren. Er ermöglicht auch Analysen von spezifischen Merkmalen differenziert nach Subgruppen – beispielsweise der gleichzeitigen Differenzierung nach Bildung, Urbanisierungsgrad, Arbeitszeit, Migrationshintergrund und Partnerschaft. Zudem lassen sich präzise zeitliche Verläufe und Trends identifizieren wie die Entwicklung von Kinderlosigkeit nach Kohorten. Durch die Kombination mehrerer MZ lassen sich sogar Muster von Altersjahren und Kohorten kombinieren und dadurch präzise gesellschaftliche Veränderungsprozesse identifizieren.

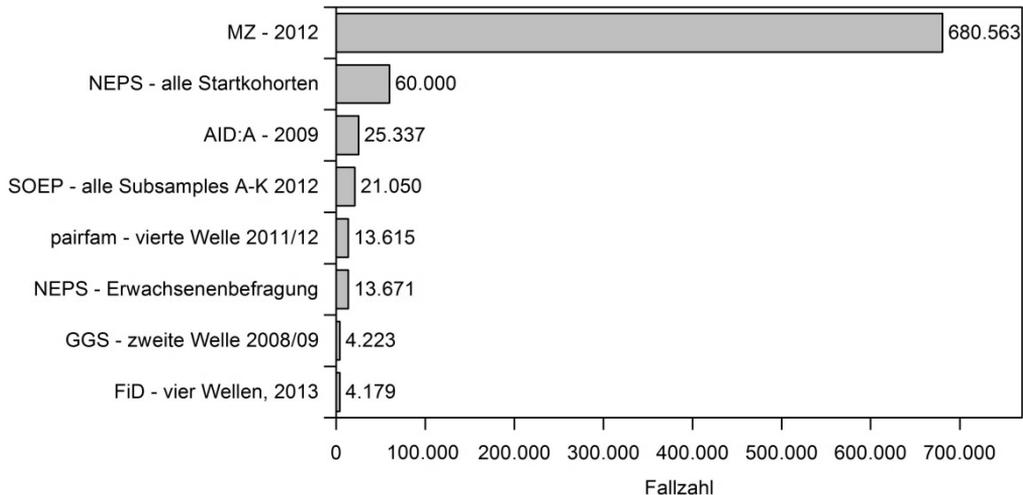
Für Fertilitätsdaten in Deutschland (zum Überblick: Kreyenfeld et al. 2011) spielt der MZ eine zentrale Rolle. Warum ist das so? Während in vielen anderen Ländern die Geburtenstatistik Angaben zur ordnungsspezifischen Geburtenfolge bereitstellt, wurde dies in Deutschland erst im Jahr 2009 begonnen. Da jedoch damit erst für Frauen ab dem Jahrgang 1994 die Kinderlosigkeit gemessen werden kann, wird die Kinderlosigkeit für 40-jährige Frauen erst 2034 und die endgültige mit 45 bzw. 49 Jahren entsprechend später vorliegen (vgl. Kreyenfeld/Konietzka 2013). Zudem ermöglicht die Geburtenstatistik nur wenige sozialstrukturelle Differenzierungen. Allerdings eignet sie sich für Analysen der altersspezifischen Fertilität und des Geburtenaufschubs (Pötzsch 2013). Sozialwissenschaftliche Datensätze wie das SOEP, GGS oder pairfam sind, abgesehen von der Verzer-

1 Eine Ausnahme ist der Vier-Jahres-Panel, der jedoch nicht für die Geburtenfrage vorliegt. Zu den Potenzialen des MZ-Panel siehe: Kreyenfeld et al. (2009).

2 Diese Werte sind nicht an die Bevölkerungsfortschreibung auf Basis des Zensus 2011 angepasst.

rung durch Antwortverweigerer, v.a. aufgrund ihrer Fallzahl nur begrenzt geeignet, um die Entwicklung von Kinderlosigkeit über einzelne Jahrgänge (und Bevölkerungsgruppen) exakt zu quantifizieren. Die Fallzahlen des MZ 2012 sind um das 11- bis 160-fache höher (Abb. 1).

Abbildung 1: Fallzahlen sozialwissenschaftlicher Datensätze in Deutschland



Quelle: DIW/SOEP 2013; Dreschmitt/Naderi 2015; eigene Recherche; eigene Darstellung.

Bis vor wenigen Jahren war die Datenlage zur Fertilität im MZ problematisch (Deutscher Bundestag 2007; Kreyenfeld/Konietzka 2013; Statistisches Bundesamt 2006). In den Mikrozensusen seit 1972 wurde nur erhoben, ob und wie viele Kinder im Haushalt leben.³ Dadurch ließen sich die durchschnittliche Kinderzahl und der Anteil kinderloser Frauen nicht exakt berechnen. Erst durch das „Gesetz zur Änderung des Mikrozensusgesetzes 2005“ vom 30.10.2007 wurde dieser Datenmangel behoben – allerdings nicht für Männer (vgl. Stock et al. 2012). Ab 2008 werden alle vier Jahre Frauen im Alter zwischen 15 und 75 Jahren nach der Anzahl der leiblichen Kinder im MZ gefragt. Dies stellt eine fundamentale Verbesserung für die demografische und sozialwissenschaftliche Forschung dar.

Der Kontrast zwischen der Bedeutung des Phänomens Kinderlosigkeit und der lange Zeit fehlenden sicheren Datengrundlage ist beachtlich. Die Bundesrepublik Deutschland ist länger als alle anderen Länder der Welt ein Low-Fertility-Land, die Total Fertility Rate (TFR) liegt seit 1975 unter 1,5. Deutschland hat einen der höchsten Anteile endgültiger Kinderlosigkeit weltweit (vgl. Kohler et al. 2002, Kreyenfeld/Konietzka 2013; OECD 2015). Über viele Jahre hinweg existierten heterogene und teilweise stark überhöhte Zahlen zur Kinderlosigkeit in Deutschland. Für die Jahrgänge Mitte der 1960er Jahre wurden sogar Kinderlosenanteile von etwa 30% geschätzt (Birg 2003, vgl. Kohler et al. 2002), während Mietinen et al. (2015) als aktuellsten Wert für endgültige Kinderlosigkeit basie-

3 Bereits 1962 und 1963 wurde, allerdings auf die Ehe bezogen, die Frage gestellt: „Wieviel Kinder – auch wenn sie nicht zum Haushalt gehören – wurden in der jetzigen Ehe lebend geboren?“ Allerdings wurden MZ-Daten vor 1971 im Statistischen Bundesamt gelöscht.

rend auf GGS-Daten für die Kohorten 1960-64 14,2% angeben. Wie die Beispiele zeigen, ist das Spektrum der Schätzungen zur Kinderlosigkeit in Deutschland groß, was auf eine jahrzehntelange unzureichende Datenbasis zurückzuführen ist. Tatsächlich liegt die Kinderlosigkeit der Kohorten 1960-64 bei 18,7% und 1965-69 bei 20,8% und 1971 bei 21,9%.⁴

Seit Kurzem liegen also für den MZ Fertilitätsinformationen vor. Zudem ist die 2012er Befragung gegenüber der Erstbefragung 2008 deutlich verbessert worden (siehe 3.3). Genauere Analysen und neue Erkenntnisse sind nun möglich. Während die Rahmen-
daten zur Kinderlosigkeit (Statistisches Bundesamt 2009a, 2013a) und erste bivariate Auswertungen (u.a. Dorbritz/Ruckdeschel 2013) bereits publiziert sind, sind viele Potenziale noch nicht gehoben.

Der Beitrag hat zum Ziel, die Potenziale und Limitierungen des MZ am Beispiel der Fertilitätsforschung aufzuzeigen. Die Ergebnisse und die verwendeten Forschungsdesigns lassen sich aber auch auf MZ-Analysen zu anderen Themen übertragen. Dazu werden zunächst anhand von Auswertungen der MZ 1972-2013 Möglichkeiten gezeigt, die Kinderlosigkeit mit den Informationen zur Kinderzahl im Haushalt zu schätzen (Kapitel 2). In Kapitel 3 werden die Grenzen, Potenziale und methodischen Herausforderungen des MZ diskutiert. Dabei werden am Beispiel von Kinderlosigkeit Befunde des MZ in Hinblick auf Fallzahlen, Abweichungen und Konfidenzintervalle mit dem SOEP verglichen, da das SOEP einen der einflussreichsten Mikrodatsätze in Deutschland darstellt. Auch werden kritisch die methodischen Aspekte von befragungsbedingten Verzerrungen und Imputationen diskutiert. In Kapitel 4 werden dann drei Beispiele für Forschungsdesigns angewendet, die die Differenzierungsmöglichkeiten anhand der drei Dimensionen Sozialstruktur, Parität und Jahrgänge aufzeigen.

2. Anteil kinderloser Frauen in Mikrozensen vor 2008

2.1 *Überhöhte Schätzungen des Anteils Kinderloser und neue Einsichten durch genauere Messung*

Vor den Mikrozensen 2008 und 2012 waren Bevölkerungswissenschaftler angewiesen auf Schätzungen, Surveydaten mit relativ niedrigen Fallzahlen, Auszählungen des MZ nach Altersgruppen und der Zahl der im Haushalt lebenden Kinder oder die Geburtenstatistik, in der die Ordnungsfolge der lebendgeborenen Kinder nur in der jeweils bestehenden Ehe gezählt wurde.

Bei den Schätzungen soll vor allem auf die Arbeiten von Birg und Flöthmann (1996) sowie Sobotka (2005) hingewiesen werden. Birg und Flöthmann haben Daten der Perinatalstatistik der Ärztekammer Westfalen-Lippe ausgewertet und davon ausgehend die Kinderlosigkeit für Westdeutschland geschätzt. In die Analyse einbezogen waren die Ge-

4 Eigene Berechnungen auf Basis des MZ 2012. Die Werte für Westdeutschland sind mit 20,3% für 1960-64, 21,9% für 1965-69 bzw. 22,6% für 1971 höher, in Ostdeutschland mit 12,0%, 15,8% bzw. 18,8% niedriger.

burtsjahrgänge 1940-1970. Für den Geburtsjahrgang 1940 ist ein Wert von 10,6% ermittelt worden (MZ 2012: 12,8%). Für den Jahrgang 1970 ist die Kinderlosigkeit mit 32,1% etwa um 10 Prozentpunkte überhöht ausgewiesen worden (MZ 2012: 21,5%). Auch in späteren Publikationen hat Birg (u.a. 2003) Schätzungen zur endgültigen Kinderlosigkeit der Mitte der 1960er Jahre geborenen Frauen von 30% popularisiert. Sobotka hat für seine Schätzungen EUROSTAT-Daten aus dem Jahr 2003 herangezogen und für die Kohorten 1960-1975 in Westdeutschland zwei Szenarien berechnet. Der Anteil kinderloser Frauen wird für den Jahrgang 1960 zwischen 19,3 und 19,7% angegeben und entspricht den Werten des MZ 2012 für Westdeutschland von 19,7%. Für den Jahrgang 1975 liegen Sobotkas Angaben in einem Bereich zwischen 23,0 und 27,7%. Verdienst dieser Schätzungen war es, früh auf das hohe Niveau der Kinderlosigkeit in Westdeutschland hingewiesen und damit für eine größere politische Aufmerksamkeit gesorgt zu haben.

Die Auswertungen der Mikrozensen vor 2008 haben ebenfalls auf die steigende Kinderlosigkeit hingewiesen, sie aber insbesondere bei den Hochqualifizierten zum Teil deutlich überschätzt. Die Kinderlosigkeit von Akademikerinnen ist teilweise mit ca. 40% angegeben worden (vgl. Duschek/Wirth 2005; Statistisches Bundesamt 2006). In den Geburtsjahrgängen, die in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre geboren wurden, liegen die tatsächlichen Werte zwischen 30 und 31%. Die Überschätzungen sind dadurch zustande gekommen, dass der Anteil der Frauen ohne Kinder im Haushalt bei den Akademikerinnen in der Altersgruppe 35-39 Jahre 40% betragen hat. Dies führte gerade in der Gruppe der Hochqualifizierten, die ihre Kinder auch aufgrund der längeren Ausbildungswege erst in einem späteren Lebensabschnitt bekommen, zu Überschätzungen. Kritisch betrachtet wurde die sogenannte 40%-These durch Wirth (2006), Scharein und Unger (2005) sowie Schmitt und Wagner (2006).

Im Jahr 2004 wurde diese Problematik auf einem Workshop des Zentrums für Umfragen, Methoden und Analysen (ZUMA) thematisiert. Eine dazu durchgeführte Studie erbrachte erheblich niedrigere Anteile kinderloser Akademikerinnen. Wirth (2006) sowie Wirth und Dümmler (2004, 2005) stellen fest, dass die Altersabgrenzung von 35-39 Jahren bei Frauen mit Universitätsabschluss aufgrund des Geburtenaufschubs suboptimal ist und schlagen 39-42 Jahre vor (Wirth/Dümmler 2005: 332). Bei Analysen nur für die 39- bis 40-jährigen Akademikerinnen „liegt die Kinderlosenquote für die Geburtskohorten 1953 bis 1960 zwischen 28 und 34 Prozent“ (Wirth 2006: 3). Zu ähnlichen Schlussfolgerungen gelangen auch Scharein und Unger (2005: 6ff.), die vorschlugen, statt der Altersgruppe 35-39 Jahre die Altersgruppe 39-43 Jahre zu verwenden. Basierend auf dem MZ 2003 zeigen sie, dass die Kinderlosigkeit von Akademikerinnen bei 35- bis 39-Jährigen 39% und bei 39- bis 43-Jährigen etwa 30% beträgt (Scharein/Unger 2005: 9). In einem Beitrag von Schmitt und Wagner (2006) sind die Anteile kinderloser Frauen anhand der SOEP-Daten deutlich niedriger angegeben. Akademikerinnen (Absolventinnen von Fachhochschule oder Universität) der Jahrgänge 1951-1965 bleiben demnach zu 23% dauerhaft kinderlos, Universitätsabsolventinnen zu 30%. Schmitt und Wagner (2006: 315) betonen: „Dieser Wert liegt zwar immer noch über dem Durchschnitt, aber deutlich unterhalb der vielzitierten 40%-Marke, die sich allein auf Frauen mit universitärem Abschluss bezieht.“

2.2 Methode zur Schätzung der Kinderlosigkeit nach Informationen zu Kindern im Haushalt

Betrachtet man die Kinderlosigkeit von Frauen nach ihrem Alter auf Basis der Informationen zu den Kindern im Haushalt, also dem einzigen Zugang zu dieser Frage in den Mikrozensen zwischen 1972-2007, ergibt sich eine u-förmige Kurve mit dem niedrigsten Kinderlosenanteil im Alter von etwa 40 Jahren (siehe ausführlich: Bujard/Lück *in diesem Band*). Bei jüngeren Frauen ist die Fertilitätsbiografie noch nicht abgeschlossen, während bei älteren Frauen zunehmend mehr Kinder bereits aus dem Haushalt ausgezogen sind. Im Alter von 39-41 Jahren sind die Werte die beste Annäherung an die reale Kinderlosenquote. Im Alter von 41 Jahren liegt die Kinderlosigkeit bereits nahe an der endgültigen Kinderlosigkeit eines jeweiligen Jahrgangs. Im MZ 2012 liegt die reale Kinderlosigkeit bei 21,5%, nach der Haushaltsfrage ist sie mit 25,6% rund vier Prozentpunkte höher. Ab 44 Jahren ist sie durch den Auszug der Kinder derart verzerrt, dass sie nicht interpretierbar ist.

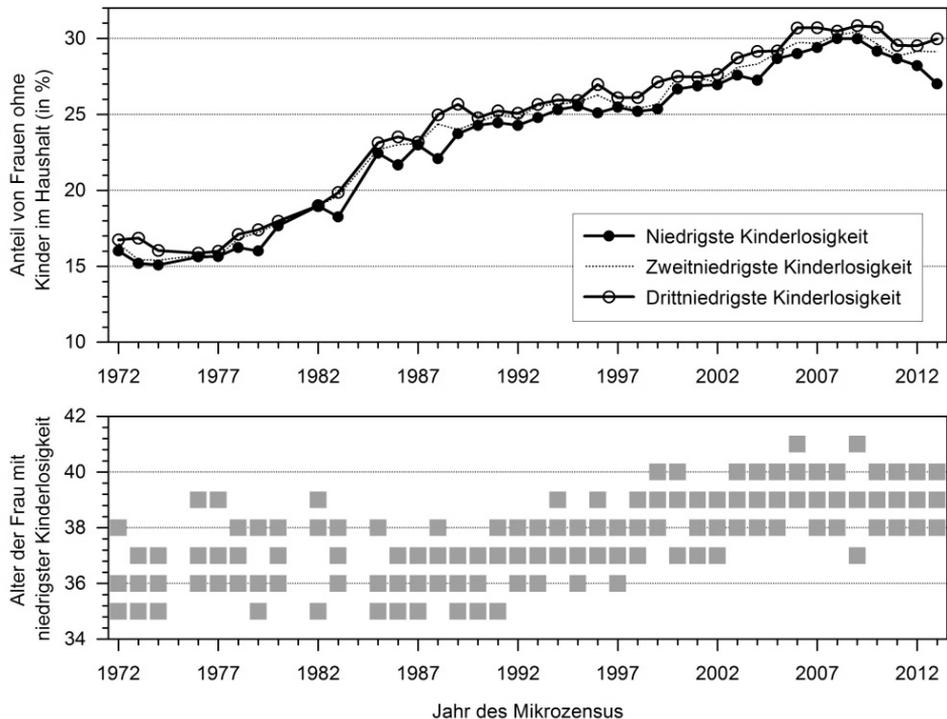
Nachdem die Erfassung der Kinderlosigkeit nach der Kinderzahl im Haushalt dargestellt wurde, wird im Folgenden der Frage nachgegangen, welche Erkenntnisse man bei einer adäquaten Nutzung dieser Information generieren kann – und wo die Grenzen liegen. Wenn man die einzelnen Mikrozensen nach dem Anteil kinderloser Frauen im Haushalt nicht – wie üblich – für Fünf-Jahres-Altersgruppen betrachtet, sondern für die Altersjahre von 34-44 Jahren einzeln, erhält man differenziertere Zahlen (vgl. Wirth/Dümmeler 2004).⁵ Die obere Grafik von Abbildung 2 zeigt für sämtliche Mikrozensen von 1972-2013⁶ die drei Altersjahre mit dem niedrigsten Anteil von Frauen ohne Kinder im Haushalt. Der jeweils niedrigste Wert steigt von 15-16% in den 1970er MZ auf rund 25% in den 1990er Jahren (zwischen 24,3% und 25,6%) und auf 26,7-30% in den Nuller Jahren. Seit dem höchsten Wert des MZ 2008 ist dieser Wert bis zum MZ 2013 wieder rückläufig. Die Grafik verdeutlicht, dass der zweit- und dritt niedrigste Wert in allen MZ relativ nahe an dem niedrigsten liegen.

Das Alter der Frauen mit der niedrigsten Kinderlosigkeit im Haushalt unterscheidet sich zwischen den Mikrozensen. Der Trend ist aber deutlich, dass dieses Alter in den letzten vier Jahrzehnten angestiegen ist. Es war im MZ 1973 bei 35 Jahren und bei den MZ 2006 und 2013 bei 40 Jahren. Da das Alter mit der niedrigsten Kinderlosigkeit im Haushalt im Zeitverlauf stark schwankt, lässt sich kein ideales Alter für die Abschätzung der Kinderlosigkeit identifizieren. Für jeden MZ ist ein Blick auf mehrere Altersjahre notwendig. Um aber den Trend zu verdeutlichen, wurden im unteren Teil der Abbildung 2 die drei Altersjahre für die drei Spitzenwerte angegeben.

5 Hier wurde der vollständige Originalfile verwendet. Bei den Scientific Use Files (SUF) ist die Fallzahl etwas geringer, die Argumentation gilt hier aber analog (vgl. Schimpl-Neimanns 2011).

6 Für die Jahre 1975, 1983 und 1984 liegen keine Mikrozensen vor. Für 1983 wurden Werte der Arbeitskräfteerhebung verwendet. Die Werte für 1981 wurden aufgrund unplausibler Ausreißer nicht verwendet.

Abbildung 2: Vergleich des Kinderlosenanteils von 1972-2013 in Westdeutschland



Quelle: Eigene Berechnung und Darstellung, Datenbasis Mikrozensus 1972-2013.

Lesebeispiel für das Jahr des MZ 1972: Die Punkte im oberen Grafen zeigen, dass 1972 der niedrigste Anteil von Frauen ohne Kinder im Haushalt bei 16,0, der zweit- und drittniedrigste bei 16,5 und 16,8% lagen. Der untere Teil zeigt, dass diese Werte bei Frauen im Alter von 35, 36 und 38 Jahren gemessen wurden.

Die Altersjahre entsprechen den Kohorten 1934-1972. Wenn man den Wert für die Kinderlosigkeit im Haushalt bei den 38-jährigen Frauen im MZ 1972 von 16,0% mit der endgültigen Kinderlosigkeit nach der Geburtenfrage des Jahrgangs 1934 von 11,9% vergleicht, ergibt sich eine Überschätzung von 4,1 Prozentpunkten. Diese Überschätzung liegt ab den MZ 1985 meistens etwas höher. Diese MZ-Werte zur Kinderlosigkeit auf Haushaltsebene dürfen also keinesfalls als Schätzungen zur endgültigen Kinderlosigkeit interpretiert werden. Sie geben aber Obergrenzen zur Kinderlosigkeit an, die deutlich unter den zwischen 1995 und 2005 diskutierten Werten liegen. Wohlgedenkt: Die Werte für die jeweiligen MZ konnten damals bereits mit wenig Aufwand berechnet werden. Im Jahr 2000 konnte man mit dem MZ 1999 sehen, dass die Kinderlosigkeitsrate der Enddreißiger deutlich unter 25,3% liegen muss.

Zu weitaus besseren Annäherungen – bzw. zu realistischen Schätzungen – kommt man, wenn man von der Kinderlosigkeit im Haushalt der 35-Jährigen den Anteil der Frauen abzieht, die ab dem 36. Geburtstag ihr erstes Kind zur Welt bringen (vgl. Schneider 1996). Nehmen wir als Beispiel die Kohorte 1964: Kinderlosigkeit mit 35 Jahren 27,9%. Die Erstgeburten für diesen Jahrgang betragen mit 36 Jahren 1,5%, danach 1,5%,

0,9%, 0,8%, 0,4%, 0,4% und mit 42 Jahren 0,3% (eigene Berechnungen aus MZ 2000-2006). Die Kinderlosigkeit reduziert sich demnach noch um 5,8 Prozentpunkte. Der Schätzwert liegt hier bei 22,1% – ziemlich nah an der CTFR des Jahrgangs 1964 für Westdeutschland gemäß MZ 2012 von 21,3%.

Dieses Beispiel lässt sich auch für die Berechnung bei Akademikerinnen übertragen.⁷ Allerdings ist der Vergleich der Kinderlosigkeit nach der Kinderzahl im Haushalt in früheren MZ und dem MZ 2012 durch Zu- und Abwanderung sowie Todesfälle verzerrt. Dadurch sind die befragten 37-Jährigen des Jahres 1974 nicht identisch mit der 2012 befragten Kohorte 1937. Dazu kommen spezifische Verzerrungen bei der Geburtenfrage in den MZ 2008 und 2012 (siehe 3.3).

Die oben aufgeführten Beispiele zeigen, welche Potenziale der MZ ohne Geburtenfrage bereits hat und dass manche überhöhten Werte in früherer Literatur und Medien nicht nur den Unzulänglichkeiten des MZ, sondern oft einer oberflächlichen Auswertung oder einer falschen Interpretation von an sich korrekten altersgruppenspezifischen Kinderlosenanteilen geschuldet sind. Insgesamt ist jedoch zu konstatieren, dass eine adäquate Einschätzung früherer Ergebnisse und exaktere Daten zu Kinderlosigkeit erst durch die MZ 2008 und 2012 möglich geworden sind.

3. Grenzen, Potenziale und methodische Herausforderungen des MZ

In diesem Abschnitt werden zunächst die Grenzen des MZ im Vergleich zu sozialwissenschaftlichen Datensätzen diskutiert (3.1), danach die mit der hohen Fallzahl verbundenen Potenziale (3.2) und anschließend die methodischen Aspekte von Befragung und Imputationen (3.3).

3.1 *Nur Querschnittsdesign und fehlende Daten zu Männern*

Die bedeutsamste Limitierung des MZ 2012 ist, dass die Daten zur Geburtenfrage nur im Querschnitt vorliegen. Ohne ein Paneldesign sind kausale Analysen der Determinanten von Kinderlosigkeit nicht möglich – dies ist eine fundamentale Einschränkung, gerade im Vergleich zu SOEP oder pairfam. Man denke an das Zusammenspiel von Faktoren wie hohes Bildungsniveau, Wohnort in der Stadt, Partnerwahl, befristete Arbeitsverträge und Berufswechsel, die mit Kinderlosigkeit assoziiert sind. Deren Wirkung lässt sich nur in der Lebensverlaufsperspektive basierend auf Paneldaten und Ereignisanalysen identifizieren.

Eine offenkundige Einschränkung ist auch, dass Daten zu den leiblichen Kindern nur für Frauen, jedoch nicht für Männer vorliegen. Dies ist vom Gesetzgeber so gewollt (Deutscher Bundestag 2007), eine mögliche Befragung der Männer wurde beim Gesetzgebungsverfahren aus der Gesetzesvorlage gestrichen. Die Begründung, warum man Männer nicht fragen darf, ob und wie viele Kinder sie haben, ist schwer nachzuvollziehen. Die Akademiegruppe Zukunft mit Kindern empfiehlt explizit für den MZ, Fragen zu Kindern „auch männlichen Befragten“ zu stellen (Stock et al. 2012: 447).

7 Hierbei sind jedoch unterschiedliche Abgrenzungen zu beachten (vgl. Scharein/Unger 2005; Schmitt/Wagner 2006; Wirth 2006; Schimpl-Neimanns 2013).

Im Jahr 1996 fand eine für den Mikrozensus im positiven Sinn gravierende Änderung statt – das traditionelle Familienkonzept wurde durch das Konzept der Lebensformen ergänzt. Damit „werden unterhalb der Ebene des Haushalts nicht Familien, sondern Lebensgemeinschaften als soziale Einheiten abgegrenzt. Diese können mit der Familie identisch sein, sind aber weiter gefasst, da sie auch unverheiratet zusammenlebende Paare einschließen.“ (Lengerer et al. 2007: 190) Allerdings ist ein Nachteil des Mikrozensus erhalten geblieben: Nach wie vor können bilokale Paarbeziehungen, Paare mit getrennten Haushalten, nicht identifiziert werden. Wer also im Mikrozensus als Single (Ein-Personen-Haushalt) oder als alleinerziehend ausgewiesen wird, muss dies de facto nicht sein.

Eine weitere Einschränkung betrifft die fehlenden Informationen über Binnenmobilität. Dadurch lassen sich u.a. Stadt-Land-Wanderungen oder Ost-West-Migration nicht erfassen, wie es beispielsweise mit einer Längsschnittstudie wie dem SOEP möglich ist. Dies sei anhand eigener Analysen verdeutlicht: Während die Kinderlosigkeit bei 41-jährigen Frauen, die zum Befragungszeitpunkt in Ostdeutschland wohnen, bei 14% liegt (nach SOEP und MZ), ist sie mit 11,5% erheblich niedriger, wenn der Wohnort vor der deutschen Wiedervereinigung berücksichtigt wird. Dies zeigt, dass nicht nur der gegenwärtige Wohnort (und dessen sozialstrukturelle und familienpolitische Rahmenbedingungen), sondern auch die kulturelle Prägung eine wichtige Rolle für das generative Verhalten spielen. Das Beispiel verdeutlicht, dass die Information über eine ostdeutsche Herkunft bei Frauen, die in Westdeutschland leben, einen analytischen Wert aufweist. Auch ist das Alter der geborenen Kinder, insbesondere das Alter der Frau bei der Geburt des ersten Kindes, beim MZ nicht direkt erfasst. Allerdings lässt es sich indirekt mit gewissen Einschränkungen erfassen, indem die Geburtenfrage mit Informationen zum Alter der Kinder im Haushalt kombiniert wird (siehe 4.3).

3.2 Fallzahlen und Konfidenzintervalle: Vergleich von Befunden zu Kinderlosigkeit in MZ und SOEP

Das Potenzial des Mikrozensus für die sozialwissenschaftliche Forschung liegt insbesondere in den hohen Fallzahlen in Kombination damit, dass er auf einer Zufallsstichprobe beruht, was eine Abschätzung der Genauigkeit seiner Ergebnisse ermöglicht. Um den Einfluss unterschiedlicher Fallzahlen auf die Präzision der Prävalenzbefunde systematisch zu analysieren, werden in diesem Abschnitt die Anteile kinderloser Frauen im MZ und im SOEP für verschiedene Kohorten und sozialstrukturelle Merkmale verglichen.

Zur Analyse des Anteils kinderloser Frauen im MZ wird die Variable ef618 verwendet, die zur Frage „Haben Sie Kinder geboren?“ die Ausprägungen „Ja“, „Nein“ und „Keine Angabe“ aufweist. Eingegrenzt wird auf Frauen, die am Hauptwohnsitz und in Privathaushalten wohnen sowie für die eine Angabe zur Geburtenfrage vorliegt. Jahresüberhänge werden nicht ausgeschlossen. Das Ergebnis – nicht die Fallzahlen – wird mit dem Standardhochrechnungsfaktor auf Basis des Zensus gewichtet.

Das SOEP⁸ ist eine repräsentative Längsschnittbefragung privater Haushalte in Deutschland, die im jährlichen Rhythmus seit 1984 durchgeführt wird (Wagner et al. 2007). Im Rahmen der SOEP-Befragung werden unter anderem die gesamten, für die Fertilitätsfor-

8 SOEP, Daten für die Jahre 1984-2012, Version 29, DOI 10.5684/soep.v29.

sung sehr zentralen Geburtsbiografien und Partnerschaftsbiografien von Frauen (und seit 2001 auch für Männer) erfasst. Da es im Verlauf einer Längsschnittbefragung zu häufigen Ausfällen kommt, wurde seit Beginn der SOEP-Befragung das Sample immer wieder durch zusätzliche Befragungsgruppen ergänzt (Kroh 2014: 8). Für den Datenabgleich mit den MZ-Daten werden in Privathaushalten lebende Frauen der Stichproben A-I verwendet. Der Vergleich der Bildungsgruppen erfolgt bei den Hochqualifizierten zwischen ISCED 5 B sowie der zusammengefassten Kategorie von ISCED 5 A und 6 (DIW/SOEP 2011: 55 ff.).

Eine zentrale Voraussetzung bei der Untersuchung von dauerhafter Kinderlosigkeit ist das Vorliegen einer vollständigen und abgeschlossenen Geburtsbiografie der Frauen. Aufgrund dessen werden alle Frauen mit unvollständigen Geburtsbiografien oder fehlenden Informationen aus der Analyse ausgeschlossen. Betrachtet werden Frauen der Geburtskohorten 1960 bis 1971, die mindestens an einer Welle in 2010 bis 2012 teilgenommen haben. Da die Geburtsbiografie der Frauen im SOEP jährlich aktualisiert wird und somit nur vollständig sein kann, wenn die Befragte im Alter von 41 Jahren, also am Ende der hier betrachteten Periode, an der Befragung teilgenommen hat, werden auch nur diese Frauen in der Analyse berücksichtigt (vgl. Frick/Schmitt 2013: 90).⁹ Durch die hier aufgeführten Eingrenzungen werden 723 Fälle ausgeschlossen und es verbleiben 3.185 Frauen im Analysesample.

Tabelle 1 zeigt die Kinderlosigkeit im Vergleich von SOEP und MZ nach Kohorten, Bildung, Region und Migrationshintergrund. Bei den hier verglichenen Frauen der Jahrgänge 1960-71 kann weitestgehend davon ausgegangen werden, dass sie ihre fertile Phase abgeschlossen haben.

Tabelle 1: Kinderlosigkeit von Frauen im Vergleich von SOEP und MZ

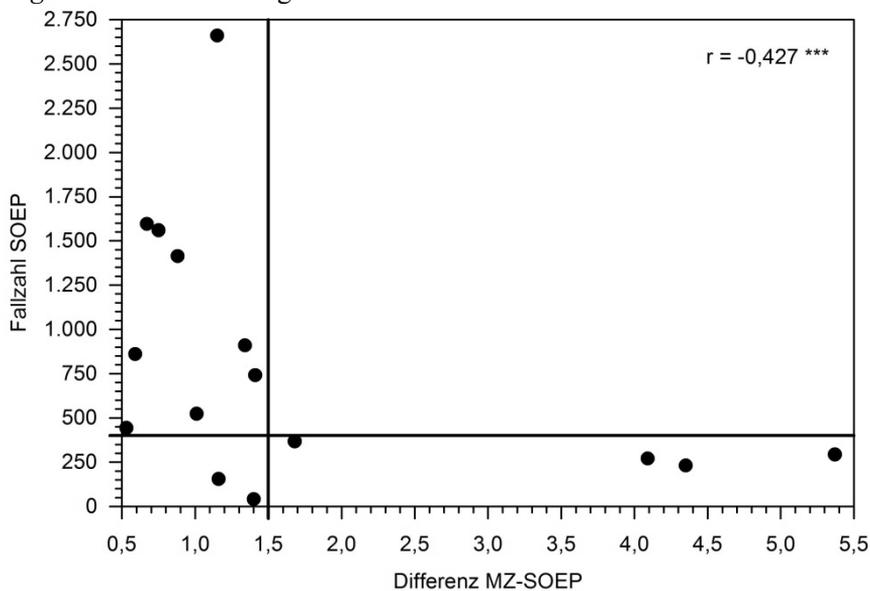
	SOEP		MZ 2012		Differenz (in Prozentpunkten)
	Anteil kinderlos (in %)	N	Anteil kinderlos (in %)	N	
1960 bis 1962	17,34	861	17,93	16.223	0,59
1963 bis 1967	20,47	1.414	19,59	28.001	-0,88
1968 bis 1971	22,57	910	21,23	19.437	-1,34
ISCED 1 (ohne Abschluss)	14,56	42	15,96	2.019	1,40
ISCED 2 (Haupt-/Realschulabschluss)	10,76	271	14,85	6.717	4,09
ISCED 3 (Lehre oder Hochschulreife)	18,33	1.596	17,66	33.165	-0,67
ISCED 4 (Lehre und Hochschulreife)	20,25	294	25,62	5.657	5,37
ISCED 5 B (Meister)	25,66	232	21,31	7.053	-4,35
ISCED 5 A u. 6 (Hochschulabschluss)	28,17	742	26,76	8.982	-1,41
Westdeutschland (Wohnort mit 41 J.)	21,77	1.560	21,02	51.111	-0,75
Ostdeutschland (Wohnort mit 41 J.)	13,60	444	14,13	12.550	0,53
Westdeutschland (Wohnort 1989)	23,80	2.240	–	–	–
Ostdeutschland (Wohnort 1989)	11,50	741	–	–	–
ohne Migrationshintergrund	22,42	2.661	21,27	53.563	-1,15
mit Migrationshintergrund	12,87	524	11,86	10.098	-1,01
1. Migrantengeneration	9,51	368	11,19	9.617	1,68
2. Migrantengeneration	23,73	156	24,89	481	1,16

Quelle: MZ 2012 und SOEP, eigene Berechnung.

9 Es wurden verschiedene Altersgrenzen (39 bis 45 Jahre) getestet. Es zeigen sich keine gravierenden Unterschiede bei der prozentualen Verteilung der Kinderlosigkeit im Analysesample: Bei Rechtszensurierung von 41 Jahren liegt die Kinderlosigkeit bei 20,35%, bei 42 Jahren 20,29% und bei 43 Jahren 20,06%.

Die Differenzen der Kinderlosigkeit zwischen SOEP und MZ sind teilweise gering, teilweise aber sehr hoch. Sie liegen zwischen 0,53 und 5,37 Prozentpunkten. Die hohen Differenzen liegen ausnahmslos in den Gruppen, in denen die Fallzahl in einem der Datensätze (hier SOEP) gering ist. Die Hilfslinien in Abbildung 3 verdeutlichen, dass bei $N > 400$ die Differenz immer unter 1,5 Prozentpunkten liegt und bei geringeren Fallzahlen teilweise deutlich darüber. Zweifellos gibt es auch andere erhebungsspezifische Gründe und Selektionseffekte, die zu Unterschieden in der Kinderlosigkeit zwischen SOEP und MZ führen. Hier wäre exemplarisch die unterschiedliche Erfassung der Bildung in beiden Datensätzen zu nennen. Schimpl-Neimanns (2013) hat in seinen Untersuchungen gezeigt, dass es mit MZ zu einer Überschätzung der Real- und Gymnasialschüler bei einer gleichzeitigen Unterschätzung von Schülern in beruflichen Gymnasien kommt (ibd.: 53). Der Hauptunterschied ist jedoch auf geringe Fallzahlen zurückzuführen. Ihre Korrelation mit der Differenz ist hochsignifikant ($r = -0,427$).

Abbildung 3: Zusammenhang zwischen Fallzahl und SOEP-MZ-Differenzen



Quelle: Datenbasis MZ 2012 und SOEP, eigene Berechnung und Darstellung.

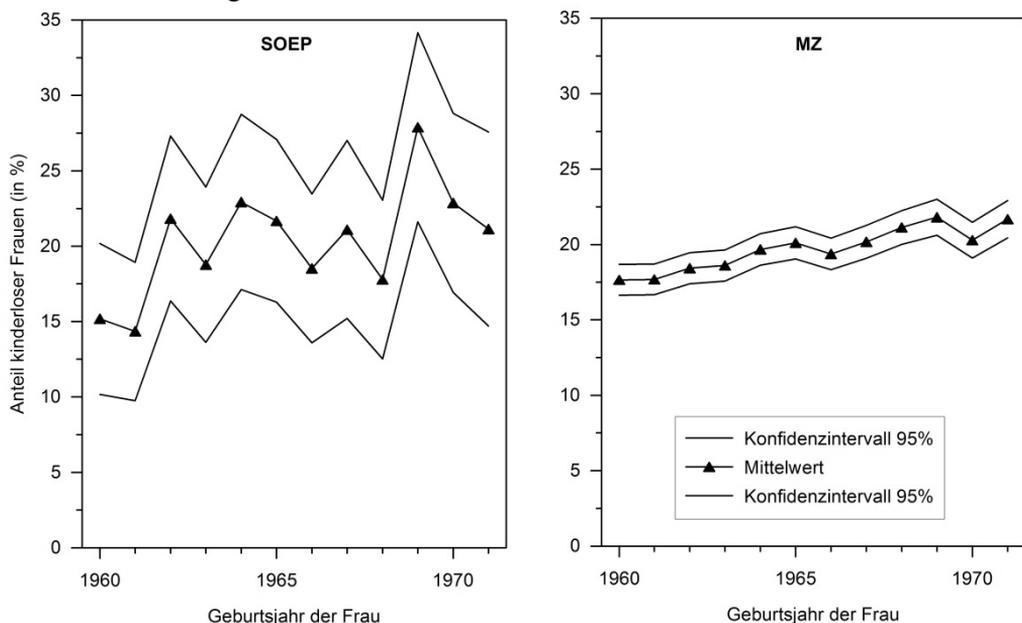
Um den Einfluss von Fallzahlen auf die Verlässlichkeit von Fertilitätsmerkmalen, v.a. soziostrukturell differenzierten, systematisch zu erfassen, werden die Konfidenzintervalle für die Kinderlosigkeit von Frauen der Kohorten 1960-1971 berechnet (vgl. Häder/Häder 2014; Kühnel/Krebs 2010).¹⁰ Während die Konfidenzintervalle beim SOEP mit der STATA-Prozedur *ci* und einer binären Kodierung berechnet wurden, wurde beim MZ die SAS-Prozedur „*surveymeans*“ verwendet (SAS Institute 2008). Die Prozedur ermöglicht bei Varianzberechnungen die statistischen Eigenschaften komplexer Stichproben (im MZ

10 Zum statistischen Zusammenhang von Fallzahl und Konfidenzintervall siehe u.a. Häder und Häder (2014). Für die statistische Berechnung der Konfidenzintervalle siehe u.a. Kühnel und Krebs (2010).

liegt eine einfach geschichtete Klumpenstichprobe vor) sowie die Endlichkeitsfaktoren von Stichproben aus finiten Populationen zu berücksichtigen (Schimpl-Neimanns 2011). Die Fallzahlen beim SOEP betragen im Durchschnitt der ausgewählten Frauenkohorten ungewichtet 265 und beim MZ 5.324. Es wurden gewichtete Werte berechnet, die jedoch fallzahlkorrigiert sind. Der Standardfehler des Mittelwerts liegt beim SOEP bei 0,0280 und beim MZ bei 0,0056.

Die Verläufe der Kinderlosigkeit von Frauen im Kohortenvergleich von 1960 bis 1971 zeigen einen weitaus gleichmäßigeren Verlauf beim MZ und deutliche Schwankungen beim SOEP. Noch deutlicher zeigt sich der Unterschied, wenn man die Konfidenzintervalle betrachtet (Abb. 4): Der Abstand der Intervallgrenzen zum Mittelwert liegen beim SOEP zwischen 4,6 und 6,4 und beim MZ zwischen 1,0 bis 1,2 Prozentpunkten (vgl. Schupp et al. 1997). Auch die in Abb. 3 gezeigten Differenzen zwischen SOEP und MZ liegen innerhalb des Konfidenzintervalls beim SOEP. Während bei Fallzahlen von 200 eher eine Zusammenlegung von Ausprägungen (bspw. Fünf-Jahres-Kohorten) angebracht ist, ermöglicht der MZ noch über den einzelnen Jahrgang hinausgehende Differenzierungen.

Abbildung 4: Konfidenzintervalle zum Anteil kinderloser Frauen 1960-1971 im Vergleich von SOEP und MZ



Quelle: Datenbasis MZ 2012 und SOEP, eigene Berechnung und Darstellung.

Angesichts dieses Vergleichs von MZ und SOEP ist zu betonen, dass beide Datensätze unterschiedliche Zielsetzungen haben. Ziel des SOEP ist es, eine Datengrundlage für sozial- und wirtschaftswissenschaftliche Analysen, insbesondere lebenslaufbezogenem Verhalten zu schaffen (Krupp 2008). Um derartige Zusammenhänge zu analysieren, sind kleine Konfidenzintervalle bezüglich der Punktprävalenz nicht notwendig, sondern ein Längsschnittsdesign (siehe 3.1). Der Mikrozensus dagegen hat das Ziel, in kurzen und re-

gelmäßigen Abständen detaillierte Daten über die Bevölkerungsstruktur, die wirtschaftliche und soziale Lage der Bevölkerung etc. bereitzustellen und dadurch die Lücke zwischen zwei Volkszählungen zu füllen (Statistisches Bundesamt 2013b). Hierbei entstehen Analysepotenziale für tiefenscharfe Differenzierungen von Sozialstruktur und Zeitverläufen.

3.3 Methodische Aspekte bezüglich Erhebung und Imputationen beim MZ

In diesem Abschnitt werden die Art der Beteiligung an der Erhebung, Antwortverweigerer, Imputation und Jahresüberhänge in Hinblick auf potenzielle Verzerrungen diskutiert (zu stichprobenbedingten Fehlerquellen und Methodik siehe: Statistisches Bundesamt 2013b).

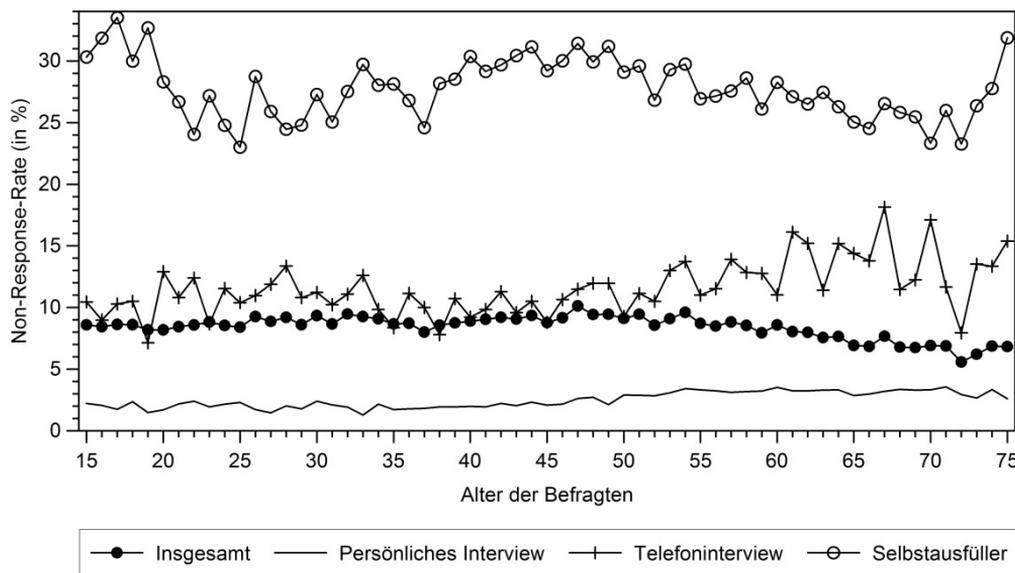
3.3.1 Art der Beteiligung an der Erhebung und unterschiedliche Antwortverweigerungen

Die Art der Erhebung hat einen bedeutsamen Einfluss auf die Beantwortung der Frage zur Geburt von Kindern. Sie lässt sich zweifach differenzieren:

- Ob durch persönliches Interview, Telefoninterview oder Selbstausfüller-Haushalt und
- ob selbst beantwortet, Proxyangabe oder keine Antwort.

Nicht beantwortet wurde die Frage nach geborenen Kindern überwiegend von Selbstausfüller-Haushalten. Bei diesen lag die altersspezifische Non-Response-Rate im MZ 2012 zwischen 23,0% und 32,7%. Im persönlichen Interview variiert dieser Wert zwischen 1,3% und 3,6%. Abbildung 5 verdeutlicht diese großen Unterschiede und auch, dass mit zunehmendem Alter die Antwortverweigerer insgesamt abnehmen. Eine erhöhte Antwortverweigerung am Ende der reproduktiven Phase ist nicht gegeben.

Abbildung 5: Altersspezifische Non-Response-Rate nach der Erhebung im MZ 2012



Quelle: Datenbasis MZ 2012, eigene Berechnung und Darstellung.

Nach Möglichkeit soll jede Person im Alter von 15 Jahren oder älter die Fragen des MZ selbst, gegebenenfalls mit Unterstützung einer weiteren Person, beantworten. Es sind aber auch so genannte Proxy-Interviews zulässig, das heißt ein Haushaltsmitglied darf stellvertretend für andere Haushaltsmitglieder antworten (zur Durchführung siehe: Statistische Ämter des Bundes und der Länder, o.J.). Fremdauskünfte liegen im MZ 2012 für etwa 26% der zu befragenden Personen im Alter von 15 Jahren oder älter vor.

Werden die Angaben zur Geburt eines Kindes nach der Art der Beteiligung an der Erhebung differenziert, zeigen sich erhebliche Unterschiede: Während die Kinderlosigkeit bei Selbstauskunft 26,1% beträgt, sind es bei Proxyangabe 42,7%. Personen, die eine freiwillige Frage nicht beantworten, machen auch bei anderen freiwilligen Fragen von ihrem Verweigerungsrecht Gebrauch. Von den Befragten, für die keine Angaben zur Art der Beteiligung an der Erhebung vorliegen, verweigerten 49,5% auch die Antwort zur Geburt von Kindern.

Welche Verzerrungen könnten diese sehr unterschiedlichen Non-Response-Raten mit unterschiedlichen Kinderlosigkeitsraten verursachen? Bei fehlenden Werten könnte dann eine Unterschätzung vorliegen, wenn kinderlose Frauen die Frage (beispielsweise aus Scham) eher verweigerten (Kreyenfeld et al. 2011: 389). Dann wäre aber auch zu erwarten, dass im Alter um 40 Jahre, wenn sich temporäre Kinderlosigkeit im Lebensverlauf als endgültige herausstellt, die Antwortverweigerung ansteigt, was nicht der Fall ist (Abb. 5). Bei den Proxyangaben wird die Kinderlosigkeit tendenziell überschätzt, da der Auskunftgebende in einigen Fällen nicht von vorhandenen Kindern weiß. Da Proxyangaben in einem engen Zusammenhang mit Merkmalen der Sozialstruktur stehen (Wolf/Lüttinger 2009), ist auch eine Überschätzung in verschiedenen Bevölkerungsteilen gegeben. Bemerkenswert sind die Angaben hinsichtlich kinderloser Frauen, wenn also die Frage zur Geburt von Kindern verneint wurde. Wird nur zwischen der Art der Beteiligung unterschieden, geben 26,1% der Frauen, die selbst Auskunft geben, an, kinderlos zu sein. Liegt eine Fremdauskunft vor, steigt dieser Anteilwert auf 42,7% an. Diese Unterschiede könnten zu systematischen Verzerrungen führen. Erklärungen für den Zusammenhang zwischen Proxyangabe und höherer Kinderlosigkeit könnten die Hintergrundfaktoren Erwerbstätigkeit und Lebensform sein:

- (Vollzeit) erwerbstätige Frauen haben eine höhere Kinderlosigkeit und sind seltener zur Selbstauskunft bereit. Analoges gilt für Selbstausfüller: Dies sind überproportional erwerbstätige Frauen, die für ein persönliches Interview nicht anzutreffen sind.
- Wie genau ein Partner von der Mutterschaft weiß, hängt von der Lebensform ab. Werden nur Paargemeinschaften betrachtet, ist bei verheiratet zusammenlebenden Ehepaaren kein bedeutsamer Unterschied zwischen Selbst- und Fremdauskunft festzustellen (11,2% und 11,6%). Bei allen anderen Formen einer Partnerschaft geben 45,8% der Frauen an, kinderlos zu sein. Gibt der Partner Auskunft, liegt der Anteil kinderloser Frauen bei 54,1%.

Je stärker hier die fehlenden Angaben bei der Imputation reduziert werden können, desto geringer ist der Verzerrungseffekt einer Unterschätzung von Kinderlosigkeit.

3.3.2 Antwortverweigerungen und Imputationen

Da die Beantwortung des MZ verpflichtend ist, stellen Verzerrungen durch Antwortverweigerer kein so großes Problem dar, wie es bei freiwilligen Surveys der Fall ist. Die Unit-Non-Response liegt bei 2,1% (Statistisches Bundesamt 2013b: 7); dies ist ein immenser Vorteil des MZ. Anders sieht es bei der Beantwortung von freiwilligen Fragen aus, wie bei der Frage nach dem „ob“ und der Zahl der Kinder.

Der Anteil der Antwortverweigerer zur Geburtenfrage im MZ 2008 betrug 9,6%¹¹ und 2,2% der zu befragenden Frauen wurde die Frage nicht gestellt, da sie mit dem Fragebogen aus 2007 befragt wurden. In 2012 fällt das Niveau der Antwortverweigerer mit 8,4% geringer aus. Nach den Imputationen reduziert sich der Anteil der Antwortverweigerer im Jahr 2012 von 8,4% auf 3,7%. Die Antwortausfälle können sich strukturverzerrend auswirken, wenn es Hinweise auf systematische Ausfälle gibt. Vergleiche zwischen Frauen im Alter von 15 und 75 Jahren, die keine Angaben zu geborenen Kindern machten, die durch Interviewer befragt wurden bzw. den Fragebogen schriftlich selbst ausfüllten, zeigen auf, dass Frauen in Selbstausfüller-Haushalten

- häufiger ledig sind: Anteil lediger Frauen im persönlichen Interview: 26,2%, im Selbstausfüller-Haushalt: 35,5%;
- über ein höheres Bildungsniveau verfügen: Anteil der zusammengefassten ISCED-97-Stufen 5b, 5a, und 6 im persönlichen Interview: 18,4%, im Selbstausfüller-Haushalt: 28,8% und
- jünger sind: Durchschnittsalter von Frauen im Alter von 15 bis 75 Jahren im persönlichen Interview: 47,6 Jahre, im Selbstausfüller-Haushalt: 43,6 Jahre.

Aufgrund des Vergleichs dieser wenigen Strukturmerkmale wurde seitens des Statistischen Bundesamtes (2009b: 2) angenommen, dass „Frauen, die nicht antworten, (...) mit hoher Wahrscheinlichkeit überdurchschnittlich häufig kinderlos“ sind. Dies entspricht den Überlegungen in 3.3.1.

Zur Korrektur des Non-Response wurde ein zweistufiges Imputationsverfahren eingesetzt. Imputationen sind bei Frauen sinnvoll, bei denen aus vorliegenden Informationen mit einer über 90-prozentigen Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass sie kinderlos sind bzw. sich die Kinderzahl bestimmen lässt. In der ersten Stufe wird die Geburt von Kindern geschätzt und in der zweiten Stufe die Zahl der geborenen Kinder (Statistisches Bundesamt 2009b).

In der ersten Imputationsstufe gelten Frauen mit Kindern im Haushalt als Mütter. Zwar wird im MZ bei den Fragen, ob die Mutter bzw. der Vater im Haushalt lebt, nicht zwischen leiblichen, Pflege-, Stief- und Adoptivkindern als Kinder einer Frau eines Mannes unterschieden, sodass Frauen, die selbst kein Kind geboren haben, fälschlicherweise eine Mutterschaft unterstellt wird. Da aber nur bei 0,6% der Frauen, die angeben kein Kind geboren zu haben, Kinder leben, wurde der Fehler toleriert. Für Frauen ohne im

11 Im Gegensatz zum Methodenbericht zur Imputation von Werten bei fehlenden Angaben zur Mutterschaft (Statistisches Bundesamt 2009b) werden hier nicht die Anteilwerte insgesamt genannt, sondern die Angaben beziehen sich nur auf Frauen, die mit dem Frageprogramm des MZ 2008 bzw. des MZ 2012 befragt wurden. Dies gilt auch für alle weiteren Angaben in diesem Abschnitt.

Haushalt lebende Kinder wurde die Wahrscheinlichkeit einer Kinderlosigkeit unter Berücksichtigung der Merkmale Alter, Familienstand und Bildungsniveau geschätzt.

In der zweiten Stufe der Imputation wird die Zahl der geborenen Kinder geschätzt. Auch hier wurde ein Wahrscheinlichkeitsmodell entworfen, das auf den Daten der Befragten mit Angaben zu Zahl geborener Kinder beruht. Ausgangsbasis sind Frauen, deren Zahl geborener Kinder mit der Zahl der im Haushalt lebenden Kinder übereinstimmt. Aus der Kombination von Bildungsniveau, Gebietsstand und Altersgruppen der Frauen wurde dann die Zahl der im Haushalt lebenden Kinder der Frau als Zahl geborener Kinder zugewiesen. Bei der Kinderzahl ist die Imputation jedoch weniger effektiv als bei der Frage, ob eine Frau Kinder hat. Auch weil einige Frauen die Frage des „ob“, jedoch nicht die nach dem „wie viel“ beantwortet haben, sind die Werte zur Kinderlosigkeit exakter als die zur durchschnittlichen Kinderzahl.

Tabelle 2 gibt einen Überblick zu den Anteilwerten, differenziert nach Art der Beteiligung an der Erhebung und Art der Erhebung zur Frage der geborenen Kinder vor und nach der Imputation. Eine nennenswerte Abweichung nach der Imputation zwischen den Frauen insgesamt und den Frauen, die nicht dem Jahresüberhang angehören, ist nur bei den Selbstausfüller-Haushalten gegeben – die noch mit dem Fragebogen 2011 befragt wurden.

Tabelle 2: Angaben zur Geburt von Kindern vor und nach Imputation, differenziert nach Art der Beteiligung an der Erhebung und Art der Erhebung

Art der Beteiligung an der Erhebung	Kind(er) geboren							
	N	Ja	Nein	k. A.	N	Ja	Nein	k. A.
----- Art der Erhebung	Fallzahl				Prozent			
Vor Imputation: EF60 (mit Fragebogen aus 2012 befragt)								
Selbstauskunft	184.859	127.312	48.218	9.329	100	68,9	26,1	5,0
Proxyangabe	59.156	30.277	25.248	3.631	100	51,2	42,7	6,1
Keine Angabe	18.598	5.416	3.978	9.204	100	29,1	21,4	49,5
Persönliches Interview	186.921	127.344	54.738	4.839	100	68,1	29,3	2,6
Telefoninterview	23.349	13.093	7.569	2.687	100	56,1	32,4	11,5
Selbstausfüller-Haushalt	52.343	22.568	15.137	14.638	100	43,1	28,9	28,0
Insgesamt	262.613	163.005	77.444	22.164	100	62,1	29,5	8,4
Nach Imputation: EF618 (insgesamt)								
Selbstauskunft	187.341	130.377	51.048	5.916	100	69,6	27,3	3,2
Proxyangabe	59.778	31.495	26.597	1.686	100	52,7	44,5	2,8
Keine Angabe	19.936	9.446	7.143	3.347	100	47,4	35,8	16,8
Persönliches Interview	186.921	128.344	55.719	2.858	100	68,7	29,8	1,5
Telefoninterview	23.435	13.853	8.283	1.299	100	59,1	35,3	5,5
Selbstausfüller-Haushalt	56.699	29.121	20.786	6.792	100	51,4	36,7	12,0
Insgesamt	267.055	171.318	84.788	10.949	100	64,2	31,8	4,1

Quelle: MZ 2012, eigene Berechnung.

Anmerkungen: k.A. = keine Angabe. Die Angaben zu der Frage zur Geburt von Kindern vor Imputation bezieht sich auf Frauen im Alter von 15 bis 75 Jahren, die mit dem Frageprogramm des MZ 2012 befragt wurden, die Angaben nach Imputation auf die Frauen im Alter von 15 bis 75 Jahren insgesamt.

Durch die Imputationen werden die Daten zwar nicht inhaltlich verändert, da sie auf Nebenbedingungen beruhen, die durch die anderen Ergebnisse gespeist sind. Grundsätzlich erhöht sich jedoch die Fallzahl und es reduziert sich die Black Box der Ungewissheit über Befragte, deren Kinderzahl unbekannt ist. Dadurch ist die potenzielle Verzerrung geringer. Wichtiger ist jedoch, dass die Unterschätzung der Kinderlosigkeit korrigiert wird, die unserer Hypothese nach mit der Erwerbstätigkeit der Frauen verbunden ist. Dies betrifft bei der Beteiligung die Proxyangabe und bei Selbstausfüller-Haushalten: Tabelle 2 zeigt, wie deren fehlenden Werte zur Frage, ob Kinder geboren sind, überproportional durch die Imputation reduziert wurden. Entsprechend hat sich die Kinderlosigkeit aller Frauenjahrgänge zusammen von 29,5% auf 31,8% erhöht. Nach der Imputation liegt die Kinderlosigkeit bei Proxyangabe mit 44,5% und bei Selbstausfüllerhaushalten mit 36,7% immer noch deutlich über dem Durchschnitt. Allerdings sind die fehlenden Werte bei Proxyangaben sogar unter der Selbstauskunft und auch bei Selbstausfüllern von 28% auf 12% reduziert. Folglich konnte ein erheblicher Teil der Verzerrung durch die Imputation reduziert werden, wobei eine geringe tendenzielle Unterschätzung der Kinderlosigkeit noch bleibt.

3.3.3 Verbesserungen der Befragung beim MZ 2012 im Vergleich zum MZ 2008

Aufgrund des relativ hohen Anteil von 9,6% Antwortverweigerinnen zur Frage nach geborenen Kindern¹² und der mehrheitlich geäußerten Kritik über die Platzierung der Fragen zu den geborenen Kindern am Ende des Fragebogens im MZ 2008 (Kreyenfeld/Konietzka 2013, Stock et al. 2012: 447), wurden die Fragen im MZ 2012 in den Familienkontext zu Beginn des Fragebogens eingebettet. In der Gesamtbetrachtung ist zwar eine Verbesserung der Non-Response-Rate um 1,2 Prozentpunkte festzustellen, die Verbesserung fiel aber geringer aus als erhofft (Tab. 3).

Tabelle 3: Non-Response-Rate zur Frage nach geborenen Kindern in MZ 2008 und 2012

Art der Erhebung	Non-Response-Rate (in %)	
	MZ 2008	MZ 2012
Persönliches Interview	1,3	2,6
Telefoninterview	15,6	11,5
Selbstausfüller-Haushalte	43,1	28,0
Insgesamt	9,6	8,4

Quelle: MZ 2008 und MZ 2012, eigene Berechnung.

Allerdings führte in den Bereichen der Telefoninterviews und insbesondere der Selbstausfüller-Haushalte die Einbettung der Fragen in den Familienkontext zu einer deutlichen Verbesserung in der Beantwortung der Frage zu den geborenen Kindern. Die Non-Response-Rate reduzierte sich bei den Telefoninterviews um 4,1 Prozentpunkte und bei den Selbstausfüller-Haushalten sogar um 15,1 Prozentpunkte. Dadurch hat sich die potenzielle Verzerrung durch die höhere Kinderlosigkeit dieser Gruppen reduziert.

12 Die Non-Response-Rate bezieht sich auf die Frauen im Alter von 15 bis 75 Jahren, die mit dem Frageprogramm des MZ 2012 befragt wurden. Auch alle weiteren Non-Response-Raten in diesem Abschnitt beziehen sich auf die Frauen im Alter von 15 bis 75 Jahren, die mit dem Frageprogramm des MZ 2012 befragt wurden.

Insgesamt ist die Verzerrung durch Antwortverweigerer als relativ gering einzuschätzen. Denn durch die Antwortpflicht des MZ sind Verzerrungen bei der Generierung von befragten Personen sehr gering – ein großer Vorteil gegenüber sozialwissenschaftlichen Erhebungen. Auch ist die Zahl der Antwortverweigerer auf diese freiwillige Frage im MZ 2012 gesunken, und durch Imputationen kann der Anteil der Antwortverweigerer auf 3,7% reduziert werden.

3.3.4 Problematik der Jahresüberhänge

Jahresüberhänge stellen dann ein Problem dar, wenn sie noch mit dem Fragebogen aus dem Vorjahr befragt wurden. In den Publikationen des Statistischen Bundesamtes (u.a. 2009a, 2009b, 2013a) werden Jahresüberhänge kaum thematisiert. Bis zum Jahr 2004 wurde der MZ mit einer festen Berichtswoche erhoben, die in der Regel in der letzten feiertagsfreien Woche im April lag. Seit 2005 erfolgte eine Umstellung auf ein unterjähriges, kontinuierliches Erhebungsverfahren, das eine gleichmäßige Verteilung der Berichtswochen über das gesamte Jahr beinhaltet. Die Befragung auskunftspflichtiger Haushalte kann aber nicht stets an den, gemäß Auswahlplan, festgelegten Befragungsterminen eingehalten werden, sodass es zu zeitlichen Verschiebungen in einen späteren Referenzzeitraum kommt. Liegt dieser im Folgejahr und die Antworten werden im Folgejahr berücksichtigt, liegt ein so genannter Jahresüberhang vor. Solche Verschiebungen wirken sich unmittelbar auf die Fragen der im vierjährigen Turnus wechselnden Zusatzprogramme – wie der Geburtenfrage – aus, wenn die Auskunft aus einem Selbstausfüller-Haushalt vorliegt. Wird der Fragebogen im Dezember eines Jahres versandt und der auskunftspflichtige Haushalt sendet diesen Mitte Januar oder später an das zuständige Statistische Landesamt zurück, werden die Antworten im aktuellen Jahr berücksichtigt. Erhebungsbedingt liegen für diese Selbstausfüller-Haushalte keine Angaben zu dem im aktuellen Jahr eingesetzten Zusatzprogramm vor. Im Datenfile des MZ werden solche Fälle als Item-Non-Response gekennzeichnet. Analysen zu Antwortverweigerungen müssen diesen Aspekt stets berücksichtigen, da Personen keine Antworten verweigern können, wenn sie die Frage nicht gestellt bekommen haben. Im Methodenbericht zur Imputation von Werten (Statistisches Bundesamt 2009b) wird beispielsweise diese Differenzierung nicht vorgenommen und von einer Non-Response-Rate von rund 12% berichtet. Wird die Non-Response-Rate nur auf die Frauen bezogen, die mit dem Frageprogramm 2012 befragt wurden, reduziert sich die Zahl der Antwortverweigerer um knapp 2 Prozentpunkte: 2008 von 11,57 auf 9,71% und 2012 von 10,08 auf 8,44%.

Seitens der Wissenschaft werden die Jahresüberhänge zu den Fragen, ob und wie viele Kinder geboren wurden, generell mit einbezogen. Dies ist, bezogen auf die Geburt von Kindern, unproblematisch, da Jahresüberhänge in den Daten des MZ als fehlende Angaben kodiert werden und diese im Nachgang soweit möglich imputiert werden.

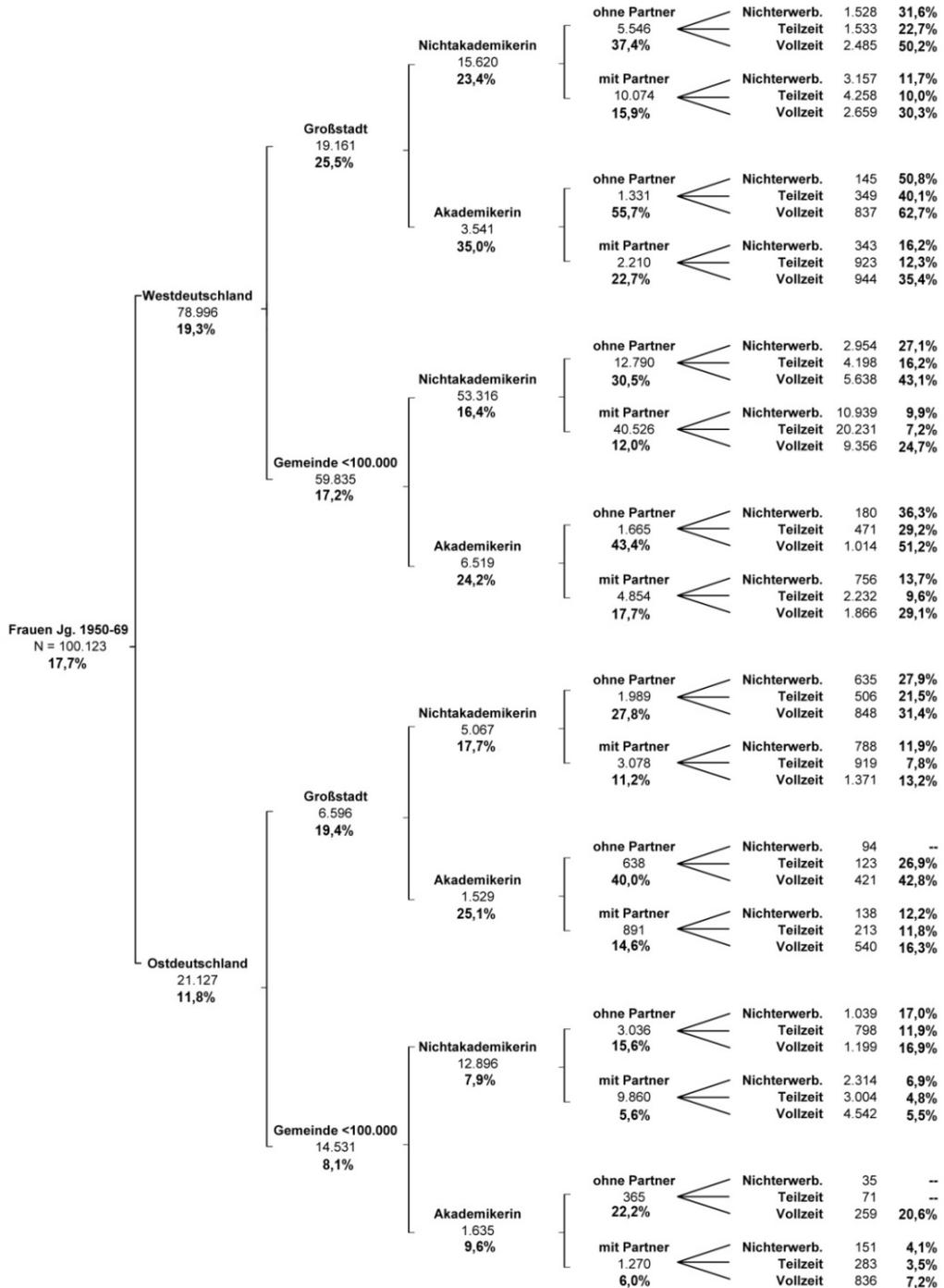
4. Drei Beispiele einer differenzierten Erfassung von Sozialstruktur, Paritäten und Zeitverläufen

Das Potenzial der hohen Fallzahlen des MZ macht eine Differenzierung nach verschiedenen soziodemografischen und sozioökonomischen Gruppen, nach Paritäten und nach einzelnen Jahrgängen möglich. So lassen sich detaillierte Entwicklungen und Strukturen identifizieren. Durch die Verfügbarkeit von Daten seit 1973 ist es möglich, Strukturveränderungen über mehr als vier Jahrzehnte zu analysieren und Trenddatenanalysen durchzuführen (vgl. Schimpl-Neimanns 2011: 37). Lengerer et al. (2007: 187) verweisen darauf, dass der Mikrozensus eine Mehrzweckstichprobe ist, die zwar nicht spezifisch für familienwissenschaftliche Fragestellungen entwickelt wurde, aber dennoch ein beträchtliches Potenzial für familiensoziologische und demografische Analysen besitzt. Diese Potenziale können anhand von deskriptiven statistischen Methoden, aber auch anhand von strukturprüfenden Verfahren wie linearen oder logistischen Regressionen gehoben werden – Voraussetzung ist ein entsprechendes Forschungsdesign. Im Folgenden werden Beispiele dafür anhand der drei vorne genannten Dimensionen gezeigt: Kinderlosigkeit nach sozialstruktureller Differenzierung anhand einer Dendrogrammanalyse (4.1), paritätsspezifische Differenzierung in Kombination mit Bildungsgruppen (4.2) und kohortenspezifische Entwicklung des Erstgebäralters nach Bildungsgruppen (4.3).

4.1 Sozialstrukturelle Differenzierung: Kinderlosigkeit nach verschiedenen Merkmalskombinationen

Im Folgenden werden die Möglichkeiten eines Dendrogrammes am Beispiel der Kinderlosigkeit für verschiedene Merkmalskombinationen dargestellt. Die Differenzierung bis zur fünften Ebene ermöglicht für die Kombination von vier dichotomen Gruppen West-/Ostdeutschland, Großstadt/Gemeinde mit unter 100.000 Einwohnern, Nicht-/Akademikerinnen, mit/ohne Partner im Haushalt sowie der Differenzierung zwischen Nicht-, Teilzeit- und Vollzeiterwerbstätigen 48 verschiedene Subgruppen. Die Reihenfolge der Aufteilung berücksichtigt, dass die ersten Merkmale stabiler sind und eher Hinweise auf die Ursachen von Kinderlosigkeit geben, während Partnerschaftsstatus und Arbeitszeit auch als Folgen von Mutterschaft bzw. endgültiger Kinderlosigkeit interpretiert werden können. Abbildung 6 zeigt ein Dendrogramm, das die subgruppenspezifische Kinderlosigkeit und die Fallzahlen zeigt.

Abbildung 6: Dendrogramm von Kinderlosigkeit nach Untergruppen



Quelle: Eigene Berechnung und Darstellung basierend auf MZ 2012.

Anmerkungen: Unterhalb der Kategorien stehen die Fallzahlen, darunter die gewichtete Kinderlosenquote. Der Gewichtungsfaktor basiert auf der Fortschreibung der Bevölkerungsstatistik (Stand Juni 2015). „Nichterwerb.“ umfasst die nichterwerbstätigen und arbeitslosen Frauen. „Ohne Partner“ bedeutet ohne Partner im Haushalt. Bei $N < 100$ sind keine Werte angegeben.

Die Kinderlosenquote von 17,7% aller Frauen der Jahrgänge 1950-69 teilt sich auf 19,3% in West- und 11,8% in Ostdeutschland auf. Wie sieht die Verästelung bei Gruppen mit niedriger Kinderlosigkeit aus? Der Anteil von 11,8% in Ostdeutschland variiert weniger nach Bildung, aber erheblich im regionalen Vergleich: In Großstädten ist sie mit 19,4% mehr als doppelt so hoch wie in kleineren Städten oder ländlichen Kreisen mit 8,1%. Mit Partner liegt die Kinderlosigkeit bei ostdeutschen Nichtakademikerinnen in weniger urbanen Gemeinden bei 5,6%. Ohne Partner liegt sie bei Akademikerinnen in Großstädten bei 55,7%, wenn sie Vollzeit arbeiten sogar bei 62,7%. Im Unterschied zu Westdeutschland sind die Unterschiede nach der Arbeitszeit in Ostdeutschland gering, bei Teilzeit liegt die Kinderlosigkeit bei 4,8%, bei Vollzeit 5,5%. Am niedrigsten ist die Kinderlosigkeit mit 3,5% bei ostdeutschen Akademikerinnen, die mit Partner in weniger urbanen Gemeinden leben und in Teilzeit arbeiten. Die niedrigste Kinderlosigkeit in Westdeutschland mit 7,2% haben Nichtakademikerinnen in weniger urbanen Gemeinden mit Partner, die in Teilzeit arbeiten. Bemerkenswert ist, dass dies die mit Abstand größte von allen 48 Gruppen der fünften Subebene ist, sie macht mehr als 20% aller Frauen aus.

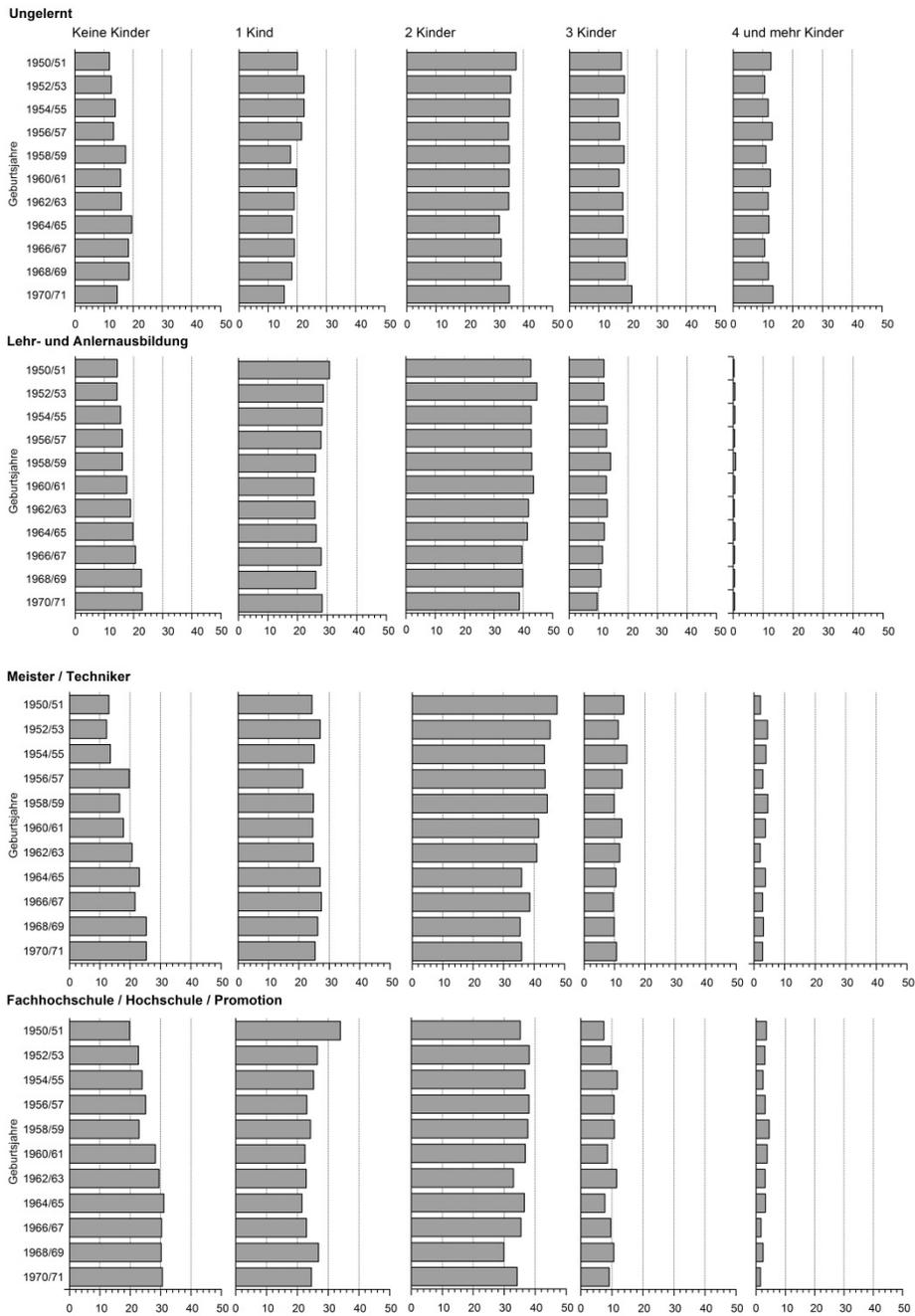
Auf einige Schwächen sei hingewiesen: In der Dendrogrammanalyse wurden veränderungsresistente und fluide Zustandsdaten kombiniert. Beispielsweise sind Ost/West und Bildung relativ stabile Merkmale, während Partnerschaft/-losigkeit relativ fluide ist. Zudem bleibt die Kausalitätsfrage offen: Haben Frauen in Großstädten weniger Kinder wegen eines urbanen Effektes oder aufgrund von Binnenmobilität kinderloser Frauen in Städte? Oder sind Vollzeit arbeitende Frauen häufiger kinderlos, weil sie in der Vergangenheit berufsorientierter waren, oder arbeiten Frauen, die kinderlos geblieben sind, einfach mehr? Für diese Fragen sind Ereignisanalysen anhand von Paneldaten wie SOEP, pairfam oder GGS unabdingbar und die Grenzen des MZ offensichtlich.

Die Subgruppenanalyse auch in hier nicht gezeigten Varianten verdeutlicht, dass die Effekte dieser fünf Merkmale sich erheblich ergänzen und in jeder Subgruppe nachweisbar sind. Es gibt keine Fallkombination, bei der die Effekte von Vollzeit, Partnerlosigkeit, hoher Bildung, Großstadt oder Westdeutschland *nicht* jeweils die Kinderlosigkeit erhöhen.

4.2 Paritätsspezifische Differenzierung nach Kohorten und beruflicher Bildung

In diesem Beispiel wird gezeigt, wie sich die Dimensionen Paritäten, Sozialstruktur und Jahrgänge kombinieren lassen. Diese weitgliedrige Strukturierung der MZ-Daten differenziert Frauen nach Geburtsjahrgängen, der Kinderzahl und der beruflichen Bildung (Abb. 7). Dabei wird zwischen elf Geburtsjahrganggruppen, fünf Paritäten und vier beruflichen Bildungsabschlüssen unterschieden. Ergebnis ist eine spezifische Sicht auf den Wandel der Fertilitätsmuster in Abhängigkeit von der Bildung.

Abbildung 7: Anteil Frauen nach Zahl der geborenen Kinder, Geburtsjahrgang und beruflicher Bildung in Deutschland



Quelle: Eigene Berechnung und Darstellung basierend auf MZ 2012.

Die Paritätsverteilungen der Geburtsjahrgänge 1950/51 bis 1968/69 zeigen Konstanz und Wandel. Gemeinsam für alle beruflichen Bildungsabschlüsse ist erstens, dass die Frauen am häufigsten zwei Kinder zur Welt gebracht haben. Die Anteile schwanken um 40%. Sie sind bei den Frauen mit einer Lehr- und Anlernausbildung¹³ und den Meisterinnen und Technikerinnen etwas höher als bei Ungelernten und den Frauen mit einem Fachhochschul- oder Hochschulabschluss bzw. einer Promotion. Zweitens ist bei allen Bildungsstufen die Kinderlosigkeit in den Jahrgängen 1968/69 höher als in den Jahrgängen 1950/51. Die Kinderlosigkeit steigt mit jeder Bildungsstufe an. Mit ca. 30% weisen die hochgebildeten Frauen der Geburtsjahrgänge 1964/65 die höchsten Kinderlosenanteile auf, seitdem ist hier der Anstieg der Kinderlosigkeit gestoppt (vgl. Bujard 2012; Statistisches Bundesamt 2013a). Bedeutsam ist, dass in allen beruflichen Bildungsstufen der Anstieg der Kinderlosigkeit aufgehört bzw. sich deutlich verlangsamt hat. Drittens ist Kinderreichtum mit Ausnahme der Frauen ohne Berufsabschluss selten geworden. Hier sind die Frauen des Jahrgangs 1968/69 zu über 30% kinderreich. Es zeichnet sich sogar ein Wiederanstiegstrend ab.

Trotz des Wandels in den Paritätsmustern sind typische bildungsspezifische Unterschiede erhalten geblieben. Frauen ohne Abschluss sind seltener kinderlos und haben weniger ein oder zwei Kinder, dagegen sind die Anteile der Frauen mit drei oder vier Kindern höher als in den anderen beruflichen Bildungsgruppen. Die Anteile der Frauen mit nur einem Kind sind in dieser Gruppe am niedrigsten. Frauen, die promoviert sind oder eine Fachhochschule oder Hochschule absolviert haben, waren schon immer häufiger kinderlos und sind dies auch geblieben. Frauen, die über eine Lehr- oder Anlernausbildung verfügen oder Meister oder Techniker sind, weisen ähnliche Paritätsverteilungen auf, die zwischen den Mustern der Niedrig- bzw. Hochqualifizierten rangieren. Die Bildungsgradienten sind unterschiedlich: Bei der Kinderlosigkeit ist er linear, bei den Frauen mit vier oder mehr Kindern u-förmig.

Es ist generell beachtenswert, wie stabil die Fertilitätsmuster über elf Jahrganggruppen geblieben sind und sich Spezifika erhalten haben. Dies ist im Kontext der Diskussion um das zukünftige Fertilitätsniveau in Deutschland bedeutsam. Voraussetzung für einen nachhaltigen Fertilitätsanstieg ist ein Wandel in den Paritätsstrukturen, getragen von einem Rückgang bei der Parität 0 und Zuwächsen bei den Paritäten 2 und 3. Ein solcher Wandel hat noch nicht grundsätzlich eingesetzt, ist aber in Ansätzen zu erkennen. In der Gruppe der Ungelernten sind ein Rückgang der Kinderlosigkeit und ein Anstieg bei den Anteilen dritter sowie vierter und weiterer Kinder zu erkennen. Generell scheint der Anstieg der Kinderlosigkeit in allen beruflichen Ausbildungsgruppen gestoppt zu sein. Diese Erkenntnis ist vor allem bei den Hochqualifizierten, die maßgeblich zum hohen Niveau der Kinderlosigkeit in Deutschland beitragen, von Bedeutung.

13 Die Zusammenfassung von Lehr- und Anlernausbildung ist nicht unproblematisch, da letztere nach dem Berufsbildungsgesetz von 1969 nicht als berufsqualifizierender Abschluss gilt. Da weder eine Ausklammerung dieser Gruppe noch eine andere Zuordnung als sinnvoll erscheint, wurde diese Klassifizierung vorgenommen. Der Anteil der Frauen mit Anlernausbildung beträgt nur 1,2% dieser zusammengefassten Gruppe.

4.3 *Zeitliche Differenzierung im Kohortenverlauf: Entwicklung des Erstgebäralters nach Bildungsgruppen*

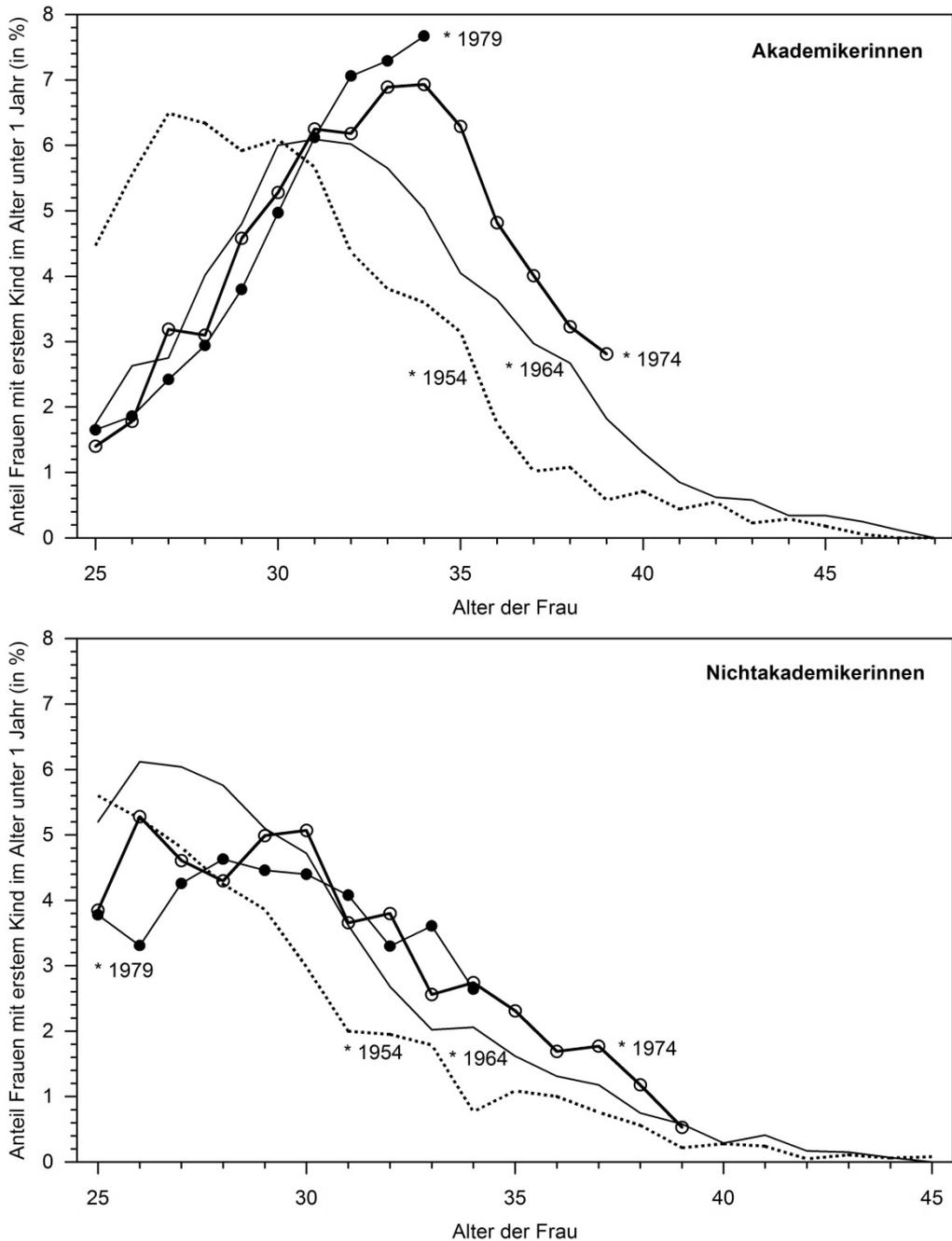
Das dritte Beispiel zeigt, wie auf Basis sämtlicher bisheriger 39 Mikrozensen der Jahre 1972-2013¹⁴ Entwicklungsprozesse einzelner Kohorten differenziert nach den jeweiligen Altersjahren der Frauen abgebildet werden können. Auf Basis der MZ 1972-2013 und der Informationen zu Frauen mit unter einjährigen Kindern im Haushalt wird im Folgenden das Alter der Erstgebärenden in Westdeutschland analysiert. Dies wird für alle Altersjahre von 18 bis 49 für die Kohorten 1954, 1964, 1974 und 1979 differenziert nach Akademikerinnen und Nichtakademikerinnen vorgenommen. Da nach dem 44. Geburtstag fast keine Erstgeburten stattfinden und die bildungsspezifischen Werte vor dem Alter 25 nicht sinnvoll interpretierbar sind, werden die Erstgeburten für die Altersgruppe 25-45 gezeigt (Abb. 8). Während die Fallzahlen bei den Nichtakademikerinnen etwa zwischen 3.000 und 5.000 pro Geburtsjahr der Frau und Alter liegen (also pro Punkt der Abbildung), sind sie bei Akademikerinnen meistens in der Spanne von etwa 200-600. Daher wurden die Werte für Akademikerinnen durch den Drei-Jahres-Durchschnitt geglättet.

Die Verläufe verdeutlichen den Anstieg des Alters bei der Erstgeburt durch die Verschiebung der Kurven nach rechts. Die zunehmende Zahl an Erstgeburten nach dem 30. Geburtstag kompensiert früher aufgeschobene Geburten, jedoch zeigt die Analyse auch, dass sich ab Mitte 30 der Recuperationprozess aufgrund biologischer Grenzen abschwächt (vgl. Pötzsch 2013). Bei Akademikerinnen zeigt sich die Komprimierung der Geburten in der Rushhour der Lebensentscheidungen darin, dass der Anteil von Erstgeburten bis zu 7,7% in einem Altersjahr ausmacht (34-Jährige der 1979er Kohorte). Im Vergleich: Der höchste Anteil dieser Kohorte bei den Nichtakademikerinnen liegt bei 4,6% im Alter von 28 Jahren.

Bemerkenswert ist der sprunghafte Anstieg der Erstgeburten bei Akademikerinnen im Alter von 33-39 Jahren, insbesondere in den jüngeren Kohorten. Hier findet – spät im Lebensverlauf – ein intensiver Prozess nachholender Geburten statt. Der Sprung bei der Kohorte 1974 mit 33 und 34 Jahren entspricht den Jahren 2007 und 2008. Da das Elterngeld zu Beginn 2007 eingeführt wurde, könnte dies mit dem Befund von Bujard und Passet (2013) zusammenhängen, wonach das Elterngeld bei den Akademikerinnen einen Effekt aufgewiesen hat. Der Vergleich des Erstgebäralters nach Bildung, der nur mit dem MZ möglich ist, verdeutlicht, wie unterschiedlich die Verläufe im Lebensverlauf zwischen Akademikerinnen und den anderen Frauen sind.

14 Für 1975, 1983 und 1984 liegen keine MZ vor. Fehlende Werte wurden durch die Abgrenzung von Kindern zwischen ein und zwei Jahren des folgenden MZ vorgenommen.

Abbildung 8: Anteil von Erstgeburten nach Bildungsabschluss und Alter für die Geburtsjahre 1954-1979 in Westdeutschland



Quelle: Datenbasis MZ 1972-2013, eigene Berechnung und Darstellung.

5. Zusammenfassung und Diskussion

Der Beitrag diskutiert die Stärken und Limitationen des MZ anhand mehrerer empirischer Beispiele zu demografischen Fragestellungen. Aufgrund der hohen Fallzahlen – 680.563 Personen am Hauptwohnsitz im MZ 2012 – und dem verpflichtenden Charakter der Befragung sind die Potenziale für demografische und familiensoziologische Fragestellungen enorm. Anhand von Konfidenzintervallen im Vergleich von MZ und SOEP wurde die Präzision von gruppenspezifischen Häufigkeiten systematisch diskutiert. Die hier gezeigten Analysen gelten grundsätzlich für alle MZ und für verschiedene Fragestellungen. Bezüglich demografischer Fragen wie der Kinderlosigkeit gelten sie insbesondere für die MZ 2008 und 2012 mit der Geburtenfrage.

Diese Analysepotenziale lassen sich durch Forschungsdesigns heben, die die Stichprobengröße nutzen, indem sie Verteilungen und Verläufe der drei Dimensionen Sozialstruktur, Paritäten und Zeit tiefenscharf sichtbar machen. Dies wird durch drei Beispiele demonstriert:

- Differenzierungen der Sozialstruktur: Anhand von Dendrogrammanalysen wurde für Frauen der Kohorten 1950-69 die Kinderlosigkeitsrate nach fünf Ebenen und 48 Subgruppen differenziert. In diesen liegen die Kinderlosigkeitsraten zwischen 3,5% und 62,7%.
- Differenzierungen nach Paritäten: Die kombinierte Darstellung von Paritäten, Jahrgängen und beruflicher Bildung verdeutlicht, dass die Kinderlosigkeit bei allen Bildungsgruppen außer den Akademikerinnen ansteigt und der Anteil kinderreicher Frauen konstant verläuft.
- Differenzierungen nach Zeit bzw. Frauenjahrgängen: Die dazu gezeigten Analysen kombinieren Kohorten und Altersjahre basierend auf den 39 Mikrozensus zwischen 1972 und 2013. Sie zeigen im Kohortenvergleich, wie sehr das Erstgebäralter bei Akademikerinnen ansteigt.

Der MZ hat in mehrerer Hinsicht völlig andere Charakteristika im Vergleich zu anderen sozialwissenschaftlichen Datensätzen wie SOEP, NEPS, pairfam, AID:A, FiD oder GGS. Er hat ihnen gegenüber den Nachteil, dass er mit der Geburtenfrage kein Paneldesign hat und dadurch Methoden wie Ereignisanalysen und entsprechende Kausalitätsbefunde nicht möglich sind. Andererseits hat er den Vorteil, dass die Fallzahlen im Querschnitt 32-fach höher sind als beim SOEP, 50-fach höher als bei pairfam und 161-fach höher als beim GGS der zweiten Welle. Der Vergleich von gruppenspezifischen Werten zur Kinderlosigkeit zwischen SOEP und MZ hat gezeigt, dass die Werte dann nur weniger als einen Prozentpunkt auseinander liegen, wenn die Fallzahl der Gruppe auch im SOEP über 1000 liegt. Bei $N < 500$ im SOEP waren Differenzen von mehreren Prozentpunkten zu finden.

Diese Präzisionsunterschiede wurden anhand von Konfidenzintervallen belegt: Werte zur Kinderlosigkeit der einzelnen Jahrgänge 1960-1971 haben im MZ 95%-ige Konfidenzintervalle von 1,1 Prozentpunkten nach oben und unten, während die Schwankung beim SOEP das Fünffache beträgt. Durch das hohe N im MZ lassen sich demografische Strukturen und Prozesse in einer Differenziertheit analysieren, die mit anderen Datensätzen (Zensus 2011 ausgenommen) nicht möglich sind. Stärken und Schwächen von MZ und den genannten Panels sind daher komplementär und die sozialwissenschaftliche For-

schung profitiert, wenn beide Informationsquellen mit entsprechenden Forschungsdesigns und Methoden ausgeschöpft werden.

Die Grenzen des MZ liegen v.a. im Querschnittsdesign und darin, dass Fertilitätsdaten zu Männern, zu Binnenmobilität und zu bilokalen Paarbeziehungen nicht vorliegen. Insbesondere eine Erhebung der leiblichen Kinder von Männern auf freiwilliger Basis wäre eine bedeutende Weiterentwicklung des MZ (vgl. Stock et al. 2012). Denn der Forschungsstand zu Kinderlosigkeit und CTFR von Männern ist noch geringer als bei den Frauen vor den MZ 2008 und 2012, da die Informationen zu den Kindern im Haushalt bei den Männern kaum sinnvolle Schätzmodelle erlauben, denn es gibt weitaus mehr Väter als Mütter, die nicht mit ihren Kindern im Haushalt leben.

Einige methodische Herausforderungen wurden diskutiert: Das Problem der Jahresüberhänge lässt sich durch Imputationen lösen. Da die Antwort auf die Geburtenfrage freiwillig ist, sind die Antwortverweigerer eine potenzielle Quelle von Verzerrungen. Es wird gezeigt, dass die Art der Erhebung einen immensen Einfluss auf die Beantwortung der Geburtenfrage hat: Hier sind Verzerrungen durch eine Unterschätzung der Kinderzahl möglich, wenn Fremdauskunft oder Selbstausfüller vorliegt, da bei beidem die Kinderlosigkeit und die Non-Response-Rate höher sind. Diese Verzerrung wurde durch die Imputation deutlich reduziert. Die gesamte Non-Response-Rate liegt bei 8,4% und nach den hier diskutierten Imputationen bei 3,7%. Gegenüber dem MZ 2008 ist aber die Verlässlichkeit im MZ 2012 noch weiter gestiegen, aus Lerneffekten und da die Geburtenfrage im Fragebogen in einem passenderen Kontext platziert wurde.

Zweifellos haben die MZ 2008 und 2012 erstmals in Deutschland verlässliche Daten zur Kinderlosigkeit und zur bildungsspezifischen Kohortenfertilität zur Verfügung gestellt, die auch einschlägig publiziert worden sind (Kreyenfeld/Konietzka 2013; Statistisches Bundesamt 2009a; 2013a). Hervorzuheben ist, dass das 1996 eingeführte Konzept der Lebensformen mit den Angaben zur Geburtenfolge der Kinder unteretzt werden kann, so dass besondere Rückschlüsse auf das generative Verhalten von verheirateten Paaren, nichtehelichen Lebensgemeinschaften oder Alleinlebenden gezogen werden können.

Allerdings sind einige der Anwendungsmöglichkeiten noch nicht genutzt worden. Abgesehen von logistischen Regressionen, die beim MZ auch für sehr spezialisierte Fragestellungen möglich sind (Bujard *in diesem Band*; Naderi *in diesem Band*; siehe auch: Kreyenfeld et al. 2009), lassen sich anhand deskriptiver statistischer Methoden weitreichende Differenzierungen der drei Dimensionen Sozialstruktur, Paritäten und Zeit – und ihrer Kombination – generieren. Für die Sozialwissenschaft ergibt sich durch den MZ ein großer Fundus an demografischen und sozialstrukturellen Analysemöglichkeiten. Allerdings benötigt man adäquate Forschungsdesigns und eine angemessene Interpretation der Querschnittsdaten.

Danksagung

Wir danken Samira Beringer, Evelyn Grünheid, Detlev Lück, Robert Naderi, Norbert F. Schneider, Stine Waibel sowie zwei anonymen Gutachter(inne)n für wertvolle Anmerkungen.

Literatur

- Birg, H. (2003). *Die demographische Zeitenwende*. München: Beck.
- Birg, H. & Flöthmann E.-J. (1996). *Entwicklung der Familienstrukturen und ihre Auswirkungen auf die Belastungs- bzw. Transferquotienten zwischen den Generationen*. Bielefeld: Institut für Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik der Universität Bielefeld (IBS).
- Bujard, M. (2012). *Talsole bei Akademikerinnen durchschritten? Kinderzahl und Kinderlosigkeit in Deutschland nach Bildungs- und Berufsgruppen*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB Working Paper 4/2012).
- Bujard, M. & Passet, J. (2013). Wirkungen des Elterngelds auf Einkommen und Fertilität. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research* 25, 2, S. 212-237.
- Deutscher Bundestag (2007). *Entwurf eines Gesetzes zur Änderung des Mikrozensusgesetzes 2005 und des Bevölkerungsstatistikgesetzes*. Berlin: Drucksache 16/5239.
- DIW & SOEP (Hrsg.) (2011). *Documentation PGEN. Person-related status and generated variables*. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung/Sozio-oekonomisches Panel.
- DIW & SOEP (Hrsg.) (2013). *SOEP 2012 – Methodenbericht zum Befragungsjahr 2012 (Welle 29)*. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung/Sozio-oekonomisches Panel (SOEP Survey Papers, 144).
- Dorbritz, J. & Ruckdeschel, K. (2013). Kinderlosigkeit – differenzierte Analysen und europäische Vergleiche. In: Kreyenfeld, M. & Konietzka, D. (Hrsg.), *Ein Leben ohne Kinder*. Wiesbaden: Springer VS, S. 253-278.
- Dreschmitt, K. & Naderi, R. (2015). *Sozialwissenschaftliche Daten zur Erforschung von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB Working Paper 04/2015).
- Duschek, K. & Wirth, H. (2005). Kinderlosigkeit von Frauen im Spiegel des Mikrozensus. *Wirtschaft und Statistik*, 8/2005, S. 800-820.
- Frick, J. & Schmitt, C. (2013). BIOBIRTH – Data Set on the birth biography of female respondents. In: *SOEP Group 2013. SOEP 2012 – Documentation on biography and life history data for SOEP v29*. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung/Sozio-oekonomisches Panel (SOEP Survey Papers 176).
- Häder, M. & Häder, S. (2014). Stichprobenziehung in der quantitativen Sozialforschung. In: Baur, N. & Blasius, J. (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 283-297.
- Kohler, H.-P., Billari, F. & Ortega, J. (2002). The emergence of lowest-low fertility in Europe during the 1990s. *Population and Development Review*, 28, S. 641-680.
- Kreyenfeld, M. & Konietzka, D. (2013). Kinderlosigkeit in Deutschland. In: Kreyenfeld, M. & Konietzka, D. (Hrsg.), *Ein Leben ohne Kinder*. Wiesbaden: Springer VS, S. 13-44.
- Kreyenfeld, M., Schmidtke, K. & Zühlke, S. (2009). Eignet sich das Mikrozensus-Panel für familiensoziologische Fragestellungen? *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 21, 3, S. 264-285.
- Kreyenfeld, M., Zeman, K., Burkimsher, M. & Jaschinski, I. (2011). Fertility data for German speaking countries. *Comparative Population Studies*, 37, S. 349-380.
- Kroh, M. (2014). *Documentation of sample sizes and panel attrition in the German Socio-Economic Panel (SOEP) (1984 until 2012)*. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung/Sozio-oekonomisches Panel (SOEP Survey Papers 177).
- Krupp, H.-J. (2008). Die Anfänge: Zur Entstehungsgeschichte des SOEP. *Vierteljahreshefte zur Wirtschaftsforschung*, 77, 3, S. 15-26.
- Kühnel, S. & Krebs, D. (2010). Grundlagen des statistischen Schließens. In: Wolf, C. & Best, H. (Hrsg.), *Handbuch der sozialwissenschaftlichen Datenanalyse*. Wiesbaden: Springer VS, S. 165-189.
- Lengerer, A., Janßen, A. & Bohr, J. (2007). Familiensoziologische Analysepotenziale des Mikrozensus. *Zeitschrift für Familienforschung*, 19, S. 186-209.

- Miettinen, A., Rotkirch, A., Szalma, I., Donno, A. & Tanturri, M. L. (2015). Increasing childlessness in Europe: Time trends and country differences. *Families and Societies Working Paper* 33.
- OECD (2015). Family Database. *SF 2.5 Childlessness*. www.oecd.org/els/family/database.htm [Stand: 2015.05.05].
- Pötzsch, O. (2013). Wie wirkt sich der Geburtenaufschub auf die Kohortenfertilität in West und Ost aus? *Wirtschaft und Statistik*, 2/2013, S. 87-101.
- SAS Institute Inc. (2008): *SAS/STAT® 9.2 User's guide*. Corry: SAS Institute Inc.
- Scharein, M. & Unger, R. (2005). Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen? *BIB-Mitteilungen* 26, 2, S. 6-13.
- Schimpl-Neimanns, B. (2011). Schätzung des Stichprobenfehlers in Mikrozensus Scientific Use Files ab 2005. *AStA: Wirtschafts- und Sozialstatistisches Archiv*, 5, S. 19-38.
- Schimpl-Neimanns, B. (2013). Methodische Herausforderungen bei der Erfassung von Bildung und Ausbildung im Mikrozensus. In: Riede, T., Bechtold, S. & Ott, N. (Hrsg.): *Weiterentwicklung der amtlichen Haushaltsstatistiken*. Berlin: Scivero, S. 43-80.
- Schmitt, C. & Wagner, G. (2006). Kinderlosigkeit von Akademikerinnen überbewertet. *Wochenbericht DIW*, Nr. 21/2006, S. 313-317.
- Schneider, N. F. (1996): Bewußt kinderlose Ehepaare. *Zeitschrift für Frauenforschung*, 14, S. 128-137.
- Schupp, J., Schwarze, J. & Wagner, G. (1997). Erwerbsstatistik unterschätzt Beschäftigung um 2 Millionen Personen. *Wochenbericht DIW*, Nr. 38/1997, S. 689-696.
- Sobotka, T. (2005). *Childless societies? Trends and projections of childlessness in Europe and the Unites States*. Paper presented at the 2005 Population Association of America (PAA) Meeting, Philadelphia.
- Statistische Ämter des Bundes und der Länder (o. J.). *Informationen zur Durchführung der Erhebung 2012*.
- Statistisches Bundesamt (2006). *Kinderlosigkeit von Akademikerinnen im Spiegel des Mikrozensus*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Statistisches Bundesamt (2009a). *Mikrozensus 2008. Neue Daten zur Kinderlosigkeit in Deutschland*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Statistisches Bundesamt (2009b). Methodeninformation: Imputation von Werten bei fehlenden Angaben zur Mutterschaft und zur Zahl der geborenen Kinder im Mikrozensus 2008. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Statistisches Bundesamt (2013a). *Geburtentrends und Familiensituation in Deutschland*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Statistisches Bundesamt (2013b). *Mikrozensus 2012. Qualitätsbericht*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Stock, G., Bertram, H., Fürnkranz-Prskawetz, A., Holzgreve, W., Kohli, M. & Staudinger, U. (Hrsg.) (2012). *Zukunft mit Kindern*, Frankfurt am Main: Campus.
- Wagner, G.; Frick, J. & Schupp, J. (2007): The German Socio-Economic Panel Study (SOEP) – Scope, evolution and enhancement. *Schmollers Jahrbuch*, 127, 1, S. 139-169.
- Wirth, H. (2006). *Die kinderlosen Akademikerinnen*. Mannheim: Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen (ZUMA).
- Wirth H. & Dümmler, K. (2004). Zunehmende Tendenz zu späteren Geburten und Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen. *Informationsdienst Soziale Indikatoren*, 32, S. 1-6.
- Wirth H. & Dümmler, K. (2005). Der Einfluss der Qualifikation auf die Kinderlosigkeit von Frauen zwischen 1970 und 2001 in Westdeutschland. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 30, 2-3, S. 313-336.
- Wolf, C. & Lüttinger, P. (2009). Verteilung von Proxy-Interviews im deutschen Mikrozensus. In: Weichbold, M., Bacher, J. & Wolf, C. (Hrsg.), *Umfrageforschung. Herausforderungen und Grenzen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 395-412.

Eingereicht am/Submitted on: 24.07.2015

Angenommen am/Accepted on: 12.11.2015

Anschriften der Autoren und der Autorin/Addresses of the authors:

Dr. Martin Bujard
Dr. Jürgen Dorbritz
Linda Lux, Diplom-Soziologin

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB)/
Federal Institute for Population Research
Friedrich-Ebert-Allee 4
65195 Wiesbaden
Deutschland/Germany

Dr. Robert Herter-Eschweiler
Statistisches Bundesamt (Destatis)/
Federal Statistical Office
Graurheindorfer Str. 198
53117 Bonn
Deutschland/Germany

E-Mail: martin.bujard@bib.bund.de
juergen.dorbritz@bib.bund.de
robert.herter-eschweiler@destatis.de
linda.lux@bib.bund.de

Anna Dechant & Hans-Peter Blossfeld

Changes in the division of labor within highly educated German couples when the first child is born¹

Der Übergang zur Erstelternschaft und Veränderungen der innerfamiliären Arbeitsteilung bei hochgebildeten Paaren in Deutschland

Abstract:

When becoming parents for the first time, German couples often adapt their division of paid and unpaid work, creating a more gender-specific allocation. Using longitudinal data from the qualitative event-centered project “Household division of domestic labor as a process”, we compare theoretically-postulated mechanisms of change in the division of work within couples with explanations given by the couples interviewed themselves. Our qualitative analysis demonstrates that economic and gender norm theories are quite successful at predicting changes towards a more traditional specialization when couples become parents for the first time, while they are less helpful in explaining the persistence of equal arrangements in the domestic division of work, or the change towards more equal arrangements. The interviews also show that the explanations which differentiate – within unpaid work – between childcare and housework are a better predictor of the realities of the arrangements. Furthermore, the causal order of the decisions suggested by the theories differs from the couples’ actual decision making processes: when facing the transition to parenthood, they decide first upon the division of childcare, and then of labor market activity and housework.

Zusammenfassung:

Wenn Paare in Deutschland Eltern werden, verändern sie häufig ihre Aufteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit in Richtung eines geschlechtsspezifischen Arrangements. Auf Basis von qualitativen, ereigniszentrierten Längsschnittdaten des Projektes “Innerfamiliäre Arbeitsteilung als Prozess” vergleicht der vorliegende Artikel theoretische Annahmen zu Veränderungen der Arbeitsteilung in Paarbeziehungen mit den Erklärungen, die hochgebildete Paare selbst geben. Unsere qualitative Analyse zeigt, dass sowohl ökonomische als auch Gender-Theorien relativ erfolgreich erklären, warum Paare sich für eine eher traditionelle Spezialisierung der Arbeiten entscheiden, wenn sie den Übergang zur Erstelternschaft erleben. Diese Theorien sind hingegen weniger erfolgreich darin, zu erklären, warum Paare egalitäre Arrangements beibehalten oder wählen. Anhand der qualitativen Interviews wird ersichtlich, dass Erklärungsmuster, die im Bereich der unbezahlten Arbeit zwischen Kinderbetreuung und Hausarbeit unterscheiden, besser die Realität der Paare erfassen. Darüber hinaus ist die von den Theorien vorgeschlagene kausale Reihenfolge der Entscheidungen eine andere als die der Paare: im Übergang zur Elternschaft entscheiden werdende Eltern zunächst über die Kinderbetreuung und dann über Erwerbstätigkeit und Hausarbeit.

1 Note: The authors would like to thank the German Research Foundation (Deutsche Forschungsgemeinschaft, DFG) for funding the data collection and analysis. We would also like to thank the anonymous reviewers for their input and William Taylor for proof-reading.

Key words: gender roles, division of labor within couples, housework, qualitative longitudinal research, transition to parenthood

Schlagwörter: Geschlechterrollen, Innerfamiliale Arbeitsteilung, Hausarbeit; qualitative Längsschnittforschung, Übergang zur Elternschaft

It has been widely established that, in most Western societies, the transition to parenthood leads to a shift in couples' division of labor towards a more gender-specific arrangement (Germany: Dechant et al. 2014; El Lahga/Moreau 2007; Grunow et al. 2012; Haberkern 2007; Kortendiek 2004; Künzler/Walter 2001; Neilson/Stanfors 2014; Röhler/Huinink 2010; Rüling 2007; Schober 2013a; Schulz 2010; other countries: Bianchi/Milkie 2010; Bittman et al. 2003; Breen/Cooke 2005; Chesters 2013; Cowan/Cowan 1988; Davis/Greenstein 2013; Dribe/Stanfors 2009; Evertsson 2014; Gershuny et al. 2005; Greenstein 2000; Kamo 1988; Sanchez/Thomson 1997; Schober 2013b; Singley/Hynes 2005). The literature reports that mothers spend much more time on housework than childless women do, whereas fathers' participation in housework seems to be similar to that of childless men (Baxter et al. 2013; Gjerdingen/Center 2005; Cooke 2007; Huinink/Reichart 2008; Kühhirt 2012; Bianchi et al. 2000). Mothers often work fewer hours than childless women, while fathers generally do not differ from childless men in terms of working hours (Dribe/Stanfors 2009; El Lahga/Moreau 2007). Men who take on a greater share of the housework also contribute more to childcare; men who do little housework also do not engage much in childcare (Evertsson 2014; Ishii-Kuntz/Coltrane 1992). These differences are linked to the transition to parenthood, as at this time the normative and economic circumstances for couples change, and pathways into traditionalized arrangements have to be actively avoided (Rüling 2007); furthermore, special conditions like high educational levels – in combination with egalitarian values, the man's desire to be an active father, and possibilities for reducing working hours – increase the chances of an equal arrangement after the transition to parenthood (Dechant/Schulz 2014).

Legislations also shape couples' division of labor, for instance with state-financed options for parental childcare (Cooke 2010; Noonan 2013). German maternity leave laws allow women to take time off work for up to 16 weeks (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2012). In addition, both parents are entitled to a period of partially remunerated parental leave, for up to three years per child. Nevertheless, in Germany it is mostly the mothers who take parental leave. When women stay at home, they normally not only take care of the child, but are also responsible for housework, while their partners work full-time and gradually reduce their domestic work contribution (Schulz 2010; Klaus/Steinbach 2002). This change in the division of labor after the first child's birth often has long-term consequences (Grunow et al. 2012): the gender-specific division of work within the household is reinforced and becomes persistent (Baxter et al. 2008; Coltrane 2000; Grunow et al. 2012; Künzler/Walter 2001; Schulz 2010; Wengler et al. 2009).

Various theories suggest that highly qualified couples not only have better educational resources, but also higher income potential, making it easier for them to opt for a more gender-equal pattern in their division of labor (Blossfeld/Drobnič 2001: 34; Blossfeld/Timm 2003: 25; Ott 1992; van Berkel/de Graaf 1999), or for an arrangement where traditional gender roles are even reversed (Becker 1998). As the share of highly educated ho-

mogamous couples in Germany has risen (Blossfeld et al. 2001: 61), and changes in these couples' division of labor are most likely, it is particularly important to explore how highly educated couples respond to the birth of a child in their organization of work within the household.

The aim of this paper, therefore, is to analyze the division of labor within highly qualified West German dual earner couples during their transition to parenthood. We are particularly interested in assessing and explaining if, how, and why highly qualified couples change their division of labor with the first birth, how they perceive this change, and how they negotiate their living arrangements in this life course transition. As the couples' own interpretation is at the center of our attention, a longitudinal qualitative approach was selected which allows for the identification of explanations (Flick et al. 2008) about the reasons for decisions about the division of labor between men and women before and after the birth of a child, which can then be related to potential theoretical explanations.

The paper is structured as follows: We shall first discuss relevant theories regarding changes in the division of work within couples which occur due to the birth of the first child. Secondly, we give a description of our qualitative longitudinal study and our applied methods of analysis. Thirdly, we shall compare the couples' situations before and after the birth of their first child in terms of paid and unpaid work. We will, in particular, contrast couples' plans for their division of labor after the child's birth with the actual arrangements at the first and second interview. The theories discussed in the first section guide the analysis and presentation of the interviewees' argumentations and rationales. Finally, we will summarize our results and draw some more general conclusions regarding the existing theoretical approaches.

Theoretical frameworks

When couples become parents, their division of labor may (a) persist, (b) become more specialized, or (c) move towards a more egalitarian arrangement. Specialization means that one of the partners concentrates on paid work, while the other focuses on domestic work. Change towards a more egalitarian pattern means that domestic labor and paid work are shared more equally among the partners. Different theoretical approaches aim to explain couples' division of labor; we will focus on economic (Becker 1998; Ott 1992; Coverman 1985) and gender approaches (Bielby/Bielby 1989; van Berkel/de Graaf 1999; Brines 1994), and will deduce expectations regarding the division of labor of couples who are transitioning to parenthood.

Economic approaches

Economic theories assume that the division of labor within couples is based on economically rational decisions. According to the *new home economics*, partners are expected to maximize their joint household utility function by specializing in different work spheres (Becker 1998). The specialization is based on relative human capital investments which result in different productivities and incomes. A complete specialization is the most effi-

cient solution for most couples (Becker 1998). Therefore, the highly educated couples interviewed here should have a specialized division of household labor before the birth of the first child, based on income differences, as specialization is more efficient and resulting returns are shared between the spouses. Since only couples consisting of two employed or self-employed partners were interviewed, specialization regarding household labor is expected. When both partners have the same income potential, it is theoretically unclear which partner should specialize in housework. Since boys and girls are socialized differently, women tend to have jobs more easily reconcilable with household obligations (Becker 1998), and should therefore be more likely to specialize in housework. Thus, we expect the women interviewed to take responsibility for domestic labor if they have an income lower than or equal to that of their partner. The amount of domestic work increases with the birth of a child, and this reinforces specialization (Gjerdingen/Center 2005). Due to the different socialization processes, the women interviewed should be even more likely to specialize in housework and childcare after the birth of their first child.

In contrast to new home economics, Ott's *bargaining* approach assumes that each partner maximizes his/her own utility function, as the altruistic division of specialization rewards is unrealistic (Ott 1992). Since the division of paid and unpaid work influences their utility functions, the partners bargain for their division of labor. They do this on the basis of relative resources, as bargaining power depends on human capital accumulation. Housework is considered less attractive than paid work due to its lower transferability to a new partnership and its lower prestige; by the same token, paid work is positively associated with bargaining power, as it can easily be transferred to another relationship. Regarding the division of labor within the couples interviewed, it can be assumed that if one partner has fewer resources, and thus less bargaining power, he or she does more housework. With the birth of the first child, a reinforcement of this specialization is expected, as the additional task of childcare increases the amount of unpaid work. In couples with equal resources, both partners are expected to share the housework equally – an arrangement that should persist after the birth of their first child. Nevertheless, obligatory maternity leave might influence the bargaining power of employed women, even though income losses are compensated. The time spent out of the labor force might decrease women's market-specific human capital and thus affect their bargaining power and the division of labor.

Unlike the previous economic theories, the *time availability* approach takes into account the fact that a person spending a lot of time in the labor market has less time available for – and should consequently perform less – housework (England/Farkas 1986). Coverman (1985) specifies this assumption by adding three ideas: first, housework and childcare are socially primarily assigned to women; second, if women devote time to employment, the demands on men to participate in childcare and housework will increase; and third, the time men spend performing domestic work is also dependent upon their capability to react to these demands. Women's employment situation and children living in the household affect the demand, while men's working hours influence their capability. According to the demand/response capability approach, we therefore expect that, among the couples interviewed, women will generally assume more responsibility for housework than men. Men with partners in full-time employment should take care of a greater part of

the domestic work than men with partners in part-time employment. The transition to parenthood increases the amount of domestic labor, and thus the demand for men to engage in housework, especially if their partners are active in the labor market. If women reduce their working hours – as they are obligated to due to maternity leave – the demand for men's participation in housework decreases. Among couples in which the women return to the labor market after maternity leave, the men are expected to take over more domestic work upon their partner's reentry.

Gender approaches

In contrast to the economic perspective, sociological, norm-based theories explain the gendered division of work by gender role expectations. In everyday life, women and men display their own gender identity, for instance by doing (women) or not doing (men) housework (West/Zimmerman 1987). Bielby and Bielby's (1989) *identity formation* approach furthermore assumes that everybody has both a work and a family identity; time spent in the labor market or in the family strengthens the corresponding identity. Gender roles affect how men and women form their identities differently: having children has a greater impact on a woman's family identity than a man's, as her family identity is built upon caring, whereas his is consistent with being a successful provider. We thus predict for the couples interviewed, that – regardless of their resource constellation – women will do more household chores than men after the birth of the first child. Following the child's birth, men who are successful providers build not only a strong work identity but also a strong family identity, as good providers are also good fathers. Women, conversely, perceive a conflict between work and family identities; if they pursue their caregiver role they only invest in their family identity, and not in their work identity, and vice versa. Consequently, the birth of the first child will reinforce traditional gender roles. Women's identity trade-off may result in less involvement in the labor market in order to take care of the baby and household chores.

Brines's (1994) *dependency* approach combines core ideas from economic theories and doing gender assumptions: if one spouse has to rely on the other's income, she or he exchanges unpaid household labor against income. As actors display gender in everyday actions like performing paid or unpaid work, Brines (1994) anticipates a u-shaped relationship between a woman's share of the household income and her proportion of housework within couples. With an increasing income, a woman can reduce her share of the housework until she earns as much as her partner. Once her income exceeds his, she will take over more chores in order to fulfill gender roles in this area, as the couple act in opposition to them in economic terms. For the couples in our study, we therefore expect that if a woman earns either less or more than her partner, she will do more housework to compensate either for economic dependency or for the violation of gender norms. Brines (1994) does not include childcare in her arguments, but as the gendered expectations with regard to childcare are even more pronounced than they are regarding chores, we assume this tendency will increase with the birth of a child. If both partners have equal incomes, they should tend to share the housework fairly equally after becoming parents.

The *egalitarian values* approach (van Berkel/de Graaf 1999) draws on the cultural dimension of education as the central mechanism determining the division of work in the

family. Education is linked to democratic values; with increasing levels of education, gender equality ideas take on greater significance. The egalitarian values approach hypothesizes that the division of housework is most equal when both partners have high levels of educational attainment, whereas it is specialized (with men taking on a smaller share) when both partners have a low educational level (van Berkel/de Graaf 1999). Partners with different levels of education will most likely practice a division of labor that lies in between the two extremes. As a certain gender-specific asymmetry is to be found in most societies, van Berkel and de Graaf (1999: 790ff.) suggest that the man's education has a greater impact. For the highly educated couples studied here, we expect the division of household labor to be equal both before and after the birth of the first child, as the transition to parenthood affects neither their educational levels nor the associated ideas of gender equality. For couples with different educational levels, we predict that the woman will do more domestic work than her partner, both before and after the transition to parenthood, since the division of labor should lie in between the extremes of equality and total specialization.

Table 1 shows the anticipated outcomes of the division of labor in our sample, comparing the time before and after the birth of the first child, for each of the theoretical approaches.

Table 1: Overview of theoretical expectations of the division of labor within highly educated couples before and after the birth of the first child

Theoretical approach	Division of labor before first birth	Division of labor after the first birth	Potential theoretical mechanism
New home economics	specialized	strongly specialized	economic rationality
Bargaining theory	equal	Partly specialized/equal	bargaining based on economic rationality
Demand/response capability approach	gender-specialized	gender-specialized	available time and gender roles
Identity formation model	gender-specialized/equal	gender-specialized	gender roles
Dependency approach	gender-specialized/equal	gender-specialized/equal	gender roles and economic dependency
Egalitarian values approach	equal	equal	education as indicator for egalitarian roles

Data and method of analysis

To address the question as to whether and why highly qualified parents practice a division of labor that is consistent with the middle class family model after the birth of their first child, we use data from the DFG-funded qualitative study "Household division of domestic labor as a process". This qualitative longitudinal event-centered survey, conducted in 2006 and 2007, aimed to explore the reasons for changes in the division of labor when highly educated couples become first-time parents. The issues and questions for the semi-structured qualitative interviews were partially derived from the theories discussed above,

in order to analyze their capability to capture the on-going processes. Before and after the birth of their first child, the spouses were interviewed separately about their current, past, and future division of paid work, housework, and childcare (for more information on the design see Schulz et al. 2008).

The composition of the sample was affected by a number of theoretical assumptions. The couples had to be expecting their first child at the time of the first interview, they had to share one household, both partners had to be active in the labor market, and both partners should to have similar educational levels. They agreed to one interview during the pregnancy and another after the child's birth. Initially, the recruitment of the couples was focused on Northern Bavaria. Due to a slightly insufficient number of respondents from this region, we also had to include a few couples from South West Germany. In order to recruit parents-to-be, the researchers went to places where they might be found: prenatal classes, a bazaar for baby clothes, and an information evening for future parents. Potential interviewees were personally informed about the study, and leaflets with information and contact details were distributed. Furthermore, midwives were contacted and asked to circulate the information leaflets. Potential interviewees received information about the selection criteria, and the study's focus on parents' plans for their future as a family, and their expectations from parenthood. We were able to conduct 56 interviews with 14 couples that mostly fit our sample criteria. At the time of the first interview, the women were between the fourth and ninth month of pregnancy. The second interview took place about six to twelve months after the birth, i.e. after the end of the mandatory maternity leave and within the period of partly-remunerated parental leave. The longitudinal, event-centered design allows for a comparison of the couples' planned and realized arrangements, as well as for changes in their arrangements before and after the birth of their first child. The analysis in this paper focuses on highly educated, educationally homogamous couples with similar resources: In 10 out of 14 couples, both partners have similar levels of educational attainment (Table 2) levels which, due to sampling, are above the German average (Authoring Group Educational Reporting 2013). In most couples interviewed, the men have higher incomes than their partners (Table 3).

Table 2: Educational degrees at the couple level

Woman's educational attainment	Man's educational attainment		
	Low	Intermediate	High
Low	M		N
Intermediate			A, D
High		L	B, C, E, F, G, H, I, J, K

Note: Low educational attainment means CASMIN 1a to 1c, intermediate educational attainment means CASMIN 2a to 2c and high educational attainment means CASMIN 3a and 3b. Cases of similar educational levels of both partners are marked. $N = 14$ couples. Each couple has an alphabetic character as an identifier.

Table 3: Net income (in euro) at the couple level at the time of the first interview

Woman's net income	Men's net income				
	1,000-1,500	1,500-2,000	2,000-3,000	3,000-4,000	> 4,000
500-1,000		D	J		
1,000-1,500	A	M, N	L		
1,500-2,000		F, K	I		
2,000-2,500	E				
3,000-4,000				C	G
unknown				B, H	

Note: Cases of similar incomes of both partners are marked. $N = 14$ couples.

Statistical representativeness was not the goal of our approach, since our qualitative study was the result of an earlier quantitative longitudinal study on couples (Grunow et al. 2012). However, this quantitative data set left some interpretive puzzles. The aim of our inquiry was to obtain a data set of event-oriented interpretations, allowing us to analyze the motivations of a specific subpopulation. On this basis, explanatory generalizations are possible for this group (Mayring 2007).

Two qualitative methods were used for the analysis: qualitative content analysis (Mayring 2008) and the confrontation of hypotheses from elaborated theories with qualitative data (Hopf 1993). We used the qualitative data analysis tool MAXQDA to organize, categorize, and analyze the transcribed interviews. The first step of the analysis was to code the transcripts in order to structure the data. The coding categories for the content analysis were primarily derived from theoretical expectations. Additionally, inductive categories were generated from the data (Mayring 2008). Based on the summarizing content analysis, each couple's prenatal and postnatal division of labor was analyzed with regard to changes, aiming to understand them. To make use of the longitudinal design, the data from before and after the transition to parenthood are compared for each interviewee and within each couple.

We used the theoretical assumptions described above to analyze the couples' arrangements and the interviewees' explanations for their actual and planned division of labor. These hypotheses focus on the individual level, therefore enabling comparisons with the individual cases (Hopf 1993).

Findings

Descriptive: Patterns and changes in the division of labor

Employment. Before the birth of their first child, both partners of all couples interviewed were active in the labor market, as this was a sample criterion. Nevertheless, there are full-time/full-time (A, C, F, G, I, K, L, M, N), male full-time/female part-time (B, D, H, J) and female full-time/male part-time (E) arrangements. The interviewees in full-time employment worked, on average, approximately 40 hours per week. The women's actual

part-time working hours ranged from 12 to 30 per week, and the man working part-time has a 20-hour work week.

The birth of the first child changes the previous employment arrangements: All women take some time off work; some of them stayed at home for the two months of obligatory maternity leave, others are still in parental leave at the second interview. The couples C and I keep their full-time/full-time arrangement. Couple H convert the male full-time/female part-time arrangement into a part-time/part-time arrangement. In other couples, the men work full-time while the women work part-time; they used to have full-time/full-time (A, F, K, M), male full-time/female part-time (B, D, J), or male part-time/female full-time (E) arrangements. Finally, the couples G, L, and N have a male full-time/female non-employment arrangement. The part-time working women's working hours range from approximately five hours per month to 32 hours per week.

Housework. Before the child's birth, there are couples with equal divisions of housework in the sample (A, C, F, G, K, N), meaning that both partners perform approximately the same amount of housework. They normally do not share every single task equally; each partner in most couples is responsible for certain tasks, and only some tasks are undertaken by both partners. If housework is not shared equally, the women assume a greater share – irrespective of the working arrangement.

With the birth of the child, the division of housework becomes more specialized, with an increase in the woman's share: At the time of the second interview, only the couples C and H share housework equally. One of them retain their equal division of housework; the other one have moved from their partly specialized division, with a greater female share, into an equal division. The other couples interviewed practice a (partly) specialized division, with the woman doing more housework. Most of the couples had a short period after the child's birth during which the men took over almost all of the housework as the women were recovering from the delivery.

Childcare. The couples C and H share childcare equally at the time of the second interview. The other couples interviewed have a partial or complete specialization of childcare in which the women have a greater share. Some men assume responsibility for more childcare in the very first days after childbirth.

Overall division of labor. Taking paid and unpaid work into consideration, six couples have an equal division of labor before the birth of the first child (A, C, F, G, K, N); the others practice a partly specialized arrangement: the women do more housework, while either the men have more working hours (B, D, H, J), both partners have similar working hours (I, L, M), or the man has fewer working hours (E).

About one year after the birth of their child, most of the couples have changed their arrangements. Two couples (C, H) divide paid work, housework, and childcare equally, while the other couples have specialized arrangements: the men work full-time and the women do more housework and childcare, whilst still working full-time (B, I, J), part-time (E, F, K), in marginal employment (A, D, M), or are not employed (G, L, N). The changes from the first to the second interview are documented in Table 4; it seems as if the theories expecting specializations to result from the transition to parenthood describe the actual changes as they were reported, even if the motivations stated by the interviewees did not necessarily mirror theoretical expectation

Table 4: Changes in the division of labor in the transition to parenthood

Before the birth of the child	After the birth of the child		
	Equal division	Partly specialized	Strongly specialized
Equal division	C	A, F, K	G, N
Partly specialized	H	B, E, I, M	D, J, L

Explanation of the developments

Do the interviewees make use of the theoretical hypotheses when explaining the actual changes we observed? The following section shows the interviewees' rationales for their plans, and contrasts them within each couple, within the group of women, within the group of men, using the longitudinal design with the couples' plans at the time of the interview. Since the theories discussed above were guiding principles of the data analysis, the couple's explanations are ordered accordingly: first, we analyze arguments that are economic in nature, and then we focus on gender arguments.

Economic and resource arguments. The interviewees apply financial reasoning to two decisions: when they explain why and which partner is intending to stay at home for an extended period after the birth of their child, and when they explain why and when the partner who will leave the labor market will return to work. Furthermore, they speak about available time as a resource when explaining the planned division of household labor.

Interviewees who decided on a specialized arrangement, in which one partner does not adapt his/her labor market activity, while the other partner interrupts his/her employment or self-employment after childbirth, explain this decision with income differences which favor the partner who intends to continue his or her employment. This explanation fits expectations arising from the new home economics (Becker 1998). The planned specializations are (with the exception of couple E) characterized by the fact that the man continues to work full-time and the woman stays at home to care for the child. These plans reflect the fact that the interviewees consider it normal for at least one parent-to-be to care for the child and change his or her labor market situation accordingly. The following quote taken from the interview during pregnancy illustrates how interviewees use economic reasoning to explain their plans. Woman D, who has a much lower income from part-time self-employment than her full-time working partner, says:

Well, parental leave [for her partner] would not work for us, for financial reasons, because I don't earn as much as [husband's name], and ... we wouldn't be able to manage financially with just my earnings. (D, woman, 1st interview: 360)²

Her partner expresses the same rationale; both partners say that they could imagine the man staying at home, were it not for the income difference. As with this couple, the ar-

2 German interview quotes are available upon request.

guments of the interviewees explaining their planned specialization of the divisional arrangement widely reflect their economic situation, even if the income differences are only small in some couples. There is one exception to this economic rationality: woman K argues with economic impossibilities when explaining why her partner could not take parental leave, even though her monthly earnings are several hundred euros more than her partner's. Her economic argument is conditional on the fact that she will take parental leave.

Beside the couples planning a specialized arrangement after the child's birth, man H, who was actually planning an equalization of their division of labor, also uses financial arguments – in a different way. The man earns almost twice as much as his partner; according to the arguments of the other interviewees, and in line with economic theories, the man should continue to work full-time while his partner interrupts her work, at least for maternity leave. Contrary to this assumption, the couple plan for the man to take parental leave, and reduce his working hours by 60%, while the woman is to return to her unaltered part-time job after maternity leave. This change allows both partners to care for the child and participate in housework equally. The man explains that the couple can afford for him to reduce his working hours, and thus that their financial situation does not limit their possible options for the future arrangement, but gives them the freedom to decide.

The income differential is mostly used by couples envisioning a specialization after childbirth. For the most part, both partners use this argument, which normally reflects the couple's actual economic situation. There are some couples for whom only the women make use of the actual income difference to explain their planned specialization. Women who plan to reduce or interrupt their employment without explaining this plan economically have in common that they and their partners have very similar incomes and that their partners also do not use economic arguments. Furthermore, women and men who are not planning a lengthy absence from the labor market (for either partner) do not use financial differences as explanations. There is no clear pattern of using or not using economic arguments to explain which partner reduces or interrupts paid work regarding the interviewees' educational levels.

Regardless of referring or not referring to economic reasons, most couples report the successful realization of their planned arrangements at the second interview. Some couples who used the partners' income differential to explain their plans describe minor changes compared to their expectations. Couple A, for example, planned for the woman to stay at home with their child for at least one year while the man continued to work full-time; the woman considered reentering the labor market in marginal employment after six months, at the earliest, and thought that it would be difficult to negotiate her desire for reduced working hours with her employer. At the second interview, however, the couple report that the woman had returned to marginal employment after three months, earlier than expected. The couple decided to expand her parental leave to three years, during which time she plans to stay in marginal employment. When asked if she could imagine working part-time instead of marginal hours, she explains that she does not want to be responsible for the income:

I don't want that responsibility, if I were to go back to work, well, part-time – earning more money, then we'd just end up planning our finances around that. No, I don't think I'd want to go that far. (A, woman, 2nd interview: 309)

This quote shows that woman A thinks that her partner should be the one who is responsible for the basic income. This is a new development when compared to the first interview, where her employment was quite important to her; however, economic rationalities alone do not fully explain this change, since the couple would certainly benefit from her income, having decided to become homeowners.

Couple E – who planned to have the man stay at home after the birth of the child, while the woman was to return to her employed and self-employed work, due to the huge income difference between the partners – were not able to realize their plan for any length of time. At the time of the second interview, the man is working full-time, while the woman is on parental leave from her employer, working self-employed part-time, and handling most of the childcare and housework. The couple did adhere to the planned arrangement directly after the birth; the man searched for a new job, and when he was offered a full-time job with approximately his partner's remuneration, he accepted it and the couple subsequently changed their arrangements. During pregnancy, the man explained that he had tried to find a part-time job, since this best fit to the couple's ideal of sharing paid and unpaid work equally. Both partners say that the man could not find part-time work and, as they were afraid of the negative consequences of a longer interruption, they went for the full-time offer. Thus, the couple decided in favor of his labor market human capital, and against the logic of the income difference and a further specialization of their then-living arrangement.

The second aspect the interviewees looked to explain economically is the timing of the reentry to the labor market of the person who left it to care for the child in the first place. The specific rationale is that the couple cannot afford to have one partner not contributing to the household income for longer than a certain period, since two incomes are necessary to maintain their standard of living or pay off any debts; this explanation fits the expectations deriving from economic theories. Woman F, for example, says that the couple could not maintain their standard of living without her returning to her job after two to three months of parental leave. She explains that she did not mind reducing their standard of living, but that her partner would not accept any changes, and that she was therefore planning to return earlier than she would have wished. Her partner says that, for him, not only is the standard of living important, but that he is also afraid of negative long-term consequences for his partner's future self-employment status if she were to take more parental leave. Additionally, he argues that the couple has to consider the economic risk that arises from the fact that both partners are self-employed. A short period of parental leave for his partner is a good way to reduce this risk for him. The statements of both partners reveal a process of bargaining over future arrangements, in which the woman's return to paid work is not fully her own decision, but also a result of her partner's arguments.

Some women want to earn their own income, and do not even entertain the possibility of not returning to employment. Therefore, they and their partners plan the woman's return to paid work within two to twelve months after childbirth; most also plan for her not to reduce her working hours substantially upon return. This explanation of the planned timing of reentry fits to the bargaining approach (Ott 1992). Man B explains the couple's plans for the woman to take up her self-employed work some weeks after childbirth with the significance she assigns her job:

She told me: "I want to keep working. I don't want to be a typical housewife, demoted to stove, kitchen, and children." (B, man, 1st interview: 21)

As exemplified in this quote, the impetus for the planned arrangement comes from the woman in all these couples. The men, who never considered reducing or interrupting their own employment, do not have any concrete ideas concerning their partner's future employment. One exception is man L. He wanted his partner to stay at home for at least three years, whereas she wanted to return to her job immediately after maternity leave. The couple then agreed for her to take one year off as a compromise between the different plans.

Women who plan on taking some time off paid work speak more about the planned timing of reentry than their partners do, and they use more often economic arguments for the timing than the men interviewed. Some couples have very different ideas concerning the timing of the reentry, and bargain over the woman's future career; this bargaining is not always in line with the theoretically expected idea that paid work is preferable to unpaid work. The women who explain the timing of their reentry to the labor market with recourse to financial arguments are all highly educated; none of the women interviewed with an intermediate or low educational level argues this way. Three of the four women who earn as much as their partners use financial aspects to explain the timing of their planned return to work. The men who explain the timing of their partner's reentry with economic arguments say that two incomes are necessary to maintain their standard of living or service their debts. If they refer to the importance of their partner's career as a personal source of income or as part of their identity, they always do so with reference to their partner's own thoughts on the matter, and to conversations with their partner about the future – they do not say that their partners' labor market activity is important for their own appreciation of their partners.

At the time of the second interview, all the women who applied economic reasoning to their plans to return to the workplace have returned to their jobs; most of them did this in the way they planned to. Some report minor changes in the timing or in the number of working hours; one example of these changes would be the offer of part-time work for woman C, who said at the time of the first interview that there were no options for part-time work at her company in her position. Since her employer created the possibility to work part-time, the woman took the chance to return – after two months' maternity leave – to her job part-time, increasing to full time after six months. When the interviewees describe the developments which have transpired since the first interview, they often use the same economic rationales they did in the first interview. The couple who planned an equalization of their arrangement did not utilize economic arguments like the other couples, but mention an unexpected form of bargaining: The man's willingness to take leave was a necessary precondition for the woman's decision to have a child at all.

Most interviewees explain the planned division of household labor with reference to the available time both partners will have after childbirth, resulting from the planned division of paid work. Interviewees whose plans include specialization often say that the partner who takes parental leave has more available time at home, and is therefore expected to assume responsibility for most household labor. This explanation is found more often in the interviews with the partner who plans to take time off work than in the interviews with the partner who plans to continue paid employment. Man E – who plans to take parental leave – expects to be responsible for more housework than he was at the time of the first

interview; in contrast to the women interviewed who plan to stay at home after childbirth, he still expects his partner to handle a substantial part of the domestic labor, since his primary concern is childcare. He plans to concentrate on housework when the child is asleep, for example, whereas the women who are planning a specialized division think that they can easily combine childcare and household labor. They argue that they are at home, have the time, and want their partners to be able to spend time with the child after paid work or at the weekends, rather than doing housework. These women think that it is more important that their partners spend time with the child than that they do household labor. Most of the men whose partners are planning to take parental leave do not expect any change in the division of housework. These men often do not spend much time on housework either, as their partners do more, or because they outsource parts of the routine domestic work. Like their partners, the men expect to spend time with the child when they have free time. Conversely, a few men anticipate that their partners will do more housework when they are taking parental leave. Man A explains that the couple spoke about this aspect of the future division of labor, and that he and his partner agreed that she has to do most of the housework when she decides to take parental leave. This explanation reveals another form of unexpected bargaining: the couples bargain over who is allowed to stay at home. This is of particular importance to some women, who actively want to stay at home with their child, and rate this opportunity much higher than their employment. In order to stay at home, these women accept doing more housework, even if they had not done so before the birth of their child.

Couple H, who expect to equalize their division of labor, say that the man will do more domestic labor, since he will have the time to do so while caring for the child. This is exemplary of the way availability of time is an argument for all couples, irrespective of their planned division of labor. This rationale is also not linked to the couples' educational levels.

At the time of the second interview, most interviewees who referred to available time as an explanation for their future housework arrangements share the domestic labor in the way they had planned. An exception is couple E, who differed from their plan for paid work; due to the unforeseen work situation, it is not the man but the woman who handles most of the domestic labor; both partners explain this responsibility for unpaid work with reference to the different availabilities of time resulting from the unplanned work arrangement.

Gendered explanations. The decision as to which partner takes parental leave is not only influenced by the economic factors discussed above. Gendered aspects are also important for the interviewees; they often imply gendered identities when explaining which partner should be primarily responsible for childcare, which is often also related to the division of paid work. However, the expectation that the person who stays at home with the child should do most of the housework seems not to be gendered.

The interviewees refer to gendered identities that are partially in line with the identity formation model in their discussions of their plans after childbirth. Many women speak about a desire to care for the baby, about maternal feelings, and about the intention to spend time with the child; therefore, they plan to take parental leave, interrupt their employment, and stay at home for some time. Some women's wish to spend time with their

child is so important to them that they hinder their partners from taking parental leave. They argue with their ability to breast-feed, which they consider as very important for the child's wellbeing, and it is non-negotiable for them that they intend to do what is best for their child. This argumentation is exemplified in the following quote from woman A, who was asked if the couple had spoken about her partner taking parental leave – something she does not want:

[A]s far as I'm concerned this wasn't an issue, since I like being at home – although he would have liked to stay at home too, and I think he wouldn't, and he said he wouldn't have any problem with being a stay-at-home dad – but then of course, with the breastfeeding alone, there's really no other way. (A, woman, 1st interview: 531)

Her partner says that he could have envisaged taking parental leave; however, since staying at home with the child is so important for his partner, he did not argue with her. He explains that she has specific ideas about mothering, which include her staying at home and doing most of the childcare and housework. The idea that the mother should be the child's primary care-giver – for some time, at least – is more often expressed by women than by men. Women expressing strongly gendered explanations mostly earn less than their partners, and more often have an intermediate or low educational background; however, two women who earn approximately as much as their partners and are highly educated also express strongly gendered explanations. They all have in common that they are either relatively young, compared to the other interviewees, or had problems conceiving. The men who think that their partners should care for the child as part of their stereotypical maternal role are not highly educated and have a higher income than their partners.

The other women interviewed seem to have no need to focus solely on their family identity. Women B, C, E, H, I, J, K, and L have a strong desire to reenter the labor market in the future, as their paid work is an important part of their identity. They describe their own careers as reconcilable with actively caring for their child. However, only women C and E plan to work full-time in the first year after their child's birth. The other women are planning, or considering, a reduction of their working hours, or already work part-time. The reduction of working hours is sometimes relatively small, as in couple I: the woman wants to reduce her working hours by approximately 4 hours a week. She does not explain this reduction, simply stating that it is important not to return to work with unreduced hours. The partners of the women who plan to return to work within the first year after childbirth support them in this decision, with the exception of man L: he thinks that it would be best for the child if the mother were to stay at home for at least three years to take care for the child. The women who have a strong identification with their careers and plan to return to paid work within two to twelve months are highly educated, as are all their partners – again with the exception of man L, who has an intermediate educational attainment.

The interviewees also associate biological sex with specific roles or identities for men: neither the men nor the women interviewed question the male partner's labor market activity. This is also true for both partners of couple E, who are planning for the man to stay at home after the child's birth. They think that being active in the labor market is important for an individual's self-worth, and describe the planned specialization as resulting from their income differential; their ideal arrangement would involve both partners having equal working hours. Often both partners in the couples planning for the man to re-

main in continuous full-time employment express the idea that it is impossible for the man to take parental leave due to his job. Men B and L, for example, say that their jobs require certain technological knowledge, and that they cannot take parental leave since the technology changes so rapidly. Their female partners make the same arguments, contributing to the association between maleness and labor market activity after childbirth.

Besides being active in the labor market, most interviewees expect the men to be active fathers who spend time with their children, and are involved in everyday childcare. For most of the interviewees, however, this does not necessarily mean that they intend for the man to spend as much time with the child as the woman, since providing for the family is still an important part of his role. Couples E and H diverge from this pattern, saying that it is just as important for the man's identity as a parent to care for the child as it is for the woman's:

[...] actually, my husband has always said himself that, if we had a baby, he would want to look after it too [...] and as for how we see our roles [...] we've always had an attitude of equality – it's not like I think, for example, that mothers are better at raising children than fathers. (H, woman, 1st interview: 426)

Almost all of the interviewees who explain their plans with recourse to gendered identities, or with the rejection of gendered identities, describe in the second interview that they had been able to realize their ideas, albeit often with some minor changes. The couple who made major changes were couple E, from an arrangement in which the man stayed at home to care for the child and the household while the woman was working full-time to an arrangement in which the man is working full-time, and doing much less unpaid work, while the woman is working part-time during parental leave, and is responsible for most household labor and childcare. The man stated in the first interview that it is hard for him to imagine not being employed; he admits in the second interview that he enjoys going to work, even knowing that this results in a double burden for his partner. The woman confirms this double burden. However, in the first interview, she also thought that being the sole breadwinner might be a burden too; adding that she knew it would be difficult for her partner to be out of work. The change in the arrangement could not be explained solely with economic mechanisms, but can also be understood as resulting from the self-perceptions of the interviewees.

In the second interview, most interviewees describe their new identity as a mother or father as being very similar to what they had anticipated. Some underestimated the influence which the transition to parenthood would have on them and their ideas regarding the division of paid work, for example. One example is woman A, who is in marginal employment, and who does not envisage working more than that in the future; as described above, she explains her feelings by stating that the couple's financial plans would be altered if she were to work part-time, adding that she cannot imagine being responsible for their income. She also makes reference to her maternal feelings:

Woman A: I don't want that responsibility, if I were to go back to work, well, part-time – earning more money, then we'd just end up planning our finances around that. No, I don't think I'd want to go that far.

Interviewer: OK – responsibility for what, exactly?

Woman A: For earning money; I'm already contributing as it is, and if my input were to become indispensable, well, I wouldn't want that – I'm too much of a mother for that. (A, woman, 2nd interview: 309-313)

From a strictly economic point of view, the woman's position is hard to understand, as the couple had decided to buy a house, and her extra income would help to pay for any liabilities; this discrepancy can be best explained with recourse to gendered identities.

Couples, but especially women, who neither planned to and nor actually did stay at home with their child for a longer period report that their social surroundings confronted them with the idea that mothers should stay at home with their child since it is not good for the child if the mother is active in the labor market. Woman E describes this when she speaks about the responses of others to the changes in their arrangements:

Well, it was really difficult for me, after I returned to my job [...] to apply for parental leave. And also, like [...] you have to take a lot of crap, you know, going back to work as a mother and all, and you prepare yourself for that, and then you go and do it, and then [...] Well, it feels a bit like they're saying "now you see why this isn't going to work". [...] Like that: I felt like people were thinking, "I see, Ms. [Name] thought she could just shoulder it all", or, "They think they can just reverse their roles – well, it doesn't work like that". (E, woman, 2nd interview: 1076-1085)

This quote shows that the woman does not want to conform to the gendered identities mothers and fathers are confronted with, and that she struggles with them. Negative reactions are only experienced by women; none of the men are criticized as negatively affecting his child's well-being, regardless of how much time he planned to and actually does spend with his child.

The gendered identities we describe here were not important for the explanations of the current situation during pregnancy in most couples. In line with the egalitarian values approach (van Berkel/de Graaf 1999), the highly educated interviewees expressed the ideal that both partners should share paid as well as unpaid work, even if they did not in practice (Dechant/Schulz 2014). Sharing paid and unpaid work equally was, for most interviewees, not part of their planned post-birth arrangements. Most interviewees did not question the idea that their division of labor would become specialized with the birth of the child, and that the woman would be the one to take on most of the housework and childcare, while the man would be responsible for most paid work. Some – like woman A, who refused at the time of first interview to take on more housework simply based on her gender – argue with gendered identities regarding the future division of work.

There are also several couples – C, E, and H – who also speak explicitly about equality concerning their post-birth arrangements. The couples C and H plan an equal division of paid and unpaid labor after at least six months, and justify this plan partly with the concept of equality. Couple C plan an equal division, based on the woman's strong work identity and the man's wish to be an active father. Woman C does not think that she, as a woman, should be the one to stay at home, and her partner agrees with that. The couple plans to achieve equality after six months of her taking parental leave, when both partners will work full-time and outsource large shares of household labor and childcare. This is different to the motivations of couple H: this couple also plan an equal arrangement, but the rationale behind it is that both partners want the man to be an active, caring father who spends more time with his child than other fathers do; at the same time, the woman wants to continue her career. Both partners say that they believe that men and women are equal-

ly able to take care for children, and that they believe in gender equality. Both partners plan to have an equal arrangement after maternity leave, when the man will take parental leave and reduce his working hours to take more responsibility for childcare and housework.

In contrast to the couples planning equal arrangements, couple E speak about gender equality, but do not plan accordingly. Both partners say that their ideal arrangement would be that they both work part-time with equal hours, sharing childcare and housework equally. As the man explains, they had to decide against this ideal, and instead for a specialization:

I have to add that this decision is, of course, a decision born out of need, out of necessity, financial necessity. Our ideal plan would have been for both of us to work part-time. (E, man, 1st interview: 125)

The idea of a gender-equal division of paid and unpaid work is discussed by the same interviewees in the second interview in a very different way. The interviewees in couples C and H enjoy their division of labor, which is as they planned it. The only aspect that couple H changed was that they outsourced household labor for a time. Woman H says in the second interview that the willingness of her partner to share paid and unpaid work equally was one important precondition for her decision to have children. Both partners in couple E – who did not plan to put their ideal of equality into practice, and whose arrangements did not conform to their plans – refer to their ideal of equality in the second interview, but explain that it was and is impossible, due to economic and occupational restrictions.

In the couples' plans for the division of housework, gender did not play a role. As discussed earlier, available time was an important factor. However, there was a difference between the women and the men planning to stay at home after childbirth: the men thought that the amount of housework they would be able to do would be dependent on the child's needs, while the women thought that they could easily take responsibility for the majority of both household labor and childcare. This is not in line with the economic dependency approach (Brines 1994), which would expect gendered rationales for the division of household labor: partners with very similar incomes share household labor the most equally, while in all other constellations the woman does more. The couples who decide that the woman will reduce or interrupt her paid work do not employ arguments of economic dependency when explaining that she will do more of the housework after childbirth.

Only one couple, couple E, planned for the man to become economically dependent on his partner. In the second interview, when this plan is no longer in practice, both partners say that the man had taken over a greater share of chores while the woman was the sole breadwinner. It had not been problematic for the male partner to take over more housework, even if it was – as expected – a problem for him to have no income of his own. The woman also does not report that it was problematic for her, or that she felt that she was more responsible for housework during the time of her sole providership.

Discussion

Previous research has shown that couples alter their division of labor upon the transition to parenthood in such a way that the women take over a greater share of the domestic tasks (Baxter et al. 2008; Cooke 2007; Dechant et al. 2014; Gjerdingen/Center 2005; Huinink/Reichart 2008; Kühhirt 2012). We examined how predominantly highly educated German couples change their division of labor upon the birth of their first child based on a qualitative, longitudinal, and event-centered study. The reason for studying the transition to parenthood in a qualitative way was to explain why previous research has found mixed evidence for the different theoretical mechanisms.

About half of the couples interviewed displayed an equal division of paid and unpaid work before the birth of the first child; the other half practiced a partly specialized arrangement, with the women doing more housework. About six to twelve months after the birth of the child, this changed: two couples share paid work, housework, and childcare equally, while the others have a specialized arrangement in which the men focus on breadwinning and the women on housework and childcare, even if the majority of these women work part-time. The couples explained their plans for the period after the child's birth – and the realization of these plans – with a mixture of economic and gendered arguments that often go hand in hand. In line with previous quantitative and qualitative studies, we could show that none of the theories is able to capture the complexity of the decisions concerning the division of labor during the transition to parenthood.

The assumption of complete specialization proposed by the new home economics (Becker 1998) does not coincide with the ideas of the couples interviewed, with both partners often wanting to be active in the labor market, and all couples wanting to share childcare. Additionally, some couples do not really have a choice concerning their future division of labor, since there are job-related aspects influencing the decision. Thus, even if the couples explain their plans for the division of labor after childbirth with income differences, as the new home economics suggests, they do not plan a complete specialization, since childcare, at least, seems to have a utility of its own. Some couples even made their decision with disregard for economic rationalities, since this produced a higher utility at least for one partner; in these decisions, norms and values were more important than income differences.

The weighing up and discussion of the different ideas described by the interviewees – and the results of comparisons of the interviews within the individual couples – were partly expected by bargaining approaches (Ott 1992). The negotiations described in the interviews deviated in two aspects from theoretical expectations: childcare as an element of domestic labor is not seen as an unfavorable task, but in fact as favorable, and one's own career is not always preferred over other activities. Some couples bargained about which partner should be allowed to stay at home, since both would have liked to take parental leave in order to care for the child, or since their income differences would have suggested another decision. Thus, the bargaining approach could benefit from including childcare as a favorable activity, even if this is not transferable to other relationships.

The available time was, for some couples, a resource used to explain the anticipated and realized division of housework, as expected by Coverman (1985): The partner who has fewer working hours is responsible for more domestic tasks. The demand/response

capability approach suggests an order to the decisions: the time spent at work determines how much household labor a person can do. Nevertheless, this is not the causal order the interviewees with specialization plans and realizations suggest: they decide first upon who is to care for the child, and whether this person is to be active in the labor market or not. Then, the person who has more time at home to take care for the child is supposed to do most of the housework. The causal order for the couple who altered their division of labor towards a more equal arrangement is also different from the theoretical assumption: it was not the woman's return to work that demanded a more equal arrangement, but the very ideal of equality that demanded both the woman's reentry and the man's reduction of his working hours. Thus, the idea of an order in the decisions is important to an understanding of couples' divisions of labor; however, when a new field of work – here, child-care – is added, the order of decisions seems to be affected, and the new field is the first to be decided upon.

The interviews showed the significance of gendered ideas, and that gendered explanations are often connected to economic rationales. The related theories discussed above helped in understanding the interviewees' explanations, without being sufficient to understand the ongoing processes. As expected, the interviewees make reference to different identities, and the women in particular anticipate that their family identity will be more important to them after the birth of their first child (Bielby/Bielby 1989). The interviews also show that the plans and realizations include complementary identities for men and women: women care for the child and do most of the housework, while men earn the greater part of the family income. Contrary to the assumptions of the identity formation approach, the men and women interviewed expected, in the first interview, the men to be active fathers who spend time with their child. The women who decided on an equal division of paid and unpaid work should feel a burden, as they have to balance their work and family identities; however, none of them expresses that feeling. When the concept of identities is included in the analysis, decisions and explanations that contradict the economic theories' logic of rationality become understandable.

The dependency approach (Brines 1994) argued that, in contrast to the economic theories, women should take over more domestic labor not only if they are economically dependent, but also when their partners are economically dependent on them. The sample only included one couple in which the man was economically dependent for some time; during this time, he did most of the housework, which is not in line with the theoretical assumption.

Since most of the couples are highly educated, it can be assumed that most of them have egalitarian values that influence their division of labor (van Berkel/de Graaf 1999). Indeed, the couples interviewed stated that they had egalitarian gender roles before the birth of the child. Contrary to the theoretical assumption of constant attitudes, many couples applied a different interpretative frame for the time after the child was born: clearly gendered ideals shaped their plans, and were still dominant at the time of the second interview, as the couples perceive themselves no longer just as men and women, but as (future) fathers and mothers. This change is more in line with the expectations from the identity formation model. Three couples continue to express a desire for egalitarian gender roles, with two of them putting these into practice.

The qualitative approach allowed us to conclude that the main explaining factor in labor division is the couples' ideals concerning parenthood, and to show that economic and gender rationales are interconnected, and in what way (Perry-Jenkins et al. 2013). Our study focused on highly educated, South German couples in their transition to parenthood, at a time before the new parental leave legislation was enacted. Therefore, we can only draw conclusions on this basis. Our findings suggest that carrying out qualitative research focusing on crucial events in couples' life courses could be of great benefit for future theoretical discussions.

References

- Authoring Group Educational Reporting (Eds.) (2013). *Education in Germany 2012. An indicator-based report including an analysis of arts education throughout the life course: Summary of important results*. Bielefeld: Bertelsmann. www.bildungsbericht.de/daten2012/summary12.pdf.
- Baxter, J., Hewitt, B. & Haynes, M. (2008). Life course transitions and housework: Marriage, parenthood, and time on housework. *Journal of Marriage and Family*, 70, pp. 259-272.
- Baxter, J., Hewitt, B., Haynes, M. & Western, M. (2013). Pathways through the life course: The effect of relationship and parenthood transitions on domestic labour. In: Evans, A. & Baxter, J. (Eds.), *Negotiating the life course. Stability and change in life pathways*. Dordrecht: Springer, pp. 145-159.
- Becker, G. S. (1998). *A treatise on the family. Enlarged edition*. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.
- Bianchi, S. M. & Milkie, M. A. (2010). Work and family research in the first decade of the 21st century. *Journal of Marriage and Family*, 72, 3, pp. 705-725.
- Bianchi, S. M., Milkie, M. A., Sayer, L. C. & Robinson, J. P. (2000). Is anyone doing the housework? Trends in the gender division of household labor. *Social Forces*, 79, 1, pp. 191-228.
- Bielby, W. T. & Bielby, D. D. (1989). Family ties: Balancing commitments to work and family in dual-earner households. *American Journal of Sociology*, 54, pp. 776-789.
- Bittman, M., England, P., Folbre, N., Sayer, L. C. & Matheson, G. (2003). When does gender trump money? Bargaining and time in household work. *American Journal of Sociology*, 109, 1, pp. 186-214.
- Blossfeld, H.-P. & Drobnič, S. (2001). Theoretical perspectives on couples' careers. In: Blossfeld, H.-P. & Drobnič, S. (Eds.), *Careers of couples in contemporary societies. From male breadwinner to dual earner families*. Oxford, New York: Oxford University Press, pp. 16-50.
- Blossfeld, H.-P., Drobnič, S. & Rohwer, G. (2001). Spouses' employment careers in (West)Germany. In: Blossfeld, H.-P. & Drobnič, S. (Eds.), *Careers of couples in contemporary societies. From male breadwinner to dual earner families*. Oxford, New York: Oxford University Press, pp. 53-76.
- Blossfeld, H.-P. & Timm, A. (2003). Who marries whom in West Germany? In: Blossfeld, H.-P. & Timm, A. (Eds.), *Who marries whom? Educational systems as marriage markets in modern societies*. Dordrecht: Kluwer, pp. 19-36.
- Breen, R. & Cooke, L. P. (2005). The persistence of gendered division of domestic labour. *European Sociological Review*, 21, 1, pp. 43-57.
- Brines, J. (1994). Economic dependency, gender and the division of labor at home. *American Journal of Sociology*, 100, 3, pp. 652-688.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2012). *Leitfaden zum Mutterschutz*. Berlin: BMFSFJ. www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/Mutterschutzgesetz,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf.
- Chesters, J. (2013). Gender convergence in core housework hours: Assessing the relevance of earlier approaches for explaining current trends. *Journal of Sociology*, 49, 1, pp. 78-96.
- Coltrane, S. (2000). Research on household labor: Modeling and measuring the social embeddedness of routine family work. *Journal of Marriage and the Family*, 62, 4, pp. 1208-1233.

- Cooke, L. P. (2007). Persistent policy effects on the division of domestic tasks in reunified Germany. *Journal of Marriage and Family*, 69, 4, pp. 930-950.
- Cooke, L. P. (2010). The politics of housework. In: Treas, J. & Drobnič, S. (Eds.), *Dividing the domestic. Men, women, and household work in cross-national perspective*. Stanford: Stanford University Press, p. 59-78.
- Coverman, S. (1985). Explaining husbands' participation in domestic labor. *The Sociological Quarterly*, 26, pp. 81-97.
- Cowan, C. P. & Cowan, P. A. (1988). Who does what when partners become parents: Implications for men, women, and marriage. *Marriage & Family Review*, 12, 3/4, pp. 105-132.
- Davis, S. N. & Greenstein, T. N. (2013). Why study housework? Cleaning as a window into power in couples. *Journal of Family Theory & Review*, 5, 2, pp. 63-71.
- Dechant, A., Rost, H. & Schulz, F. (2014). Die Veränderung der Hausarbeitsteilung in Paarbeziehungen. Ein Überblick über die Längsschnittforschung und neue empirische Befunde auf Basis der pairfam-Daten. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 26, 2, pp. 144-168.
- Dechant, A. & Schulz, F. (2014). Scenarios for the equal division of paid and unpaid work in the transition to parenthood in Germany. *Comparative Population Studies – Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 39, 3, pp. 615-643.
- Dribe, M. & Stanfors, M. (2009). Does parenthood strengthen a traditional household division of labor? Evidence from Sweden. *Journal of Marriage and Family*, 71, pp. 33-45.
- El Lahga, A. & Moreau, N. (2007). *Would you marry me? The effects of marriage on German couples' allocation of time*. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) (SOEPPapers on Multidisciplinary Panel Data Research 12).
- England, P. & Farkas, G. (1986). *Households, employment, and gender. A social, economic, and demographic view*. New York: Aldine.
- Evertsson, M. (2014). Gender ideology and the sharing of housework and child care in Sweden. *Journal for Family Issues*, 35, 7, pp. 927-949.
- Flick, U., von Kardorff, E. & Steinke, I. (Eds.) (2008). *A companion to qualitative research*. Los Angeles, London, New Delhi, Singapore: Sage.
- Gershuny, J.; Bittman, M. & Brice, J. (2005). Exit, voice, and suffering: Do couples adapt to changing employment patterns? *Journal of Marriage and Family*, 67, 3, pp. 656-665.
- Gjerdingen, D. K. & Center, B. A. (2005). First-time parents' postpartum changes in employment, childcare, and housework responsibilities. *Social Science Research*, 34, 1, pp. 103-116.
- Greenstein, T. N. (2000). Economic dependence, gender, and the division of labor in the home: A replication and extension. *Journal of Marriage and the Family*, 62, 2, pp. 322-335.
- Grunow, D., Schulz, F. & Blossfeld, H.-P. (2012). What determines change in the division of housework over the course of marriage? *International Sociology*, 27, 3, pp. 289-307.
- Haberkern, K. (2007). Zeitverwendung und Arbeitsteilung in Paarhaushalten. *Zeitschrift für Familienforschung*, 19, 2, pp. 159-185.
- Hopf, C. (1993). Fragen der Hypothesenbildung und Hypothesenprüfung. In: Hopf, C. & Schmidt, C. (Eds.), *Zum Verhältnis von innerfamilialen sozialen Erfahrungen, Persönlichkeitsentwicklung und politischen Orientierungen. Dokumentation und Erörterung des methodischen Vorgehens in einer Studie zu diesem Thema*. Hildesheim: Institut für Sozialwissenschaften der Universität Hildesheim, pp. 13-18.
- Huinink, J. & Reichart, E. (2008). Der Weg in die traditionelle Arbeitsteilung – eine Einbahnstraße? In: Bien, W. & Marbach, J. H. (Eds.), *Familiale Beziehungen, Familienalltag und soziale Netzwerke. Ergebnisse der drei Wellen des Familiensurvey*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, pp. 43-79.
- Ishii-Kuntz, M. & Coltrane, S. (1992). Predicting the sharing of household labor: Are parenting and housework distinct? *Sociological Perspectives*, 35, 4, pp. 629-647.
- Kamo, Y. (1988). Determinants of household division of labour. Resources, power, and ideology. *Journal for Family Issues*, 9, 2, pp. 177-200.

- Klaus, D. & Steinbach, A. (2002). Determinanten innerfamiliäre Arbeitsteilung. Eine Betrachtung im Längsschnitt. *Zeitschrift für Familienforschung*, 14, 1, pp. 21-43.
- Kortendiek, B. (2004). Familie: Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Traditionalisierung und Modernisierung. In: Becker, R., Kortendiek, B., Budrich, B. & Lenz, I. (Eds.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, pp. 384-394.
- Kühhirt, M. (2012). Childbirth and the long-term division of labour within couples: How do substitution, bargaining power, and norms affect parents' time allocation in West Germany? *European Sociological Review*, 28, 5, pp. 565-582.
- Künzler, J. & Walter, W. (2001). Arbeitsteilung in Partnerschaften. Theoretische Ansätze und empirische Befunde. In: Huinink, J., Strohmeier, K. P. & Wagner, M. (Eds.), *Solidarität in Partnerschaft und Familie. Zum Stand familiensoziologischer Theoriebildung*. Würzburg: Ergon, pp. 185-218.
- Mayring, P. (2007). On generalization in qualitatively oriented research [23 paragraphs]. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 8, 3.
- Mayring, P. (2008). Qualitative content analysis. In: Flick, U., von Kardorff, E. & Steinke, I. (Eds.), *A companion to qualitative research*. Los Angeles, London, New Delhi, Singapore: Sage, pp. 266-269.
- Neilson, J. & Stanfors, M. (2014). It's about time! Gender, parenthood, and household divisions of labor under different welfare regimes. *Journal for Family Issues*, 35, 8, pp. 1066-1088.
- Noonan, M. (2013). The impact of social policy on the gendered division of housework. *Journal of Family Theory & Review*, 5, 2, pp. 124-134.
- Ott, N. (1992). *Intrafamily bargaining and household decisions*. Berlin: Springer.
- Perry-Jenkins, M., Newkirk, K. & Ghunney, A. K. (2013). Family work through time and space: An ecological perspective. *Journal of Family Theory & Review*, 5, 2, pp. 105-123.
- Röhler, K. A. & Huinink, J. (2010). Pair relationships and housework. In: Treas, J. & Drobníč, S. (Eds.), *Dividing the domestic. Men, women, and household work in cross-national perspective*. Stanford: Stanford University Press, pp. 192-213.
- Rüling, A. (2007). *Jenseits der Traditionalisierungsfallen. Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Sanchez, L. & Thomson, E. (1997). Becoming mothers and fathers: Parenthood, gender, and the division of labor. *Gender and Society*, 11, 6, pp. 747-772.
- Schober, P. S. (2013a). Maternal labor market return and domestic work after childbirth in Britain and Germany. *Community, Work & Family*, 16, 3, p. 307-326.
- Schober, P. S. (2013b). The parenthood effect on gender inequality: Explaining the change in paid and domestic work when British couples become parents. *European Sociological Review*, 29, 1, pp. 74-85.
- Schulz, F. (2010). *Verbundene Lebensläufe. Partnerwahl und Arbeitsteilung zwischen neuen Ressourcenverhältnissen und traditionellen Geschlechterrollen*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schulz, F., Jabsen, A. & Rost, H. (2008). *Zwischen Wunsch und Wirklichkeit – Der Alltag erwerbsorientierter Paare beim Übergang zur Elternschaft. Methodenbericht einer qualitativen Längsschnittstudie*. Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb-Materialien 4-2008). www.ifb.bayern.de/imperia/md/content/stmas/ifb/materialien/mat_2008_4.pdf
- Singley, G. & Hynes, K. (2005). Transitions to parenthood: Work-family policies, gender, and the couple context. *Gender and Society*, 19, 3, pp. 376-397.
- van Berkel, M. & de Graaf, N. D. (1999). By virtue of pleasantness? Housework and the effects of education revisited. *Sociology*, 33, 4, pp. 785-808.
- Wengler, A., Trappe, H. & Schmitt, C. (2009). Alles wie gehabt? Zur Aufteilung von Hausarbeit und Elternaufgaben in Partnerschaften. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 34, 1-2, pp. 57-78.
- West, C. & Zimmerman, D. (1987). Doing gender. *Gender and Society*, 1, 2, pp. 125-151.

Submitted on/Eingereicht am: 17.06.2014

Accepted on/Angenommen am: 15.04.2015

Addresses of the authors/Anschriften der Autorin und des Authors:

Anna Dechant, Diplom-Soziologin
State Institute for Family Research at the University of Bamberg (ifb)
Heinrichsdamm 4
96047 Bamberg
Germany/Deutschland

Prof. Dr. rer. pol. Dr. h.c. Hans-Peter Blossfeld
Department of Political and Social Sciences (SPS)
European University Institute
Villa Sanfelice
50014 San Domenico di Fiesole (FI)
Italy/Italien

Email: anna.dechant@ifb.uni-bamberg.de
HP.Blossfeld@EUI.eu